Ex Libris

OTTONIS COMITIS
IN
STOLBERG – STOLBERG

B/56

2487-452

Bib.
Saal IV
Kasten K
Fach
Nr. 14

Digitized by Google

Reiſe nach China

durch

die Mongoley

in den Jahren 1820 und 1821

von

Georg Timkowski.

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt

von

M. J. A. E. Schmidt,
öffentlichem Lehrer der Ruſſiſchen und Neu-Griechiſchen Sprache an der Univerſität zu Leipzig.

Dritter Theil.

Aufenthalt in Pekin.

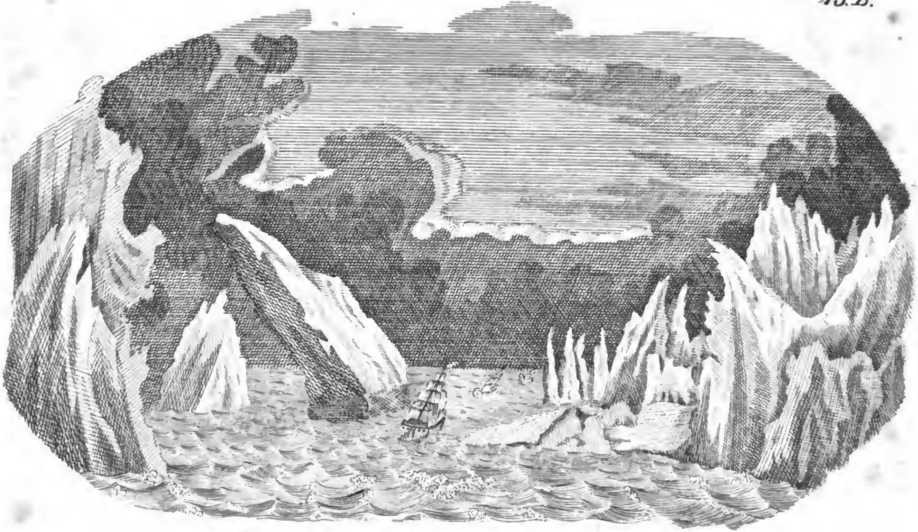
Mit einem Kupfer und einem Plane von Pekin.

Wien, 1826.
Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

13.B.

Ervick, Eingeborner aus Princeregents-Bay.

13.B.



Eine Durchfahrt durch Eisinseln.

MUSEUM

DER

NEUESTEN UND INTERESSANTESTEN

REISEBESCHREIBUNGEN

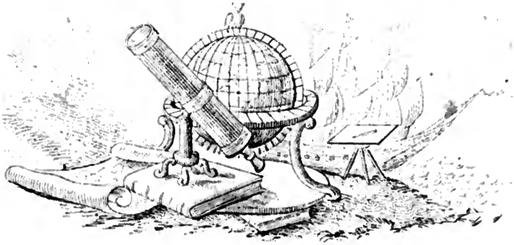
FÜR GEBILDETE LESER

VOLLSTÆNDIG

NACH DEN ORIGINALAUSGABEN

MIT KARTEN UND KUPFERN

XIII. BAND.



WIEN 1826.

Bey Kaulfuſs und Krammer, Buchhändlern.

G
1 .61
.M98
V.13

693617-020

Reiſe
nach
China durch die Mongoley.

Dritter Theil.

Erſtes Capitel.

Kurze Beſchreibung von Pekin.

I.

Allgemeine Bemerkungen über Pekin.

Benennung. Die Hauptſtadt China's iſt in der Chineſiſchen Erdbeſchreibung unter dem Nahmen Schungtiäng-fu, d. i.: die dem Himmel untergebene Stadt, bekannt. Die politiſchen Umwälzungen, die ſo oft dieſes Reich erſchüttert haben, gaben die Veranlaſſung zu den innern Abtheilungen desſelben. Der oberſte Beherrſcher jedes Appanage-Theiles nahm ſeinen Aufenthalt in der ihm unterworfenen oder am meiſten ergebenen Gegend. Auf dieſe Art waren in den Zeiten, die ſich von dem fabelhaften Alterthume entfernen und unſerer chriſtlichen Zeitrechnung näher ſtehen, die Städte Tſchanang (jetzt Siang-fu, die Hauptſtadt in Schangßi) und Loang (Diſtricts-Stadt in Chenan), in dem Laufe von eilf Jahrhunderten abwechſelnd die Hauptſtädte von ganz China. Die Kaiſer der neuen Dynaſtie verlegten, den Abſichten ihrer Politik gemäß, ihren Thron nach Norden, nach Beidſin, das in Europa unter dem Nahmen Pekin ſo ſehr bekannt iſt. Wir wollen aber eine verſtändliche Sprache reden; wir wollen die Benennung der jetzigen Hauptſtadt China's beybehalten, die auch von unſern Landsleuten angenommen iſt. Die Aſiaten müſſen ſich ſchon an die Verdrehungen gewöhnen, die von Europäiſcher Gelehrſamkeit in ihren Sprachen gemacht werden, doch wollen wir nur nicht die Benennungen vergeſſen, die auch für ſie verſtändlich ſind.

Zeit der Erbauung. Nach den Überlieferungen Chineſiſcher Chronikenſchreiber war, nicht weit von dem Platze, wo jetzt

Pekin liegt, eine ziemlich große Stadt, von einem der erſten Kaiſer des Hauſes Tſcheu erbaut, das vom Jahre 1122 bis zum Jahre 256 vor Chr. Geb. regierte. Die Nachkommen des Mongoliſchen Dſhingis-Chan, welche (vom Jahre 1280 bis zum Jahre 1367 nach Chriſti Geburt) unter dem Nahmen der Juang China beherrſchten, errichteten dort ihre Reſidenz. Chubilai, Dſhingis-Chans Enkel, legte den Grund zu Pekin, unter dem Nahmen Dádu, welches große Hauptſtadt bedeutet; ſie nannten ſie auch Dſintſchen, d. i.: Reſidenzſtadt. Sie hatte 60 Li, mehr als 30 Ruſſiſche Werſte (4¼ Deutſche Meilen ungefähr) im Umkreiſe.

Der Venetianiſche Edelmann Marco Polo, der erſte Europäer, der im dreyzehnten Jahrhunderte China beſuchte, und länger als drey Jahre im Dienſte des Chineſiſchen Bogdochan Chubilai ſtand, hat uns folgende Beſchreibung von ſeiner Hauptſtadt übergeben: „Die Stadt Chanbalu liegt am Ufer eines Fluſſes, in dem Chineſiſchen Gebiethe. Sie iſt ſehr alt, und dient ſchon lange als Hauptſtadt. Die Benennung Chanbalu bedeutet in dortiger Sprache: Kaiſerſtadt (auf Mongoliſch: Chan, Monarch, und Balgaßú, Stadt). Der Groß-Chan verſetzte ſie an eine andere Stelle, jenſeits des Fluſſes, da er durch die Sterndeuter von einem dem Reiche drohenden Aufſtande gehört hatte. Dieſe Stadt iſt in Geſtalt eines Viereckes gebaut, deſſen Oberfläche (Umfang) ſich auf 24 Meilen *) erſtreckt, indem jede Seite ungefähr 6 Meilen in der Länge hat. Die Mauern der Stadt ſind mit Abdachungen verſehen und geweißt; ſie ſind 20 Fuß hoch und 10 Fuß breit. In den Mauern ſind auf jeder Seite drey Hauptthore, und alſo in allem zwölf. Neben jedem Thore ſind prächtige Palläſte erbaut; eben ſo erheben ſich an den Ecken der Mauer ſchöne Gebäude, worin man die Waffen der Stadt verwahrt. Die Straßen und die Marktplätze ſind regelmäßig nach der Schnur angelegt, ſo daß man durch die Stadt die ganze Strecke von einem Thore bis zum andern ſehen kann. Auf beyden Seiten der Straßen ſtehen ſchöne Häuſer. In der Mitte der Stadt iſt ein Gebäude, auf welchem eine große Glocke hängt; an dieſe ſchlägt man drey Mahl des Abends, wodurch man ein Zeichen gibt, daß Niemand bis zum andern Tage aus dem Hauſe gehen ſoll, ausgenommen Ärzte und

*) Ohne Zweifel ſind Italiäniſche Meilen zu verſtehen, wovon vier eine Deutſche ausmachen.

Anm. des Überſ.

Hebammen. Aus dieſer Urſache müſſen Leute, die zur Nachtzeit auszugehen haben, eine Laterne mit ſich tragen. Bey jedem Stadtthore ſtehen tauſend Soldaten, nicht ſowohl aus Beſorgniß feindlicher Überfälle, als zur Verfolgung der Diebe und Räuber; denn der Kaiſer ſorgt ſehr dafür, dieſe ſchädlichen Menſchen auszurotten *).“

Die Hofgebäude, der Berg Dſin, die Seen und Canäle, die man jetzt noch in Pekin ſieht, ſind Denkmähler jener Zeit. Der dritte Kaiſer des letzten Chineſiſchen Hauſes Min (von 1368—1643), der bekannte Junlé, verſetzte, im Jahre 1421 **) ſeinen Hof aus Nangkin (der ſüdlichen Hauptſtadt) nach Pekin, und von dieſer Zeit an iſt dieſe Stadt der Ort des Aufenthaltes der Kaiſer und die Hauptſtadt von ganz China geworden. Die erſte Benennung derſelben, Beipin, ward in Schung-tiäng verwandelt. Junlé befahl die Stadt anders zu bauen, verſchönerte ſie mit neuen Gebäuden, umgab ſie mit einer Mauer, und von dieſer Zeit an iſt die Größe und die innere Einrichtung Pekin's, in den Haupttheilen, unverändert geblieben. Nach der Eroberung China's durch die Manſhuren (1644) errichteten ihre Chane unter dem Nahmen der Dazin'ſchen Dynaſtie, ebenfalls ihren Thron in Pekin. Der Erſte davon, Schungdſhi, concentrirte, indem er übrigens die Geſetze und Gebräuche der Chineſer unangetaſtet ließ, in der einen Hauptſtadt die oberſte Verwaltung des Reiches. Die Beſieger China's, die Manſhuren, und eben ſo die Mongoliſchen und Chineſiſchen Krieger, die Gefährten ihrer Waffenthaten — wurden Bürger von Pekin.

*) Bergeron Voyage en Asie, pag. 67.

Anm. des Verf.

**) Folglich iſt unſere erſte Hauptſtadt Moskau †) älter als Pekin. Von ihrem Urſprunge wird ſchon im Jahre 1147 erwähnt, und im Jahre 1328 war ſie das Haupt Rußlands. Siehe Karamſin's Geſchichte des Ruſſiſchen Reiches, Ausgabe von 1816 und 1817. II. Theil Seite 206, und IV. Theil Seite 201 (der Ruſſiſchen Original-Ausgabe).

Anm. des Verf.

†) Moskau nähmlich wird als die Hauptſtadt des Ruſſiſchen Reiches angeſehen, obgleich St. Petersburg die Reſidenz der Kaiſer ſeit Peter dem Großen iſt.

Anm. des Überſ.

Geographiſche Lage. Aſtronomiſchen Beobachtungen zu Folge, die von Jeſuiten an Ort und Stelle gemacht worden, iſt die nördliche Breite Pekin's auf 39 Grad 42 Minuten 15 Secunden, und die Länge von dem Pariſer Mittagskreiſe 7 Stunden 36 Minuten 22 Secunden, oder 114 *) Grad beſtimmt worden.

Pekin liegt in dem nördlichen Theile der Statthalterſchaft Dſhili, deren Hauptſtadt indeſſen dennoch Baodin-fu iſt. Von der großen Mauer, welche die nördliche Gränze China's auf der Seite der Mongoley ausmacht, ſind, nach unſerer Rechnung, bis Pekin ungefähr 200 Werſte ($28\frac{1}{2}$ Deutſche Meilen). Dieſe Stadt liegt auf einer vollkommen glatten, trockenen Ebene ohne alle Waldung. Etwa 15 Werſte (über 2 Deutſche Meilen) davon gegen Weſten ſieht man eine Kette hoher Berge, die ſich von Norden nach Südweſt erſtrecken. Aus dieſen Bergen fließen kleine Flüſſe hervor, welche ſtellenweiſe die Ebene bewäſſern. Der eine davon geht rund um ganz Pekin **), und fällt, nachdem er ſich in einen Arm unter dem Nahmen Jungché, d. i.: Canal der Zufuhr, ergoſſen hat, in den Fluß Baiché, bey der Stadt Tundſheu, 25 Werſte ($3\frac{1}{2}$ Deutſche Meilen) öſtlich von Pekin. Aus dieſem Fluſſe iſt nordwärts nach Dſintſchen ein Canal geleitet, der ſich in einige Zweige theilt, den kaiſerlichen Hof umfließt, indem er

---

*) Genauer: 114 Grad 5 Minuten 30 Secunden, oder (da Deutſche Erdbeſchreiber lieber von der Inſel Ferro oder 20 Grad weſtlich vom Pariſer Mittagskreiſe die Länge rechnen) 134 Grad 5 Minuten 30 Secunden. Vom Leipziger Mittagskreiſe iſt Pekin öſtlich 104 Grad, oder in Zeit 6 Stunden 56 Minuten; um ſoviel tritt die Sonne früher in den Mittagskreis von Pekin, als in den von Leipzig, und man zählt in Pekin 6 Uhr 56 Minuten Abends, wenn in Leipzig Mittag iſt.

Anm. des Überſ.

**) Siehe den Grundriß von Pekin, der ſich am Ende des zweyten Theiles befindet. Die Lage und Eintheilung der Stadt iſt mit möglichſter Genauigkeit beobachtet, und alle der Aufmerkſamkeit der Fremden würdige Gegenſtände angezeigt worden. Andere kleinere Dinge, als: kleine Gaſſen, Nebengaſſen u. ſ. w. ſind von mir nicht mit in den Plan eingetragen worden, da ſie mir theils unbekannt waren, theils auch ſelbſt unbedeutend ſind. — In dem Landkarten-Depot des General-Stabes Sr. kaiſerl. Majeſtät befindet ſich jetzt der neueſte Grundriß von Pekin, der nach einem größern Maßſtabe gezeichnet iſt und alle Details enthält.

Anm. des Verf.

einen See, ſichtbar durch Hülfe der Kunſt bildet, und dann, indem er einen Bogen um Dſintſchen herum macht, aus der Stadt nach Oſten zu fließt, wo er ſich mit dem Jungché vereiniget.

In der Hauptſtadt iſt die Luft geſund, ſogar für Fremde. Anſteckende Seuchen ſuchen ſelten die hieſigen Einwohner heim. Die Verheerungen der Peſt ſind ihnen gänzlich unbekannt. Die Gewäſſer ſind jedes Jahr von der Mitte des Decembers an bis zum März, bisweilen auch kürzere Zeit, mit Eis bedeckt; ſtarke Fröſte aber gibt es nicht. Die Kälte im Winter iſt 10 bis 12 Grad nach Reaumür, und gar nicht ſo empfindlich als in St. Petersburg *). Den Frühling begleiten heftige Stürme und Wirbelwinde mit Staub. Der Sommer iſt drückend durch große Hitze, und beſonders im Juny und July; zugleich fallen dabey Platzregen, welche den harten Boden, der aus Lehm und Sand beſteht, erfriſchen. Ströme von Regenwaſſer, die von den Bergen herabſtürzen, zerſtören nicht ſelten Dörfer und bringen in den obern Erdſchichten große Umwandlungen hervor. Der Herbſt iſt die ſchönſte Jahreszeit in Pekin, und beſonders der September, October und November. Die reine und gelinde erwärmte Luft, der heitere Himmel, und das ſtille Wetter, alles erquickt dann die Einwohner nach der ermattenden Sommerhitze.

Eintheilung und Größe. Pekin beſteht gleichſam aus zwey Städten oder zwey großen Theilen, die von einander durch eine hohe Mauer geſchieden ſind. Der nördliche Theil hat beynahe die Geſtalt eines vollkommenen Quadrates **) und heißt Dſintſchen, d. i.: die Thronſtadt. Der ſüdliche Theil ſtellt ein längliches Viereck vor; man nennt ſie Wailotſchen, d. i.: die äußere Stadt, im gemeinen Leben aber die ſüdliche Vorſtadt. Sie iſt nicht ſo breit von Norden nach Süden, als die Thronſtadt, aber weit länger von Oſten nach Weſten.

---

*) Wo ſie freylich nicht ſelten bis 30 Grad und mehr ſteigt.
Anm. des Überſ.

**) Einige nehmen an, die ſüdliche Mauer von Dſintſchen erſtrecke ſich von Oſten nach Weſten auf $11\frac{1}{2}$ Li (faſt $\frac{5}{6}$ Deutſche Meilen) und die öſtliche Mauer desſelben von Norden nach Süden habe 9 Li und einige Schritte (über $\frac{2}{3}$ Deutſche Meilen). Siehe Pallas Tagebuch zweyer Reiſen nach Pekin, Seite 143.
Anm. des Verf.

Den Umkreis der äußeren, das iſt der Hauptmauer von Pekin, beſtimmen alle Europäiſchen Erdbeſchreiber verſchieden. In der vom Pater Jakinf aus der Chineſiſchen Sprache überſetzten Beſchreibung von Pekin wird (im Manuſcripte) geſagt, die Mauer von Dſintſchen allein habe im Umkreiſe 40 Li (faſt 3 Deutſche Meilen), und die Mauer von Wailotſchen von drey Seiten 28 Li (2 Deutſche Meilen); folglich beträgt, mit Ausſchluß der ſüdlichen Mauer von Dſintſchen, welche 10 Li lang iſt, der ganze Umkreis Pekin's 58 Li, welche faſt 30 unſerer Werſte gleich kommen *) (ungefähr 4¼ Deutſche Meilen). Dieſe gezackten Mauern, die weder mit Gyps beworfen noch geweißt ſind, ſind aus Backſteinen gebauet, 41 Fuß hoch, d. i.: ungefähr 6 Klaftern **) (bey dieſer Ausmeſſung iſt die Höhe der gezackten Zinnen 5 Fuß 5 Zoll), und 21 Fuß, d. i.: 3 Klaftern (11¼ Ellen Leipz. M. oder 20¼ Fuß Rheinl.) dick oder breit, ſo daß man oben darauf bequem reiten kann. Zu dieſem Zwecke ſind in beſtimmten Entfernungen von einander ſanft abhängige Auffahrten gebauet, auf welchen die Reiterey bis ganz oben auf die Mauer hinaufreiten kann. Übrigens iſt alles dieſes nur von den Mauern der Thronſtadt zu verſtehen; denn die Mauern von Wailotſchen ſind dünner und einfacher, und von den Mauern anderer Städte in China nicht verſchieden. In Pekin ſind ſechzehn Thore; neun in der Thronſtadt und ſieben in der äußern Stadt. Ihre Nahmen ſind folgende:

In Dſintſchen (der Thronſtadt).

1. Gegen Süden das Hauptthor, bekannt bey dem Volke unter dem Nahmen Zängmüng (Ziangmüng); die eigent-

---

*) Herr Orlow ſagt, daß jede Seite der Mauer von Dſintſchen 6 Werſte lang iſt, und die ganze Mauer im Umkreiſe 24 Werſte hält; die Mauer von Wailotſchen hat von drey Seiten, mit Ausnahme der nördlichen, ungefähr 16 Werſte, 400 Klaftern. Und ſo iſt, wie er ſagt, der Umkreis von Pekin 40 Werſte, 400 Klaftern (faſt 5¾ Deutſche Meilen), mit Ausſchluß der Vorſtädte. Siehe Beſchreibung des Chineſiſchen Reiches. Moskwa, 1820. II. Theil Seite 62 und 66.

Anm. des Verf.

**) Oder 18 Arſchinen, welche ungefähr 22½ Elle Leipziger Maß, oder 40½ Fuß Rheinländiſch ausmachen.

Anm. des Überſ.

liche Benennung desſelben auf Chineſiſch ausgeſchnitten, iſt Dſhen-jan-müng, welches bedeutet: das gegen Süden gekehrte Thor.

2. Auf derſelben Linie gegen Oſten Tſchunwüng *), d. i.: Verehrung der Weisheit; im gemeinen Leben: Cháta.

3. Das ſüdöſtliche Thor Tſchaoján, d. i.: den Aufgang der Sonne empfangend; bey dem gemeinen Volke: Zichua.

4. Dundſhi, d. i.: gerade gegen Oſten gekehrt.

5. Gegen Norden: Angdin, dauerhafter Friede.

6. Gegen Nordweſt: Déſchen, d. i.: das Thor kriegeriſchen Muthes, welches zum Einzuge ſiegreicher Truppen beſtimmt iſt.

7. Gegen Weſten: Sſidſhi, d. i.: gerade gegen Weſten gekehrt.

8. Futſchen, d. i.: Sicherung der Ruhe; im gemeinen Leben: Pindſü.

9. Gegen Süden: Sſiuang-u, Verherrlichung der Tapferkeit; im gemeinen Leben: Schungtſchen.

In Wailotſchen (der äußern Stadt).

10. An der nordweſtlichen Ecke: Dunbäng (Dunbiang), öſtliches Seitenthor.

11. Guandſiui (Huandſiui), bey dem gemeinen Volke: Schágo.

12. Gegen Süden: Dſoang, linkes Thor des Friedens.

13. Jundin, unerſchütterliche Feſtigkeit.

14. Juang, rechtes Thor des Friedens.

15. Guanmin (Huanmin), vollkommene Ruhe.

16. Sſibängmüng, weſtliches Seitenthor.

In der Thronſtadt ſind die Thore mit ſchönen und hohen Bogen, zu neun Stockwerken und mit Schießſcharten gebauet.

---

*) Zu jedem Chineſiſchen Nahmen eines Thores muß man noch das Wort Müng, Thor, hinzufügen. Um die Wiederhohlung dieſes Wortes zu vermeiden, ſage ich Thor, und laſſe das Müng weg.
Anm. des Verf.

Unten iſt eine Art von Saal (Hauptwache) angebracht, wo ſich die Officiere und Soldaten verſammeln, welche von der Ablöſung kommen und die Wache beziehen. Vor jedem Thore iſt ein freyer, über 360 Fuß großer Platz, als wie zu den Wach-Paraden; um dieſen herum geht eben eine ſolche Mauer, wie um die Stadt. Dieſe äußere Mauer iſt ebenfalls durch Thürme gedeckt, ſo daß man aus den innern Schießſcharten mit Kanonen die Plätze innerhalb der Mauer, und aus den äußern die Vorſtädte und alle nahe liegenden Orte beſtreichen kann. Überdieß ſind, faſt alle 20 Klaftern weit, auf der Mauer kleine viereckige Wachhäuſer, und an den Ecken der Mauer ſtehen ziemlich große Thürme.

Die Straßen in Pekin ſind groß und gerade; obgleich ungepflaſtert, iſt der Boden doch ziemlich feſt. Die Hauptſtraßen ſind ungefähr 20 Klaftern (60 Arſchinen, ungefähr 75 bis 76 Leipziger Ellen, oder 136 Rheinländ. Fuß) breit. Nur eine, bekannt unter dem Nahmen Tſchanangdſe (chang-gan-kiai), d. i.: die Straße der ewigen Ruhe, hat bis 30 Klaftern (90 Arſchinen, 113½ Leipziger Ellen, oder 204 Rheinländ. Fuß) in der Breite. Sie iſt die beſte in Pekin, geht von Oſten nach Weſten in einer Krümmung, indem ſie auf der Nordſeite, von einem Theile der Mauer der kaiſerlichen Hofburg, auf der Südſeite von verſchiedenen Gebäuden und Gerichtshäuſern umgeben iſt.

Die Häuſer in der Stadt ſind gemeiniglich von einem Stockwerke, ſehr niedrig, aus Backſteinen gebauet, nicht mit Gyps beworfen und mit grauen Ziegeln gedeckt. Die Gerichtshäuſer und die Fürſtenhöfe zeichnen ſich durch einen hohen Grund und ſchöne Thore aus; überdieß ſind auf den Fürſtenhöfen Dächer von grünen, glaſirten Ziegeln. Doch für die beſten Gebäude von allen in Pekin muß man, mit allem Rechte, die erhabenen, geräumigen Tempel, mit Säulen und prächtigen Treppen von Marmor, anerkennen. Auf beyden Seiten der Hauptſtraßen ſind Kaufmannsläden, ſehr ſchön vom Äußerlichen, erbauet. Der Glanz und die Mannigfaltigkeit der Waaren, die dem Volke zur Schau ausgelegt ſind, gewähren dem Auge ein angenehmes Gemählde.

Die Straßen und Häuſer in der äußern Stadt ſind weit ſchlechter als in der Thronſtadt.

Außer den erwähnten zwey Theilen gibt es noch bey Pekin zwölf große Vorſtädte, die in der Länge ſich auf 2 Werſte ($\frac{2}{7}$ oder faſt $\frac{1}{3}$ Deutſche Meile), einige mehr, andere weniger, ausdehnen.

Den drey ſüdlichen Thoren der Thronſtadt gegenüber liegt, wie eine Vorſtadt, Wailotſchen. Vor dem Thore Jundin, das ſich in der Mitte der ſüdlichen Mauer Pekin's befindet, liegt ein freyer Platz; aber vor allen übrigen Thoren beyder Städte liegen Vorſtädte.

Anzahl der Einwohner. Die Thronſtadt und die äußere Stadt, nebſt den 12 Vorſtädten, machen gewiß eine ſehr große Stadt aus; aber folgt denn daraus der Schluß, wie mehrere Reiſende und Schriftſteller ihn machen, daß in Pekin die Zahl der Einwohner aus acht, oder wenigſtens aus drey Millionen*) beſtehe? Dieſes geht weit über das Maß einer gründlichen Volkszählung. Erſtlich iſt die Hälfte der äußern Stadt faſt leer, außer den großen umſchloſſenen Plätzen Täng-tang, des Tempels des Himmels, und Sſäng-nun-tang, d. i.: des dem Erfinder des Ackerbaues geheiligten Tempels. Dort gibt es Felder, Gärten, Begräbnißplätze. Dann ſind in Dſintſchen, oder der Thronſtadt, außer der ſehr großen kaiſerlichen Hofburg, viele Fürſtenhöfe, Vorrathshäuſer, Gerichtshäuſer, Seen, Tempel; alles dieſes nimmt mehr als die Hälfte von Dſintſchen ein. Die Straßen ſind darin ſehr breit, und die Häuſer auf beyden Seiten ſehr niedrig, von einem Stockwerke. Dieſes alles in Betrachtung ziehend hatte der Pater Gobille**) angenommen, daß in beyden Theilen der Stadt, mit allen Vorſtädten zuſammen, weniger Einwohner ſind als in Paris mit ſeinen Vorſtädten. Es iſt wahr, der bewohnte Theil Pekins iſt volkreicher als ein ähnlicher Theil von Paris oder Petersburg. Die Chineſer ſind keine Freunde davon ſich in großen Zimmern abzukühlen; ein Zimmer iſt hinreichend für viele. Zwanzig Chineſer finden bequem da Raum, wo es zehn Europäern enge ſcheint. Pater Gobille glaubt, in beyden Theilen Pekins mit den Vorſtädten müſſen mehr als zwey Millionen Einwohner ſeyn. Das iſt nur eine bloße Vorausſetzung, ſagt er, aber ſie ſcheint der Wahrheit

*) Staunton ſagt, nach den beſten Nachrichten, welche die Engliſche Geſandtſchaft erhalten habe, enthalte Pekin ungefähr 3 Millionen Einwohner. Siehe Reiſe des Lord Macartney. II. Band, Seite 285 (der Ruſſiſchen Überſetzung).

Anm. des Verf.

**) Ein Franzöſiſcher in Pekin wohnhafter Jeſuit.

Anm. des Verf.

ſehr nahe zu kommen. Etwas Beſtimmtes von der Zahl der Einwohner Pekins zu ſagen, eben ſo wie von der Bevölkerung von ganz China, iſt für einen Ausländer ſehr ſchwer, beynahe unmöglich; denn ſelbſt die hieſige Regierung, da ſie, wie man ſagt, nicht beſtändig ein genaues Verzeichniß der Unterthanen nach den Köpfen führt, hat kaum von dieſer Sache genaue Kenntniſſe. Wie dem auch ſey, ſo kann man, nach den oben auseinander geſetzten Gründen zu urtheilen, auch nach meiner eigenen Beobachtung, die Zahl der Bewohner Pekins beyderley Geſchlechtes auf zwey Millionen anſchlagen.

Einem Europäer wird die Volksmenge in einigen Straßen von Dſintſchen, und überall in den äußern Theilen Pekins, gewiß auffallen. Wirklich iſt dieſe ſo groß, daß vornehme Perſonen, wenn ſie durch die Straße fahren, Leute zu Pferde voran ſchicken, um den Weg frey zu machen. Frauenzimmer zeigen ſich ſelten öffentlich, ohne übrigens ihr Geſicht zu verhüllen, wie dieſes bey den Muhammedanern geſchieht. Mannsperſonen gehen wegen Handelsgeſchäften, noch mehr aber aus Neugierde; ſie ſtrömen in großen Haufen zuſammen, um Gaukler zu ſehen, Neuigkeiten einzuſammeln, und Wahrſagern und Marktſchreyern zuzuhören, welche die wundervollen Wirkungen ihrer Arzeneyen anpreiſen.

Was das äußere Anſehen der Chineſer betrifft, ſo ſind ſie, im Ganzen genommen, von mittlerer Größe, und die Theile ihres Körpers, beſonders Füße und Hände, ſind ſehr klein. Die Farbe ihrer Haut iſt gelblich-bräunlich, verſteht ſich, mit einigen Abänderungen, die von dem Geburtsorte und der Lebensart abhängen. Der Chineſer in den nördlichen Statthalterſchaften iſt etwas größer und weißer als der Bewohner von Dſänßi (Dſianßi) und Huandun. Der ſich immer in freyer Luft aufhaltende Kuli (Träger) iſt bräunlicher als ſein Huang (Beamter) oder ein reicher Mann, und weit ſchwärzer als irgend ein im Harem eingeſchloſſenes Frauenzimmer. Ein etwas plattes Geſicht, mit hervorragenden Backenknochen, eine nicht große und ſtumpfe Naſe, hervorſtehende und zuſammengedrückte Augen, verbunden mit der Schattirung der Haut, mit ſchwarzen und ſteifen Haaren auf dem Kopfe, die ſehr dünn im Knebelbarte und im Barte ſind — zeigen deutlich die Verwandtſchaft der Chineſer mit den Mongolen an. Man muß denken, daß dieſe Verwandtſchaft mehr von den Zeiten der Eroberung China's durch die Mongolen herrührt. Die Verſchiedenheit der Chineſer und Manſhuren iſt faſt unmerklich. Dieſe letztern ſind

indeſſen viel wohlbeleibter, ſtärker und kräftiger. Einige nehmen an, der Chineſer unterſcheide ſich noch von dem Manſhuren durch die Anlage, bey gleich guter Nahrung und ſorgenfreyem Leben, bald dick zu werden. Dieſe Bemerkung hat ihren Grund, obgleich mir viele ſehr dicke Manſhuren vorgekommen ſind, da man indeſſen dasſelbe von den Mongolen nicht ſagen kann.

Und das weibliche Geſchlecht, obgleich mit einem ſchönern Äußern, iſt übrigens ſehr weit von den Idealen der Schönheit entfernt, deren ſich andere Völker Aſiens rühmen, wie in Indien, Georgien (Gruſien auf Ruſſiſch) und beſonders die reitzenden Bewohnerinnen des ſtolzen Kaukaſus. Man trifft auch in China Frauenzimmer, vorzüglich Manſhurinnen, die ohne irgend einer Hülfe von weißer oder rother Schminke (die von Einigen gar zu verſchwenderiſch angewendet wird), ſo weiße Geſichter haben, daß man ſie den reitzendſten Europäiſchen Mädchen gleich ſtellen kann. Aber von der andern Seite haben ihre nicht großen, obgleich übrigens ſchwarzen, flammenden Augen nicht jenes Zärtliche, jenes Ausdrucksvolle, welches in den großen blauen oder ſchwarzen Augen unſerer Schönen ſtrahlt. — Die Züge des ganzen Geſichtes der Manſhurinnen ſind faſt dieſelben wie bey den Männern.

Überdieß machen in China, mehr als irgendwo ſonſt, ungewöhnlich kleine Füße einen Reitz der Frauenzimmer aus. Das Maß des Fußes beſtimmt den Werth der Braut; denn bey dieſem Volke, das auf ſeine Bildung ſtolz iſt, iſt eine Frau eine verkäufliche Waare. Der unbarmherzige Wollüſtling verſtümmelt hier ſelbſt die Natur. Bald nach der Geburt umnähet die Hebamme die Füße des weinenden kleinen Kindes mit ſtarkem Leder, damit ſie nicht mehr wachſen können. Bis zur Vollendung des völligen Wuchſes des Mädchens bemühet man ſich, durch Binden die Füße ſo klein als möglich zu machen; wovon dann die Zehen zuſammen wachſen und einen ſpitzigen Fuß, als wie nur mit Einer Zehe, bilden; der ganze Fuß mit der Ferſe iſt ſelten länger als 2½ Werſchok (faſt 5 Zoll Leipziger Maß, oder 4½ Zoll Rheinl.). Die niedlichen, mit verſchiedenen Farben ausgenäheten Schuhe zeigen dieſe Verunſtaltung noch deutlicher. Die Füße bekommen um die Knöchel eine ungewöhnliche Dicke, welche etwas durch ſeidene lange Beinkleider mit Franzen verdeckt wird. Eine ſolche unvernünftige Sitte beraubt die Frauenzimmer des ſchönſten Geſchenkes der Natur, einer freyen Bewegung. Die Bäuerinnen preſſen ebenfalls ihre Füße zuſammen, obgleich nicht in einem ſolchen Grade, wie die vornehmen, oder die

für reiche Harems erzogenen Frauenzimmer. Dieſe letztern können kaum in den Zimmern ihres frohen Gefängniſſes umhergehen. Nur die heftigſte Eiferſucht konnte die Chineſer zu ſolcher Grauſamkeit bewegen. Gleich den Türken und Perſern halten ſie ihre Geliebten unter ſtarkem Verſchluſſe, unter der Aufſicht verſchnittener Wächter; doch keiner von jenen Tyrannen der Weiber unterwirft das ſchöne Geſchlecht einer ſolchen Verunſtaltung. Die Chineſer, in vielen Dingen einzig, zeichnen ſich auch in dieſem Falle aus, ſo wie auch in andern Sitten und Gebräuchen. Nach Einiger Meynung muß dieſe raſende Mode nicht gar alt ſeyn; denn Marco Polo, der im dreyzehnten Jahrhunderte in China war, und oft genug von der Schönheit der Chineſerinnen und ihrem Putze ſpricht, hat uns nichts von dieſer Sitte geſagt.

Die Manſhurinnen laſſen ihre Füße in ihrer natürlichen Größe, dafür aber tragen ſie niedliche, mit bunter Seide geſtickte Schuhe, mit hölzernen ſchräg abgeſchnittenen Sohlen, die wenigſtens 3 Werſchok (faſt $\frac{1}{4}$ Elle Leipz. Maß, oder $\frac{2}{3}$ Rheinl. Zoll) hoch ſind. Dieſes ſeltſame Schuhwerk verhindert ſie ebenfalls frey und ungezwungen zu gehen, und macht auf einem ſteinernen oder hölzernen Fußboden ein gewaltiges Geklapper. Es ſcheint, nur allein der Trieb der Nacheiferung habe die Manſhuriſchen Damen veranlaßt, auf ein Mittel zu denken, um ihre Herkunft aus den Steppen zu verſchönern, und den gebornen Chineſerinnen in ihrem ungewöhnlichen, wankenden Gange nachzuahmen, und ihren eigenen Füßen ähnliche, übrigens aber für ihren Körper unſchädliche Feſſeln anzulegen. Überall gibt es ſclaviſche Erfüller der wunderlichen Geſetze der Mode.

Polizey. In einer großen und volkreichen Stadt muß nothwendig eine ſtrenge Polizey ſeyn. In Pekin iſt ſie ſo thätig, daß man ſehr ſelten von Unordnungen hört. Auf der Straße gehen unaufhörlich Polizey-Soldaten, mit einer Peitſche auf der Schulter, umher, um Frevler von eigenmächtigen Anmaßungen abzuhalten. Sie ſehen auf die Reinlichkeit der Straßen in Dſintſchen, und greifen, im Nothfalle, die Arbeit ſelbſt mit an. Sie halten die ganze Nacht Wache, und geſtatten Niemanden auf der Straße zu gehen, es ſey denn mit einer Laterne, oder wegen eines wichtigen Vorfalles, als die Herbeyrufung eines Arztes (wenigſtens iſt es ſo in der Polizey-Ordnung feſtgeſetzt); ſie befragen ſogar vom Kaiſer abgeſchickte Leute, und Alle ſind verbunden, ihnen eine genügende Antwort zu geben. Sie haben das Recht, bis zur Aufhellung der Sache, Jeden anzuhalten, der ſich ihnen widerſetzt oder verdäch-

tig ſcheint. Der Polizey-Meiſter macht oft unvermuthete Beſuche. Die Officiere halten ſehr ſtrenge Aufſicht über ihre Soldaten; das kleinſte Verſehen geht nicht ohne Beſtrafung hin, und den Officier unterwerfen ſie der Unterſuchung auf den andern Tag. Dieſe Polizey-Soldaten ſind geborne Chineſer, und machen ein irreguläres Truppen-Corps aus.

Außerdem gibt es in Pekin eine zahlreiche Reiterey und Fußvolk. Ihre Hauptpflicht beſteht darin, an den Thoren und Mauern zu wachen, und bey der erſten Aufforderung zum Ausmarſche bereit zu ſeyn. Dieſe Truppen, die ein Corps von ungefähr 80,000 Mann ausmachen, werden in acht Manſhuriſche Diviſionen, acht Mongoliſche und eben ſo viel Ubſheng-Tſchocha oder Chineſiſche eingetheilt, welche zur Unterwerfung ihres Vaterlandes unter die Manſhuren mitgewirkt haben, wie dieß im zweyten Theile Seite 145 aus einander geſetzt worden iſt. Jede Diviſion unterſcheidet ſich durch die Farbe ihrer Fahnen und der dieſer entſprechenden Uniform. Die gelbe Fahne (Diviſion) iſt die oberſte; ſie hat Häuſer in Dſintſchen, und nimmt den ganzen nördlichen Theil von Oſten bis Weſten ein; ſie wird wieder in die erſte gelbe Fahne ohne Einfaſſung und in die zweyte gelbe Fahne mit rother Einfaſſung getheilt. Die dritte rothe Fahne ohne Einfaſſung und die vierte rothe mit gelber Einfaſſung; deren Aufenthalt iſt in dem weſtlichen Theile von Dſintſchen, den ſie indeſſen nicht ganz einnimmt. Der nördliche Theil davon iſt der gelben Fahne vorbehalten. Die blaue Fahne nimmt denjenigen Theil der Stadt ein, der an den kaiſerlichen Hof gränzt; ihre Wohnungen, die ſich hierauf gegen Süden von dem Hofe hin wenden, erſtrecken ſich in einer Parallel-Linie, der ſüdlichen Mauer gegenüber, bis zur weſtlichen. Dieſe Fahne theilt ſich in die fünfte bloß blaue, und ſechste blaue Fahne mit einer rothen Einfaſſung. Endlich iſt die weiße ſiebente Fahne ohne Einfaſſung, und die achte mit einer rothen Einfaſſung. Sie iſt in die Mitte des öſtlichen Theiles der Stadt verlegt, und gränzt gegen Norden an die erſte und gegen Süden an die dritte Fahne. Jedem Oberbefehlshaber einer Fahne ſind ſechs niedere Befehlshaber untergeordnet. Dieſen Befehlshabern der Unter-Abtheilungen wird der Befehl über ihre Landsleute anvertraut. Jede Fahne hat ihre Kanzelley, Zeughaus, Schatzkammer und Schule für Kinder. Man muß ſagen, daß hier Kriegsleute auch die wichtigſten bürgerlichen Ämter in Gerichtshöfen verwalten, wie dieß auch in Rußland ehedem der Fall war. Die Miniſter, Vorſitzer, und

Expeditoren ſollen, indem ſie den Schreibepinſel *) führen, nicht die Kunſt zu reiten, mit dem Bogen zu ſchießen u. ſ. w. verlernen. So iſt die Einrichtung der Manſhuriſchen Truppen. Das Pekin'ſche Corps (außer der eigentlich Chineſiſchen grünen Fahne, die in Wailotſchen liegt) iſt ſelten vollſtändig gegenwärtig; denn ganze Regimenter davon werden zum Dienſte an die Kriegsbefehlshaber der Hauptgränzplätze geſchickt, als z. B. an den Fluß Ili, nach Uläßutai, Tſchitſchigar und Tibet.

Eine der Hauptpflichten der Pekin'ſchen Polizey iſt die Verhinderung einer Hungersnoth. In der Stadt, ſo wie auch in den Vorſtädten, gibt es eine Menge Getreidehöfe, wo Reiß, für den Fall einer Hungersnoth, aufbewahrt wird. Wenn die wegen der Getreidehöfe gegebenen Befehle in den Provinzen eben ſo ſtreng, als in der Nähe des Hofes, beobachtet würden, ſo könnte nie eine Hungersnoth entſtehen, die indeſſen oft die volkreichen Chineſiſchen Statthalterſchaften, wegen der Kälte und außerordentlichen Mißbräuche der Getreide-Aufſeher, verheert; außer dieſen Getreide-Magazinen hat der Chuandi noch andere Vorrathshäuſer, wo man Weitzen in Körnern, verſchiedene Früchte und Futter für das Arbeitsvieh aufbewahrt.

II.

Beſondere Umſtände von Dſintſchen.

Dſintſchen beſteht aus drey Theilen, die in einander eingeſchloſſen und mit beſondern Mauern umgeben ſind. Der erſte Theil, der nächſte an der kaiſerlichen Hofburg, heißt Dſündſintſchen (die Feſtung, Cittadelle). Die Zahlen 17, 18, 19 und 20 auf dem beygefügten Grundriſſe von Pekin bezeichnen die vier Hauptthore zu dieſem Theile, und zeigen ſeine Größe. Wir fügen zu dieſem die Strecke zwiſchen dem Thore unter 21 und dem Thore unter 17, hinzu, welche den Haupteingang ausmacht.

*) Die Chineſer, Manſhuren und Mongolen bedienen ſich keiner Federn. Sie ſchreiben gewöhnlich, ſehr ſchnell und ſchön, mit einem großen Pinſel, und gebrauchen dabey Chineſiſches Papier und Dinte.

Anm. des Verf.

Die zweyte Abtheilung endiget ſich mit den Thoren 22, 23, 24 und 25; man nennt ſie Chuantſchen, d. i.: kaiſerliche Stadt, die Ruſſen aber gaben ihr den Nahmen der rothen Stadt, von der Farbe der Mauern.

Endlich die dritte Abtheilung begreift die ganze Thronſtadt, Dſintſchen genannt, welche neun Thore hat, wovon vorher geſprochen worden iſt.

1. Dſündſintſchen oder die kaiſerliche Hofburg.

Wir haben ſchon geſagt, daß der Umkreis der Hofburg auf dem Grundriſſe durch die Thore 17, 18, 19 und 20 beſtimmt wird. Ihre Geſtalt iſt eine Art länglichen Viereckes. Sie iſt mit einer dicken und hohen gezackten, aus Backſteinen erbauten Mauer umſchloſſen. Über jedem Thore, ſo wie auch an den vier Ecken der Mauer, ſind geräumige und hohe Gebäude errichtet. Dſündſintſchen hat ungefähr 6 Li (mehr als 3 Werſte, faſt ½ Deutſche Meile) im Umkreiſe. Um die Mauern herum iſt ein breiter, mit behauenen Steinen ausgelegter Graben geführt. Dem nördlichen, öſtlichen und weſtlichen Thore gegenüber ſind Zugbrücken angebracht.

Das Innere der Hofburg enthält eine Reihe von Höfen und Sälen, oder Zimmern, wovon immer eines ſchöner und prachtvoller als das andere iſt.

Wenn man in die Thronſtadt Pekin's durch das ſüdliche Thor Zäng (Ziang) hineinkommt, und gegen Norden zu geht, muß man zuerſt quer durch eine große Straße gehen, welche mit der ſüdlichen Mauer der Stadt parallel läuft. Dann kommt man auf einen großen viereckigen, mit marmornen Geländern umgebenen Platz. Dieſer Platz endiget ſich gegen Norden mit dem Thore 21, welches das Däzin'ſche heißt, zu Ehren des Manſhuriſchen Kaiſerhauſes, das jetzt China beherrſcht. Unten ſind drey große Thore, die nur dann geöffnet werden, wenn der Kaiſer ſelbſt aus der Hofburg ausfährt. Die Übrigen gehen durch die Thore 26 und 27 aus und ein. Das zweyte Thor Täng-wang (Tiang-wang) mit gewölbten Bogen iſt ſehr groß und tief; über demſelben iſt ein ſchöner Saal gebauet.

Der Raum zwiſchen 21 und 22 macht einen geräumigen Hof aus, der mit großen Backſteinen gepflaſtert, und mit Hallen und Gallerien, die von mehr als 200 Säulen getragen werden, umgeben iſt, welches, wie die Einwohner ſagen, einen majeſtätiſchen Anblick

gibt. Dieſer Hof endigt ſich gegen Norden mit der Straße Tſchang-ang, mit welcher er durch die zwey Thore 26 und 27 Gemeinſchaft hat. In gleich weitem Abſtande von dieſen Thoren muß man, auf der eben erwähnten Straße, zwey Triumphbogen bemerken, die auf dem Grundriſſe angezeigt ſind. Den Thoren 26 und 27 faſt gegenüber fließt ein halb ausgetrockneter Bach oder Canal, über welchen fünf marmorne, mit Säulen, Geländern und von Stein ausgehauenen Löwen verzierte Brücken gehen. Dieſe Brücken führen zu dem zweyten Thore (22), das aus fünf Durchgängen beſteht; nur allein der Kaiſer kann durch die drey mittelſten davon gehen, die andern zwey ſehr niedrigen ſind für Alle offen, die das Recht haben, bey Hofe zu erſcheinen. Übrigens ſind nur die älteſten Manſhuriſchen Fürſten des Rechtes gewürdiget, durch das innere Thor hineinzureiten. Die Mauern desſelben ſind dicker als 20 geometriſche Schritte *); oben iſt, ſo wie auch bey den andern Thoren, eine Wohnung darauf gebaut, und daneben ein kleiner Hof, der zu dem dritten Thore (28), Duang genannt, führt. Ehe man zu dieſem kommt, ſieht man auf der rechten Seite (29) Taimiao. Das Chineſiſche Wort Miao bedeutet einen Tempel; in dieſem verbeugt man ſich verehrend vor den Gedächtnißtafeln mit den Nahmen der Vorfahren der Manſhuriſchen Kaiſer. Der Anblick dieſes Tempels iſt ſehr ſchön. Der Kaiſer beſucht zu gewiſſen Zeiten denſelben zur Erfüllung der gewöhnlichen Opfergebräuche zur Ehre ſeiner Vorfahren. Zur linken Hand von dieſem Gebäude ſteht Schedſitang (30), der Tempel zur Verherrlichung der Erde und des auf ihr wachſenden Getreides; und hier kommt der Chuandi zu einer feſtgeſetzten Zeit her, um die gewöhnlichen Opfer darzubringen. 28, 31 und 32 ſind die Thore eines geräumigen Hofes, wo ſich die Fürſten jeden Monath verſammeln, um die Befehle des Chans **) zu vernehmen. Die

---

*) Der Verfaſſer erklärt ſich nicht darüber, ob dieſer geometriſche Schritt von 5 Fuß oder von 2½ Fuß zu verſtehen ſey, welches freylich für die Dicke dieſer Mauer einen mächtigen Unterſchied ausmacht.

Anm. des Überſ.

**) Vielleicht Chuandi's. Doch zuweilen nennt ihn der Verfaſſer auch Chan, weil die Mongolen den Chineſiſchen Kaiſer doch den Bogdochan nennen.

Anm. des Überſ.

Hofbeamten bewirthen ſie mit Thee, und tragen ihre Nahmen in die Verzeichniſſe ein, die dazu gehalten werden. Wenn Einer von ihnen an dem beſtimmten Tage nicht erſcheinen kann, ſo iſt er verbunden, die Urſache ſeiner Abweſenheit zu melden. Auf eben dieſem Hofe bezeigen die zinsbaren Fürſten dem Kaiſer ihre Unterwürfigkeit entweder in eigener Perſon oder durch Bevollmächtigte. Der Chuandi macht den Fürſten und ihren Abgeſandten Geſchenke, und dieſe Geſchenke werden als Belohnungen angenommen. Dort gibt man auch den Europäiſchen Geſandten Geſchenke. 33 und 34 ſtellen wahrſcheinlich Miao Fandſintſchan vor, oder den Aufbewahrungsort der ausländiſchen claſſiſchen Bücher, nahe bey 31. Es iſt nicht bewieſen, ob ſich darunter auch die Bücher der heiligen Schrift befinden *).

Alles, was wir bis jetzt ſahen, macht gewiſſer Maßen den äußern Theil der Hofburg aus; in das Innere derſelben führt das

*) Der berühmte Ricci, einer der erſten Jeſuiten, die nach China gekommen ſind, äußerte den Gedanken, daß in alten Zeiten Hebräer — nahmentlich in Kaifüng, der Hauptſtadt der Statthalterſchaft Chenang, gewohnt haben. Die in China befindlichen Römiſch-katholiſchen Miſſionäre haben ſich eifrig bemüht, dieſen Gedanken in der Meynung der Europäer aufrecht zu erhalten. Aber alle ihre Forſchungen über dieſen Gegenſtand ſind (und zwar ſehr natürlich) bloß muthmaßliche Schlüſſe geblieben. Der Abbé Groſier hat, im vierten Theile ſeines Buches de la Chine, das ganze eilfte, aus 22 Seiten beſtehende Capitel mit den unbewieſenen Überlieferungen der Jeſuiten von in China lebenden Hebräern angefüllt. Aus dieſen ſieht man unter anderm, daß gewiſſe Iſraeliten von Kaifüng dem Pater Goſani, einem Portugieſiſchen Jeſuiten, der an dem Orte geweſen war, berichtet hatten, es ſolle ſich in einem der Pekin'ſchen Tempel, dem oben erwähnten Fandſintſchan, unter den übrigen ausländiſchen Büchern, eine Bibel in Hebräiſcher Sprache befinden. Die Franzöſiſchen und Portugieſiſchen Jeſuiten erbathen ſich von dem Kaiſer die Erlaubniß, in den erwähnten Tempel zu gehen und jene Bücher zu ſehen. Pater Parenin nahm Theil an dieſen Unterſuchungen; aber man fand dort nichts. Pater Bouvé glaubt wenigſtens, man habe in dieſer Büderſammlung auf einigen Handſchriften Syriſche Buchſtaben geſehen. Man denkt, der Vorſteher des Miao (Tempels) habe gegen die Miſſion mit Hinterliſt gehandelt, und diejenigen Bücher verborgen, welche ſie mit ſolchem Eifer ſuchten.

Anm. des Verf.

ſchöne Thor (17). Es heißt der ſüdliche Thurm oder Vorhof, und beſteht aus drey Arkaden; über dieſen iſt ein Saal gebaut, welcher größer iſt, als in den vorhergehenden Gebäuden. Auf beyden Ecken dieſes Thurmes ſind zwey Gänge angebracht, die nach Süden zu, ungefähr auf einen Flintenſchuß weit gehen, und ſich gegen Oſten und Weſten mit Zimmern oder Sälen endigen. Dieſe Gänge erſtrecken ſich bis 31 und 32. Bey dem ſüdlichen Thore hängt eine Glocke und eine Trommel oder Pauke, worauf man ſchlägt, wenn der Kaiſer aus der Hofburg ausfährt oder wenn er dahin zurückkehrt.

Aus dem Thore 17 tritt man in einen Hof, hinter welchem ein tiefer und mit Waſſer gefüllter Canal, mit fünf Brücken von koſtbarem Marmor, ſich befindet, die mit Gittern, Säulen, Pfeilern, Vorſprüngen mit ausgehauenen Löwen und anderer Bildhauer-Arbeit geſchmückt ſind. Neben dieſen kommt man zu dem dritten Thore, das in dem Grundriſſe mit keiner Zahl bezeichnet iſt. Hinter dieſem iſt ein ſchöner Hof, Taichedàng, wohin man ebenfalls durch die Seitenthore 35 und 36 kommen kann. Dieſer Hof iſt mit Hallen und Gallerien umgeben, die mit Altanen und Säulen verziert ſind. Man verſichert, daß alles dieſes zuſammen den Blick mächtig ergreift. An der Nordſeite des Hofes (37) iſt der ſchöne Saal Taichedàng, oder der kaiſerliche Thronſaal. In dieſen gelangt man auf fünf marmornen Treppen, deren jede zwey und vierzig Stufen enthält; die mittlere Treppe iſt ſehr breit und für den Kaiſer beſtimmt; die Fürſten und hohen Staatsbeamten gehen auf den zwey nächſten; die Seitentreppen ſind die engſten, und den Verſchnittenen und Hofbedienten überlaſſen. Am Neujahrstage und an andern feyerlichen Tagen verſammeln ſich die hohen Staatsbeamten vor dem Taichedàng zu Folge ihrer Rangordnungen. Der Kaiſer ſitzt in dem Saale auf dem Throne. Die Fürſten, die Miniſter und die vornehmſten Großen ſtehen um ihn her; die Civil- und Militär-Beamten bezeigen dem Kaiſer ihre Ehrfurcht, indem ſie ſich bis zur Erde verbeugen. In demſelben Saale empfängt der Chuandi die fremden Regenten und ihre Abgeſandten. Man ſagt, zur Zeit der Chineſiſchen Dynaſtie ſey dieſer Saal ein Wunder der Welt geweſen. Aber der Aufrührer Liſütſchen, der Pekin und die Hofburg, unter der Regierung des letzten Kaiſers der Dynaſtie Min-Tſchungſhen inne hatte — und aus Furcht vor den Manſhuren, die mit Schnelligkeit naheten, ſeine Beute fahren zu laſſen gezwungen war, wollte ſeinen Grimm noch vor dem Weggange zeigen; er zündete die Hofburg an, und Taichedàng ward ein Raub der Flammen. Die Manſhu-

ren ſtellten es in der Folge wieder her, wenn auch nicht mit der ehemahligen Pracht, doch im ehemahligen Geſchmacke.

Hinter Taichedäng, zu deſſen Seiten die Gänge 38 und 39 erbaut ſind, gibt es viele andere hinter einander ſtehende Palläſte; ſie werden durch größere und kleinere Höfe von einander getrennt. Das ſiebente Gebäude der Hofburg iſt der ſogenannte ſehr erhöhete Saal; das achte iſt unter dem Nahmen des mittlern hohen Saales bekannt. In das neunte, genannt das Zimmer der höchſten Eintracht, kommt der Kaiſer zwey Mahl des Tages, um über die Reichs-Angelegenheiten mit den Tſchuntan's oder Miniſtern und den hohen Beamten der ſechs oberſten Gerichtshöfe ſich zu berathen. Das zehnte Gebäude iſt der Vorhof des heitern Himmels, und das eilfte heißt die Wohnung des heitern Himmels. Dieſes iſt höher, reicher und prachtvoller als alle andern. Vor demſelben auf dem Hofe iſt ein kleiner Thurm von vergoldetem Kupfer errichtet, mit einem ſpitzigen Gipfel, 12 bis 15 Fuß hoch, und mit einer Menge Figuren verziert, die mit bewundernswürdiger Reinheit gearbeitet ſind. Auf beyden Seiten dieſes Thurmes ſtehen zwey große Rauchfäſſer von vergoldetem Kupfer, wo Tag und Nacht wohlriechende Sachen brennen. Die zwey folgenden Zimmer, wovon das eine das ſchöne Haus des Mittelpunctes, und das andere das Haus, das den Himmel in ſich faßt, genannt wird, machen mit der vorhergehenden Wohnung das aus, was man im eigentlichen Sinne die kaiſerlichen Zimmer nennen kann. Wirklich wohnt in dieſen drey Abtheilungen der Kaiſer, die Kaiſerinn, die kaiſerlichen Gemahlinnen und Beyſchläferinnen. Dieſe Wohnung iſt in einem länglichen Vierecke eingeſchloſſen, das man in dem Umkreiſe (40) ſehen kann, weil es nicht möglich war, alle Gebäude auf dem Grundriſſe vorzuſtellen. In der Abtheilung, welche die Zimmer enthält, worin der Kaiſer und die Kaiſerinn wohnen, ſind Mauern und Thore höher als in den Abtheilungen, welche die von den kaiſerlichen Gemahlinnen und Beyſchläferinnen bewohnten Zimmer enthalten. Übrigens ſind im Innern dieſer Abtheilungen kleine Canäle, Springbrunnen, Seen, Blumenbeete, Fruchtgärten u. ſ. w. Die verwitwete Kaiſerinn wohnt in einer geräumigen und ſchönen Hofburg, weſtlich von dem Hofe Taichedäng (41), die unter dem Nahmen Dſüningun, d. i.: der Pallaſt des innigen Mitleidens und der Ruhe, bekannt iſt. Öſtlich von demſelben Hofe iſt (42) ein anderes Hofgebäude, das der Thronerbe bewohnt, wenn er dazu erklärt iſt.

40 iſt eine Triumphpforte.

Hinter der kaiſerlichen Wohnung iſt ein großer Saal angebracht, der kaiſerliche genannt, der den Platz der vierzehnten Abtheilung der Gebäude ausmacht. Aus dieſer Abtheilung kommt man in die fünfzehnte und letzte in Dſündſintſchen gegen Norden, der Vorhof der geheimen (geiſtlichen) Mannhaftigkeit genannt (19). Es macht eines von den Thoren von Dſündſintſchen aus. Hinter dieſem ſind noch kaiſerliche Zimmer, die ſchon einen Theil von Chuantſchen ausmachen, welches wir weiter unten beſchreiben werden.

Außer den Höfen und Palläſten, wovon wir geſprochen haben, gibt es noch in Dſündſintſchen viele andere Gebäude, als: Dſúngdſitſchú — der geheime Rath; Nüigé — der Senat; Neiufú — das Hof-Comptoir; eben ſo auch eine große Anzahl Manufacturen und Magazine, ſchöne Tempel, eine Schule, wo man die Großfürſten in der Manſhuriſchen und Chineſiſchen Wohlredenheit unterrichtet; die kaiſerliche Druckerey, eine vortreffliche Apotheke mit Labporatorium u. ſ. w.

2. Chuantſchen *). Dieſe Abtheilung fängt bey 21 an, und geht gegen Norden, durch die Straße Tſchanáng, bis zu der Triumphpforte, die dicht am ſüdlichen See ſteht; dann wendet ſie ſich gegen Weſten, hierauf wieder gegen Norden, und geht durch das Thor 25; dann neigt ſie ſich gegen Oſten, jenſeits der Seen, geht bey dem Thore 24 und dem Bache vorbey, dehnt ſich nach Süden, am öſtlichen Ufer desſelben hin, wird durch das Thor 23 unterbrochen, durchſchneidet wieder den Bach, reicht bis an das Thor 22, und geht dann ſüdwärts bis zu dem Thore 21, von wo ſie angefangen hat, und macht auf dieſe Art im Umkreiſe 18 Li, ungefähr 10 Ruſſiſche Werſte ($1\frac{1}{2}$ Deutſche Meile) aus. Dieſer ganze Raum war, unter dem Kaiſer Jünlé für die kaiſerliche Hofburg beſtimmt, und er ließ die Ringmauer darum in der Geſtalt bauen, in der ſie noch jetzt beſteht. Seine Nachfolger gaben mehrere Plätze an Privat-

*) Europäiſche Gelehrte, die das Schriftzeichen Chuan, das Kaiſer, kaiſerlich bedeutet, für das gleichbedeutende Chuan, gelb, genommen haben, überſetzen irrig Chuantſchen, die gelbe Mauer. Die Mauern von Chuantſchen ſind jetzt (1821), mit rother Farbe bedeckt; nur das Dach darauf iſt von Ziegeln gemacht, die gelb glaſirt ſind.
Anm. des Verf.

Leute, und erlaubten Kaufleuten, ſich an dieſem Orte niederzulaſſen, die nun überhaupt in dieſer Abtheilung viele Kaufläden haben. Jetzt wohnen dort größten Theils Beamte und Diener des Hof-Comptoirs.

Tritt man aus Dſündſintſchen gegen Norden heraus, durch den Vorhof der geheimen Mannhaftigkeit (19), und geht über den Bach oder Graben, auf einer ſchönen marmornen Brücke, ſo tritt man in die ſechzehnte Abtheilung der Hof-Palläſte, der ſehr hohe nördliche Vorhof genannt (43); die ſiebzehnte Abtheilung der Hofburg (unter 44) heißt der Vorhof Wangßui, oder: viele Jahre. Wangßui iſt einer von den unter dem Volke gewöhnlichen Titeln des Kaiſers. Dieſe beyden Vorhöfe ſind von einander durch einen Hof geſchieden, der ſich 30 Klaftern von Süden nach Norden, und ungefähr 200 von Oſten nach Weſten erſtreckt.

Die Thore 44, 45 und 46 gehören zu dem geräumigen Gebiethe, in welchem der Berg Dſin ſich befindet. Dieſer Berg iſt von Menſchenhänden aufgethürmt, und dazu hat man die beym Graben der Gräben und Seen ausgegrabene Erde genommen. Man ſagt, man habe in den Grund dieſes Berges eine große Menge Kohlen gelegt, die bey einer vorfallenden Belagerung der Stadt als Vorrath dienen ſollen. Dſinſchang beſteht aus fünf nicht hohen Hügeln, wovon der mittelſte der größte iſt. Die übrigen ſind mit ihren Abhängen gegen Oſten und Weſten gewendet. Sie ſind mit Bäumen bedeckt, die bis oben hinauf in ſymmetriſchen Reihen geſtellt ſind. Hier unterhält man Haſen, Kaninchen, Hirſche, wilde Ziegen und ähnliche Thiere, wobey zugleich die Luft von dem Geſange der Vögel ertönt, die auf den Bäumen umherfliegen. Auf dieſen Berg ging Tſchungdſheng, der letzte Chuandi der Dynaſtie Min, um nicht lebendig in die Hände des Aufrührers Lidſütſchen zu fallen, der, wie oben erzählt wurde, die Hofburg inne hatte. Dieſer unglückliche Kaiſer hieb ſeine Tochter mit dem Säbel nieder, und henkte ſich dann ſelbſt an einem Baume, auf dem Berge Dſin, am Morgen des 15. (25. n. St.) Aprill 1644. Am Vorabende dieſes Tages entging ſeine Gemahlinn, durch einen ähnlichen Tod in der Hofburg, der Verfolgung des Lidſütſchen. Der Kaiſer Zäng-lung hat Dſinſchang ſehr verſchönert, indem er darauf vortreffliche Gärten und angenehme Spaziergänge angelegt, und ein prächtiges Haus und Säle zu Schauſpielen und Concerten erbauet hat. Überhaupt iſt Dſinſchang auch bis jetzt wirklich der ſchönſte Platz in Pekin.

Nördlich von dieſem Berge ſieht man den Vorhof 47. Etwas

höher iſt der Pallaſt 48 erbaut, der kaiſerliche Hof des langen Lebens genannt. Jetzt iſt er unbewohnt. Nur beym Todesfalle der Kaiſer werden ihre Leichname, bis zur Einrichtung des Begräbnißplatzes, in dem eben erwähnten Hofe ausgeſtellt. Weiter hin geht eine lange und breite Straße, auf deren linken Seite eine Reihe Buden gebauet iſt, die Werkſtätte der Hof-Feuerwerker und Lackirer, die Niederlagenhöfe für Bauholz, und auch eine zweyte Reihe Buden, der erſten ähnlich. Auf der rechten Seite ſind auch zwey ſolche Reihen. Der dazwiſchen befindliche Raum iſt mit Häuſern und ſogar mit Schlöſſern beſetzt. Dort ſteht auch ein kleines hölzernes Gebäude, in welchem die Soldaten des kaiſerlichen Garde-Regimentes iher Wohnungen haben. Dieſe Straße endiget ſich mit dem Vorhofe Diang, d. i.: der Ruhe auf Erden (24); er macht eines von den Thoren von Chuantſchen aus, und iſt die zwanzigſte und letzte Abtheilung der kaiſerlichen Hofburg. Jetzt kann man es ſogar für die ein und zwanzigſte rechnen, ſeitdem der Kaiſer Zäng-lung auf Dſinſchang das Schloß erbauet hat, von dem wir oben ſprachen.

Die Hauptorte in Chuantſchen und Dſintſchen ſind größten Theils Tempel oder Miao, Gerichtshäuſer und Schlöſſer, und deßwegen ſind auf dem Grundriſſe, um die beſondern einzelnen Verweiſungen darauf abzukürzen, einige allgemeine Zeichen gemacht. Die Tempel ſind durch Sternchen bezeichnet. Doch fanden wir für gut, eine Menge der kleinern Miao wegzulaſſen; denn außerdem, daß die Zahl der Sternchen gar zu groß geworden wäre, gibt es kein Chineſiſches Schloß oder der Regierung gehöriges Gebäude, wo nicht ein Tempel dazu gehörte.

Der Buchſtabe S bezeichnet ein der Regierung gehöriges Schloß eines kleinen Königs oder Fürſten aus dem Geſchlechte der Kaiſer der Manſhuriſchen Dynaſtie, beſonders der Fürſten, die an der erſten Eroberung China's Theil genommen haben. Alle erhalten von der Regierung einen ſehr bedeutenden Gehalt zum Unterhalte für ſich ſelbſt und die bey ihnen befindlichen Staatsbeamten. Die Prinzen vom Geblüte und die eben erwähnten Fürſten theilen ſich in beſondere Claſſen; wovon die der erſten Claſſe den Titel Zinwan haben; die der zweyten heißen Dſiun-wan; die der dritten: Beilé, die der vierten: Beißé, und die von der fünften: Gun (Hun). Bey dem Tode eines von dieſen Fürſten geht ſeine Würde auf denjenigen Sohn über, der von dem Vater zum Erben ernannt iſt; die übrigen Kinder bleiben unter der allgemeinen Benennung

Chuan-Daidſü, d. i.: die gelbumgürteten *) Prinzen; aber ſie haben keine ihnen verliehenen Schlöſſer. Übrigens können die Manſhuren, nicht bloß durch ihre Abſtammung, ſondern auch durch Vermählungen mit dem regierenden Hauſe, Fürſten ſeyn.

Der Buchſtabe G bedeutet Gerichtshöfe oder Gerichtshäuſer, ſowohl obere dirigirende, als untere oder untergeordnete. Wir werden davon in der Folge ſprechen.

Auf der Weſtſeite von Dſündſintſchen und Dſinſchang ſind Seen, die von Menſchenhänden ausgegraben ſind. Gegen Norden ſind fünf Luſthäuſer in dem See ſelbſt erbauet. Der Kaiſer macht auf einer Gondel Spazierfahrten dahin. Dort wohnen auch, wie die Einwohner Pekin's ſagen, im Sommer die reitzendſten der Chineſiſchen Frauen aus dem Harem des Chuandi.

Über den Luſthäuſern iſt (49) ein ſehr angenehmer Platz mit einem ſchönen Gebäude am Ufer des Sees. Nördlich davon iſt ein Tempel erbauet, wo die koloſſale, aus vergoldetem Kupfer verfertigte Bildſäule des Fo oder Schigemuni, des Stifters des Lamaiſchen Glaubens, aufgeſtellt iſt. Das Bild hat hundert Arme und iſt über 60 Fuß hoch. Der Tempel iſt unlängſt erſt gebauet und iſt ein ſehr ſchönes Gebäude mitten in einem großen Garten. Gegen Nordoſt davon ſteht ein anderer Tempel.

Wenn man ſich gegen Süden wendet, zeigt ſich dem Blicke eine Inſel in dem See (50), die einen Berg bildet, auf dem ein Baitá oder weißer Obelisk, in Form einer hohen ſpitzigen Säule aus weißem Marmor, errichtet iſt. Der Hügel, auf dem dieſer Obelisk ſteht, beſteht aus ſeltenen Steinen, die in alten Zeiten aus den ſüdlichen Statthalterſchaften China's herbey geſchafft worden ſind. Die gegenwärtige Dynaſtie hat dieſe Inſel in einen Mongoliſchen Tempel verwandelt, worin Verſchnittene als Lama's dienen. Übrigens gibt es darauf, außer den Tempeln, viele Thronſäle und Luſthäuſer, die mit ſehr gutem Geſchmacke gearbeitet ſind; alles dieſes biethet einen erhabenen Anblick dar, welchem noch die am Ufer der Inſel ſelbſt errichteten Geländer von weißem Marmor eine be-

*) In China iſt die gelbe Farbe dem Kaiſer vorbehalten. Die Manſhuriſchen Prinzen ſtreben ſehr, wenigſtens durch gelbe Gürtel, den Beweis ihrer kaiſerlichen Herkunft zu bewahren.

Anm. des Verf.

ſondere Schönheit verleihen. Dieſe Inſel macht eine der ſchönſten Zierden der Hauptſtadt China's aus.

An dem öſtlichen Ufer deſſelben Sees iſt ein Garten von Maulbeerbäumen, Sſan-juang, angelegt, um Seidenwürmer aufzuziehen. An der nördlichen Ecke davon (51) iſt ein Tempel, dem Schutzgeiſte des Seidenbaues geweiht. Die regierende Kaiſerinn beſchäftiget ſich, zu feſtgeſetzten Zeiten, jeden Frühling dort mit dem Aufziehen der Seidenwürmer. Die Hofdamen theilen dieſe wohlthätige Arbeit, welche die Aufmunterung zum Seidenbaue zum Zwecke hat, welcher für China zur Bekleidung der Bewohner unentbehrlich iſt, auf gleiche Weiſe, wie der Kaiſer durch eigenhändige Bearbeitung eines Feldes, die Fortſchritte des Ackerbaues befördert.

In derſelben Richtung, zwiſchen zwey Bergen, das iſt: zwiſchen Dſinſchang und dem weißen Obelisk, trifft man (52) ein ſchönes Schloß, wo die Gedächtnißtafeln des Kaiſers Kanßi aufbewahrt werden. Der Kaiſer geht zu gewiſſen Tagen, wegen des Andenkens an Kanßi, einen der berühmteſten und glücklichſten Beherrſcher China's, hin. Er regierte von 1662 bis 1722; begünſtigte die Verkündigung des Evangeliums, und beſchützte beſonders die Jeſuiten aus Achtung für ihre Gelehrſamkeit. Der See, auf dem der Obelisk ſteht, wird durch eine prächtige marmorne Brücke von einem andern großen See geſchieden, der in der Länge nach Süden zu 2 Li ($\frac{1}{7}$ Deutſche Meile) hat. Die Ufer dieſes Sees ſind auch mit verſchiedenen Schlöſſern, Tempeln und Luſthäuſern geſchmückt.

Auf der Südſeite davon muß (53) ein Luſtſchloß, Intai, ſeyn. Es hat prachtvolle Gärten, Säle und Spaziergänge. Der größte Theil der Gebäude davon iſt ſchon zur Zeit der Mongoliſchen Kaiſer aus dem Hauſe Juang, gebauet. Man ſagt, in dieſem Schloſſe habe der verſtorbene Chuandi Dſäzin perſönlich die Hauptverſchwörer des letzten Chineſiſchen Aufſtandes, der im Herbſte 1813 ausbrach, verhört.

54 iſt ein Thor, das aus dem Schloſſe nach dem ſüdlichen See führt.

Weſtlich von dieſem See ſieht man (unter 55) das ehedem den Franzöſiſchen Jeſuiten gehörige Kloſter, durch welches auch von ihnen der Mittagskreis von Pekin gezogen iſt. Dieſes Gebäude iſt in Pekin unter dem Nahmen Beitan, d. i. nördlicher Tempel, bekannt.

Wenn man längs der Mauer von Chuantſchen nach Norden zu, von dem Thore 25 aus, geht, ſieht man (über 56) viele Gebäude von einerley Art, die in einer Reihe nach Norden zu gebauet ſind. Dieſes ſind die Pulver- und Salpeter-Magazine. In Chuantſchen ſind noch andere der Regierung gehörige Magazine, wo Seide, Doppelmatten, Leder, Leinwand, Öhl, Wein, Eſſig, Eyer, Porzellan, lackirte Sachen, Brennholz, Kohlen u. ſ. w. aufbewahrt werden.

Etwas gegen Oſten, der Mitte der Pulver-Magazine gegenüber (57), iſt ein Thiergarten für Tieger, und weiter unten ein großer Lamaiſcher Tempel.

Gerade gegen Nordweſten von Chuantſchen, im Innern des umſchloſſenen Platzes, iſt ein Luſthaus (58) erbauet, aus welchem der Kaiſer das Schießen mit Bogen und die Pferderennen ſeiner Krieger anſieht.

In der Richtung gegen die nordweſtliche Ecke von Chuantſchen findet man (unter 29) einen Ort, wo gewöhnlich das Pulver bereitet wird.

Auf der andern Seite des Baches bemerkt man das Gebäude 60; hier verfertiget man verſchiedenes Hausgeräthe für die Hofzimmer. Weiter unten (61) iſt ein großer Mongoliſcher Tempel, Sſúndſhußú *), worin der Kutuchtá wohnt, der vornehmſte von den in Pekin befindlichen drey Oberprieſtern der Lamaiſchen Religion. Bey dieſem Tempel iſt eine große Druckerey, um geiſtliche Bücher in Tibetiſcher Sprache zu drucken.

62 ſind die kaiſerlichen Marſtälle, deren auch viele in andern Gegenden dieſes Stadtviertels ſind.

63 iſt die Manſhuriſche Schule der Ruſſiſchen Sprache.

Geht man gegen Süden, ſo ſieht man einen Platz, mit 64 bezeichnet, das iſt das Archiv. An der Südſeite davon iſt der Gerichtshof, der über die Hofküchen die Gerichtsbarkeit hat; er iſt mit 65 bezeichnet. Nahe an der Ringmauer von Dſündſintſchen iſt ein anderer Gerichtshof (66), in welchem man ſich mit Sachen beſchäf-

*) Tſchen-Lama, unſer guter Freund hat hier ſeinen Aufenthalt, von dem im dritten Capitel dieſer Reiſe viel geſprochen worden iſt.
Anm. des Verf.

tiget, welche die Abbildung der Schutzgeiſter auf den Häuſern betreffen.

Weiter unten von Chuantſchen, oder an der Südſeite der Ringmauer, iſt ein Gebäude, zwiſchen dem Bache und der Mauer (67), das iſt ein Luſthaus, aus dem die Großen des Hofes dem Schießen mit Bogen zuſehen.

3. Dſintſchen. Dieſe dritte Mauer iſt die Ringmauer der ganzen Thronſtadt.

Südlich von Chuantſchen und weſtlich von dem Eingange in die Hofburg befindet ſich Tſchugutin, oder der Gerichtshof (68), wo einſt eine Trommel ſtand, und wo man Tag und Nacht eine aus Beamten und Soldaten beſtehende Abtheilung von Mannſchaft unterhielt. In alten Zeiten ging, wer vor einem Gerichte kein Recht finden konnte, dahin, und ſchlug auf die Trommel. Auf dieſen Schall verſammelten ſich die Beamten, unterſuchten die Klage des Bittenden, und entſchieden entweder ſelbſt ſeine Sache, oder verſchafften dieſer ihren geſetzlichen Lauf. Jetzt iſt dieſe Gewohnheit des alten Rechtes abgeſchafft.

Wenn man gegen Weſten auf der Straße der ewigen Ruhe weiter geht, trifft man links ein anderes Gebäude, den Verwahrungsort der Fahnen, Abzeichen und anderer Decorationen, welche hinter dem Kaiſer bey ſeinem Ausfahren aus der Hofburg hergetragen werden. Noch weiter gegen Weſten, unter dem Buchſtaben M, iſt die Muhammedaniſche Hauptmoſchee für die Turkeſtanen. Auf der andern Seite, oder auf der Oſtſeite von dem Eingange in die Hofburg, auf derſelben Straße (unter 69), iſt ein zweyter Verwahrungsort für die Decorationen, welche vor dem Kaiſer bey den oben erwähnten Fällen vorgetragen werden. Beynahe der ganze übrige Theil dieſes Stadtviertels iſt von Gerichtshäuſern eingenommen. Darunter ſind ſechs Haupt-Gerichtshäuſer, von welchen die andern abhängen. Es iſt oben von Gerichtshöfen im Innern der Hofburg die Rede geweſen. Sie ſind in der Form eines Reichsrathes eingerichtet, und haben das Vorrecht der höchſten Inſtanz über die andern Gerichtshöfe, ſogar über die ſechs dirigirenden.

(70) öſtlich von dem Zugange zu der kaiſerlichen Hofburg Dſunſhing-Fú, oder der fürſtliche Gerichtshof, der über Alles, was die kaiſerliche Familie betrifft, verfügt.

(Unter 71) Libu oder die Wapenkammer, iſt der erſte und

vornehmſte unter den ſechs dirigirenden Gerichtshöfen. Ihre Pflichten beſtehen darin, die Civil-Beamten in die verſchiedenen Provinzen des Reiches zu ernennen, über ſie die Aufſicht zu führen und über ihre Aufführung dem Kaiſer Bericht zu erſtatten.

(72) Chúbu, oder der Gerichtshof der Schatzkammer, der die Reichseinkünfte und Ausgaben verwaltet und alle Rechtshändel über Ländereyen entſcheidet. Dieſer Gerichtshof iſt die zweyte dirigirende Behörde.

(73) Liíbu, der Gerichtshof der Rangbeſtimmungen, oder der Ceremonien-Meiſter-Gerichtshof, der dritte dirigirende Rath. Er entſcheidet Alles, was die Chineſiſchen Ceremonien, Religion, Vorſtellung der Geſandten und Erklärungen mit ihnen betrifft u. ſ. w.

(74) Táiijuang, der mediciniſche Gerichtshof.

(75) Zintángdſäng, die aſtronomiſche Akademie oder Behörde, dem Gerichtshofe der Rangbeſtimmung untergeordnet.

(76) Chúnlußü, der Gerichtshof, der über die Ceremonien bey Hofe zu entſcheiden hat.

(77) Gúnbu (Húnbu), der Gerichtshof der der Regierung gehörigen oder öffentlichen Gebäude, die ſechste dirigirende Behörde.

(78) Binbu, der vierte dirigirende Militär-Gerichtshof. Die Unterhaltung und Verwaltung der Truppen, und dann die Poſt im Innern des Reiches machen den Gegenſtand ſeiner Arbeiten aus.

(79) Weſtlich von dem Eingange zur kaiſerlichen Hofburg iſt Sſinbu, oder der Criminal-Gerichtshof, die fünfte dirigirende Behörde.

(80) Dutſchájuáng, oder der Gerichtshof der General-Procuratoren, von andern der Polizey-Gerichtshof genannt, von welchem die Procuratoren in den Statthalterſchaften abhängen. An dieſen Gerichtshof gelangen auch Bittſchriften, die an den Kaiſer gerichtet ſind und ſehr wichtige Dinge betreffen.

Der Gerichtshof (unter 79) iſt das zweyte Departement des Criminal-Gerichtshofes, der dem erſten untergeordnet iſt.

Drey kleinere Gerichtshöfe zur linken Seite ſind beſondere Gerichte von drey Procuratoren, die über die Criminal-Sachen der eigentlichen Einwohner Pekin's zu entſcheiden haben.

Wendet man ſich nach dem öſtlichen Theile der Stadt, ſo ſieht man auf dem ſüdlichen Theile der Straße der ewigen Ruhe, nahe bey dem Canale unter (81), Chángling-juang, oder den Gerichtshof der Chineſiſchen Geſchichte und Wohlredenheit. Der Vorſitzer und die Mitglieder, die dieſen Gerichtshof ausmachen, ſind die ausgezeichnetſten von der Regierung ernannten Gelehrten, Chángling genannt. Die gelehrten Chineſer, und die hohen und niedern gelehrten Stellen hängen von dieſem Gerichtshofe ab; er erwählt und ernennt die Unterſucher und Richter für die Werke, die man von den Candidaten bey ihrer Erhebung zu Civil-Würden fordert. Derſelbe Gerichtshof ernennt auch die beſten Dichter und Redner, die verbunden ſind, die Stunden ihrer Muße zur Ausarbeitung von Gedichten oder redneriſcher Proſe zu widmen, um ſie dem Kaiſer vorzulegen.

In der Richtung deſſelben Canales gegen Süden, bey der Brücke Dſhunjuichü (82), iſt der Ruſſiſche Geſandtſchaftshof und das Stawropigiſche *) Kloſter zur Reinigung Mariä. Hier hat die Ruſſiſch-kaiſerl. Miſſion ſeit länger als 100 Jahren ihren Aufenthalt. Der Raum dieſes Kloſterhofes, auf Chineſiſch: Weitúnguáng (Weitunhuang), hat faſt alle Bequemlichkeiten eines ruhigen und angenehmen Lebens in ſich. Ohne Beengung des Raumes können darin 50 und mehr Menſchen Platz finden; es ſind vortreffliche Fruchtgärten und Blumenbeete angelegt. Ich ſage es

*) Im Ruſſiſchen: stawropigialnüi, von dem (ſpätern) Griechiſchen σταυϱοπηγία (stawropigia nach Reuchliniſcher, stauropegia nach Erasmiſcher Ausſprache) Heftung an's Kreuz, Kreuzigung. (Faſt alle aus der Griechiſchen in die Ruſſiſche Sprache übergegangenen Worte haben die ſogenannte Reuchliniſche Ausſprache der jetzigen Griechen, daher stawropigialnüi, wo man nach der Erasmiſchen Ausſprache des Griechiſchen stauropegialnüi ſprechen würde). Bey den Ruſſen bezeichnet aber dieſes Wort: nur vom heiligen Synode (dem höchſten geiſtlichen Gerichte in Rußland) unmittelbar abhängig, und nicht dem Kirchenſprengel irgend eines Biſchofes unterworfen.

Anm. des Überſ.

kühn, einem edlen Manne, der die Einſamkeit nicht ſcheuet, Geiſtesbeſchäftigung liebt, und gern ſich der Erfüllung der Zwecke des Vaterlandes widmet, einem ſolchen Manne wird das Leben in Pekin nie ein Zeitraum der langen Weile oder des Leidens dünken. Dort kann man immer Gegenſtände finden, würdig einer aufmerkſamen Unterſuchung; man kann auch Zeit und Gelegenheiten zu angenehmer Zerſtreuung finden.

Zu dem Ruſſiſchen Kloſter gehört die Kirche zu Mariä Himmelfahrt, die in dem äußerſten nordöſtlichen Winkel von Dſintſchen (23) ſich befindet. Dorthin ſind unſere Kaſaken, die unter dem Kaiſer Kanßi im Jahre 1685 gefangen genommen wurden, aus der Stadt Albaſin, die am linken Ufer des Fluſſes Amur lag, verſetzt worden. Jetzt ſind bey dieſer Kirche einige kleine dem Kloſter zugehörige Häuſer.

Nicht weit von dem Ruſſiſchen Kloſterhofe gegen Süden (84), gerade an der Stadtmauer, iſt Gáwliguang (Hawlihuang), oder der Koreiſche Kloſter- oder Tempelhof.

Wenn man etwas gegen Nordoſten von unſerm Kloſterhof über den Canal hingeht, befindet ſich auf der Straße der ewigen Ruhe (85) Lifangjuáng, der Gerichtshof der auswärtigen Angelegenheiten, die auf Rußland, die Mongoley, Ili, das öſtliche Turkeſtan, Tibet und Korea Bezug haben.

Beynahe dem Thore dieſes Gerichtshofes gegenüber, auf der Südſeite derſelben Straße, iſt (86) Tängdſü oder der Schamaniſche Tempel, der zur Verehrung der Ahnen der Manſhuriſchen Dynaſtie gewidmet iſt. Am erſten Tage jedes neuen Jahres, am 1. jedes Monathes, und bey beſondern Vorfällen am Hofe, eben ſo auch zur Zeit der Abreiſe aus der Hauptſtadt, oder der Ankunft darin, begibt ſich der Chineſiſche Kaiſer in dieſen Tempel, um hier die feſtgeſetzten Ceremonien zu vollziehen. Bey der Rückkehr von Truppen aus einem ſiegreichen Kampfe bringt man, unter Vortragung der Fahnen, dem höchſten Geiſte die Dankſagung.

Weit mehr rechts, nahe bey der öſtlichen Stadtmauer (87) iſt Gúnjuáng (Hunjuang) oder Dſiútſchan, eine Abtheilung von Cháng-jing-juáng. Der geräumige Platz, wo man gewöhnlich die vom Civil-Dienſte, wegen Beförderung zu Würden, prüft, beſteht aus 10,000 Zimmern oder Kämmerchen; außer den ſchönen Gemächern für die Beamten, die ſich einfinden, um

die Prüfungen zu halten. Dieſe letztern führen die Aufſicht über die Schriftſteller, nicht ſowohl der guten Ordnung wegen, als damit der Unwiſſende nicht die Beyhülfe ſeines gelehrteren Gefährten benutze. Mit eben der Strenge hält man auf die Candidaten beym Eintritte Aufſicht, daß ſie nicht Bücher, oder ſchon fertige, von andern geſchriebene Schriften mitbringen. Ähnliche Prüfungsplätze ſind auch in den Gouvernements-Städten eingerichtet. Der Kaiſer ernennt dahin als Vorſitzer Chang-ling's aus der Hauptſtadt, welches vornehme, den erſten Großen des Reiches gleich ſtehende Leute ſind.

Die kaiſerliche Sternwarte iſt ebendaſelbſt (88) auf der öſtlichen Stadtmauer. Sie wurde unter der Dynaſtie Juang im Jahre 1279, im ſechzehnten Jahre des Kaiſers Juangdſhi, vor länger als 500 Jahren, geſtiftet. Da die ehemahligen aſtronomiſchen Geräthſchaften durch die Länge der Zeit zum Gebrauche untauglich geworden waren, wurden nach dem Willen des Kaiſers Kanßi im Jahre 1673, unter Anleitung der Jeſuiten, ſechs neue Inſtrumente verfertiget. Dort ſtehen auch die aſtronomiſchen Inſtrumente, welche von dem Engliſchen Geſandten, Lord Macartney, als Geſchenke des Königs von England überbracht wurden.

Gegen Nordweſten von der Sternwarte, näher gegen Chantſchen (unter 89) iſt ein Ort bezeichnet, wo das Kloſter zum heiligen Joſeph war, das in Pekin unter dem Nahmen des öſtlichen chriſtlichen Tempels bekannt iſt. Darin hielten ſich die Jeſuiten der verſchiedenen Europäiſchen Reiche auf, ausgenommen die Franzoſen, die, wie oben erwähnt, ihr eigenes Kloſter hatten. Bey der in dieſem Kloſter im Jahre 1812 entſtandenen Feuersbrunſt iſt es vernichtet worden.

Im Norden des gedachten Kloſters geht eine große Straße, auf deren Durchkreuzung (90) eine hölzerne *) Triumphpforte, auf Chineſiſch: Dun-ßü-pai-lou, d. i.: die öſtliche der vier

---

*) Wegen Entfernung der waldigen Gegenden von Pekin, und wegen der Schwierigkeit, Laſten dahin zu bringen, kommen hölzerne Gebäude ungleich theurer als ſteinerne zu ſtehen. Daher zeigt ſich eben hierdurch der Reichthum und der Luxus der Erbauer, und ſie ſind hier ſehr ſelten.

Anm. des Verf.

Triumphpforten, ſteht. Sie iſt aus hohen, oben mit Querbalken in einigen Schichten übereinander verbundenen Säulen errichtet, mit rother Farbe angeſtrichen und mit Inſchriften und Abbildungen verſchiedener Thiere verſehen.

Der Tempel Lúnfußü (91) gegen Weſten, ſteht gerade neben dem Thore und auf der Nordſeite von Maſchi, oder dem Roßplatze. Der Bau dieſes prachtvollen Tempels kam im Jahre 1452 hoch zu ſtehen; er iſt unter der jetzigen Dynaſtie, unter der Regierung des Jundſhen, neu gebaut worden. Auf dem Hofe desſelben iſt, am neunten und zehnten, am neunzehnten und zwanzigſten, am neun und zwanzigſten und dreyßigſten Tage jedes Monathes vom Mittage an großer Markt, zu welchem ſich von allen Theilen der Stadt Kaufleute mit Waaren verſammeln. Der Zuſammenfluß des Volkes iſt außerordentlich. Reiche und hohe Familien fahren mit ihren Kindern zum Vergnügen hierher.

Lange Reihen von Gebäuden (92 und 93) näher an der öſtlichen Stadtmauer, biethen ſehr große Vorrathshäuſer zur Niederlage von Reiß dar. Aus dieſen werden monathlich Lebensmittel an die Officiere und Soldaten des Pekin'ſchen Corps ausgegeben *).

Von da gegen Norden, nicht weit von dem Angdin'ſchen Thore, iſt (94) Junchogün, ein geräumiger Platz, wo ehedem das Schloß des vierten Sohnes des Kanßi ſtand. Sein Sohn Zäng-lung befahl das Schloß niederzureißen, und ließ an deſſen Stelle 1) ein Haus zu Ehren des Jundſhen; 2) ſchöne Zimmer für ihn ſelbſt, für die Fälle, wenn er hierher kam, die Ceremonien zum Andenken ſeines Vaters zu verrichten; 3) einen prächtigen Tempel zu Ehren des Fo; 4) ein Kloſter, wo mehr als 300 Mongoliſche Lama's wohnen, erbauen. Sie haben mehr als 200 Schüler, welche die Tangutiſche oder Tibetiſche Sprache lernen, geiſtliche, in dieſen Sprachen geſchriebene Bücher zu verſtehen, und die Lehre des Fo, die Arzeneykunde und andere Wiſſenſchaften ſtudieren. Hier befinden ſich auch Bildhauer und Mahler. Die Lama's leſen in ihren Tempeln Tag und Nacht Gebethe. Überhaupt iſt Junchogun der erſte Tempel, wegen ſeiner Größe und der Pracht ſeiner Gebäude. Er ſteht an

---

*) An die Mitglieder der Miſſion wird der beſte Reiß aus den Hof-Magazinen gegeben.

Anm. des Verf.

Schönheit der kaiſerlichen Hofburg und den Luſtſchlöſſern nicht nach, die unter Zäng-lung erbaut ſind.

Über die Straße nach Weſten hin, iſt (95) Hódſúdſáng, oder die kaiſerliche Univerſität, in welcher viele Profeſſoren ſind, welche die Chineſiſche und Manſhuriſche Beredſamkeit lehren. In dieſem Gebäude iſt dem Confucius (Kun-fu-tßü *) und ſeinen Jüngern ein ſchöner Tempel errichtet. Zu gewiſſen Zeiten des Jahres, und unabänderlich am erſten Tage des zweyten Mondes, kommt der Kaiſer hierher, um ſeine Ehrfurcht dem Andenken des Philoſophen Confucius, als eines Weiſen und Volkslehrers, zu bezeigen. Die Eingänge, Thore, Höfe und Zimmer von Hodſúdſáng ſind wegen ihrer ſchönen Bauart ſehr merkwürdig.

Südlich von der Univerſität, auf der Weſtſeite der Straße, die von dem Angdin'ſchen Thore ausgeht, trifft man (96) das Verwaltungs-Büreau von Schúngtángfú oder des Gouverneurs von Pekin. Fu bedeutet auf Chineſiſch eine Stadt der erſten Claſſe; zu dieſem Fu ſetzt man noch gewöhnlich hinzu Dſheu und Sſáng (Sſiang) oder Stadt der zweyten und dritten Claſſe, gleichſam Kreisſtadt und Diſtrictsſtadt. Schungtángfu, d. i.: Pekin, begreift, außer vielen davon abhängigen Dſheu und Sſáng, zwey beſondere Sſáng in ſich, deren jede einen eigenen Vorgeſetzten oder Director hat. Dem Director von Daßingßáng, der die bürgerlichen Angelegenheiten der Bewohner des öſtlichen Theiles von Pekin und der dazu gerechneten Dörfer in einer Linie von 15 Werſten ($2\frac{1}{2}$ Deutſche Meilen) unter ſeiner Gerichtsbarkeit hat, gehört das Haus (97) gegen Südoſten von dem vorhergehenden Verwaltungs-Bureau des Gouverneurs. Nahe dabey gegen Oſten iſt der Münzhof, deren man noch zwey in andern Theilen von Dſintſchen findet. Dem Vorgeſetzten oder Director von Wang-ping-ßáng, dem der weſtliche Theil Pekin's mit ſeinem Überreſte untergeordnet iſt, gehört ein anderes Haus (98) zu, dem nordweſtlichen Winkel von Chuantſchen gegenüber.

Geht man nördlich aus dem Kaiſerhofe durch Chuantſchen, ſo trifft man bey einer Brücke über einen Bach, etwas zur Rechten

*) So ſchreibt der Verfaſſer den Nahmen, der gewöhnlich ſonſt immer Kong-fu-tße geſchrieben wird.

Anm. des Überſ.

(99) das Haus der oberſten Polizey: Tidu-jámung. Weiter gegen Norden iſt (100) Gulóu, oder ein Thurm mit einer Trommel. Dieſe ſchlägt man fünf Mahl des Nachts, ſo daß man es in allen Theilen der Stadt hört. Ehedem, ſagt man, war hier eine kupferne Waſſer-Uhr, die jetzt außer Gebrauch iſt. So wie dieſer Thurm, ſo iſt auch der folgende unter Junlé, dem dritten Kaiſer des Hauſes Min, erbaut worden.

Etwas nördlicher iſt ein Thurm (101), auf dem eine große Glocke hängt, zu demſelben Gebrauche wie die Trommel. Junlé befahl 5 Glocken zu gießen, wovon jede 3000 Pud *) wiegen ſollte. Die am lauteſten tönende und am beſten bearbeitete iſt 3 Werſte (faſt ½ Deutſche Meile) von Pekin gegen Weſten auf dem Choſchan'ſchen Tempel **); die zweyte iſt bey dem Eingange in die kaiſerliche Hofburg nahe bey dem Thore 17, von dem wir geſprochen haben; die dritte iſt auf Dſhunlou, von dem eben jetzt die Rede iſt; die andern ſind ohne weitere Beachtung in dem nächſten Tempel bey Dſhunlou gelaſſen worden.

Der ganze nordweſtliche Winkel von Dſintſchen wird von großen und künſtlichen Seen bewäſſert, durch welche große Dämme gezogen ſind, beſetzt mit dickbezweigten Weiden. Es wachſen deren viele auch an den Ufern der Seen. Übrigens iſt dieſer Theil der Stadt ſehr wenig bevölkert.

Die weſtliche Seite von Dſintſchen zertheilt in zwey Theile der Tſcheugéu, oder ein ſtinkender Canal, der von Norden gegen Süden gezogen iſt, um den Unreinigkeiten Abfluß zu verſchaffen.

Auf der Straße, die in die Stadt von dem ſüdlichen Thore aus führt, gerade am Anfange des Tſcheugéu, ſieht man einen Platz, worauf das Kloſter (102) war, in dem einſt die Miſſionäre der Propaganda, oder der Geſellſchaft zur Verbreitung des Glaubens, wohnten; jetzt iſt dieſes Kloſter nicht mehr.

---

*) Das iſt: 120,000 Ruſſiſche Pfund, welche 104,400 Leipz. Pfund oder 949 Zentner und 10 Pfund betragen.

Anm. des Überſ.

**) Siehe II. Thl. Seite 219.

Anm. des Verf.

Geht man etwas gegen Oſten, ſo wendet man ſich ſüdlich in eine große gerade Straße. Links ſteht ein großes altes Gebäude (103); das iſt der Tempel Chugoßü, bekannt durch einen zahlreich beſuchten Markt, der alle Monath den 7. und 8., 17. und 18., 27. und 28. gehalten wird.

Geht man noch immer ſüdwärts auf der großen Straße, ſo tritt man in die hölzerne Triumphpforte (104), auf Chineſiſch: Sſi ßipailou, d. i: die weſtliche der vier Triumphpforten, den öſtlichen entgegengeſetzt.

Kommt man von dieſer Pforte gegen Weſten zu dem Stadtthore Sſidſhi, ſo ſieht man (105) den Tempel Diwanmiao, wo die Gedächtnißtafeln aller Chineſiſchen Kaiſer und großer Männer, mit Ausnahme der Gottloſen, von Fußi an, dem Stifter des Reiches, bis zu den Kaiſern des jetzt herrſchenden Hauſes, aufbewahrt werden. Hier bringt man zu einer feſtgeſetzten Zeit ein Opfer zum Andenken der weiſen Kaiſer und der wackern Helden, die ſich durch friedliche Tugenden oder Großthaten auf dem Felde des Kampfes berühmt gemacht haben. Auf beyden Seiten dieſes Palladiums erheben ſich Triumphbogen; und gegenüber ſteht ein ungeheurer Schild, bey welchem — aus Ehrfurcht für die Stelle — weder vorbey zu reiten noch zu fahren erlaubt iſt; Alle müſſen zu Fuße vorüber gehen, oder hinter dem Schilde weg reiten oder fahren. Daran erinnern Inſchriften, die in beſondere Säulen eingeſchnitten ſind.

Auf der Weſtſeite des gedachten Tempels erhebt ſich ein großer Obelisk (106), der mit Kalk geweißt iſt. Die Errichtung desſelben ſetzt man in's eilfte Jahrhundert. Chubilai, Mongoliſcher Chan auf dem Pekin'ſchen Throne, öffnete im Jahre 1721 dieſen Obelisk, und fand darin unter anderm, eine Münze, auf der ſein Nahme geprägt war, als wäre es eine Vorherſagung ſeiner Herrſchaft über China; ein Werk der Mongoliſchen Lama's, welche gern den Chineſern glauben machen wollten, die Vorſehung ſelbſt habe Chubilai zu ihrem Kaiſer beſtimmt.

Von der weſtlichen Triumphpforte weiterhin auf der großen Straße bis ganz an die ſüdliche Mauer von Dſintſchen, nahet man dem Thore Schungtſchen. Nicht weit von dieſem, gegen Oſten, iſt (107) ein großes Kloſter, worin jetzt Katholiken vom Franciskaner-Orden wohnen, die einzigen Europäiſchen Miſſionäre in Pekin, die vom Papſte abhängen.

Weſtlich von dem Thore Schungtſchen, bey der ſüdlichen Stadtmauer, iſt (108) der Thiergarten, in dem man die Hof-Elephanten unterhält.

Außer den von uns beſchriebenen Gebäuden in Dſintſchen, ſind faſt auf jeder Straße kleine Triumphbogen errichtet, die man richtiger die rothen *) nennen könnte, wegen ihrer Farbe, und deßwegen, weil ſie nur die einzige Verzierung der Stadt ausmachen, die übrigens gar zu beſcheiden und ſogar nichtig iſt, in Vergleichung mit Europäiſchen Werken dieſer Art.

III.

Wailotſchen.

Dieſer Theil Pekin's ſteht an Größe, Schönheit der Gebäude und Zahl der Einwohner Dſintſchen nach. Der Umkreis davon iſt oben beſtimmt worden, wo im Allgemeinen von der Eintheilung Pekin's die Rede war. Jetzt wollen wir auf die Orte und Gebäude dieſer Stadt hinzeigen, die der Aufmerkſamkeit der Fremden werth ſind.

Der Hauptausgang aus der Thronſtadt nach Wailotſchen iſt durch das ſüdliche Thor Zäng. Die mittlere Durchfahrt durch das Thor iſt für den Kaiſer vorbehalten; das Volk aber geht gewöhnlich durch die öſtlich und weſtlich von dem Hauptdurchgange liegenden Seitenvorhöfe. Aus dem gedachten Thore geht gegen Süden eine gerade, ſehr breite Straße, die mit Steinen gepflaſtert iſt, und Wailotſchen in zwey Theile, den öſtlichen und weſtlichen, theilt. Dieſe Straße kann man mit allem Rechte als eine große Hauptſtraße anſehen. Auf beyden Seiten derſelben dehnen ſich lange Rei-

*) Im Ruſſiſchen iſt hier ein Wortſpiel, das im Deutſchen nicht wiedergegeben werden kann. Es iſt hier das Wort krasnüi, welches ſowohl roth als auch ſchön heißt, gebraucht, und daher wird geſagt, man könne ſie ſo nennen, wegen ihrer Farbe, und weil ſie die einzige Verſchönerung ſind.

Anm. des Überſ.

hen Buden bis an den Bach hin, der die Straße faſt in der Hälfte durchſchneidet.

Gerade bey dem weſtlichen Ausgange des Zäng'ſchen Thores ſind viele Kaufläden mit verſchiedenen Waaren. Dann iſt (1) eine ſteinerne Brücke über einen Canal, der Wailotſchen ſeiner ganzen Länge nach von Norden her durchſtrömt. Neben der Brücke ſind reiche Kaufläden mit Seidenwaaren. Weiterhin auf der großen Straße iſt der Triumphbogen (2).

In der erſten Straße von dem Triumphbogen gegen Oſten ſind (3) ganze Reihen von Gaſt- oder Speiſehäuſern, der beſten in ganz Pekin. Dort ſchwelgen die Chineſer in leckeren Speiſen. Ein gutes Mittagsmahl, das aus ungefähr 20 und mehr Schüſſeln verſchiedener Gerichte beſteht, übrigens auf kleinen Tellern in mäßiger Anzahl aufgetragen wird, koſtet einem Menſchen nicht weniger als 1500 Tſchech oder 10 Rubel unſers Geldes in Aſſignationen.

Gegen Süden von den Gaſthäuſern, auf der nähmlichen Straße, ſind große Reihen Buden mit Leinwand und fertigen Kleidern. Dieſe Straße wird (4) von dem Nebengäßchen der Löffelſtinte, Sſängjui-keu, das dieſen Nahmen von den Fiſcherbuden, die ſich an dieſem Orte befinden, bekommen hat, durchſchnitten. In demſelben Gäßchen ſind einige öffentliche Theater und Buden mit verſchiedenen Waaren.

Von dem Triumphbogen gegen Nordoſten geht eine Straße, in welcher (5) reiche Kaufläden mit ſeidenen Zeugen, weiblichem Putze und Galanterie-Waaren ſind.

Nördlich von da, gerade am Ufer des Canales iſt ein Platz (6), wo in beſondern mit Erde bedeckten Gruben im Sommer Eis zum Verkaufe aufbewahrt wird, das man ſich aus dem Canale verſchafft. Einige ſolche Eiskeller findet man auch an andern Orten an demſelben Canale.

Weiter gegen Oſten (7) iſt ein Theater, worin man Schauſpiele auf Beſtellung ſolcher Leute aufführt, die durch dieſes Vergnügen ihre Freude über irgend einen angenehmen Vorfall zu bezeigen wünſchen. Die dazu Eingeladenen bringen dem Geber des Feſtes ein freundſchaftliches Opfer an Geld, nicht weniger als 1 Lana, d. i.: 2 Rubel in Silber. Dieſe Opferungen ſind im Kreiſe von Bekannten gegenſeitig. Theater ſolcher Art gibt es auch in an-

dern Gegenden von Wailotſchen, aber in der Thronſtadt Pekin's ſind ſie von dem verſtorbenen Dſäzin, aus argwöhniſcher Beſorgniß, abgeſchafft.

Südlich von dem Eisberge, über einige Straßen hin, iſt (8) ein ziemlich großer Platz, wo öffentliche Bäder angelegt ſind. In der Nähe derſelben iſt (9) ein Gebäude, worin ehedem ein Theater war, das aber unter Dſäzin, bey Gelegenheit des Chineſiſchen Aufſtandes im Jahre 1813, abgebrochen wurde; weil in dieſem Theater, am Vorabende des Ausbruches dieſes Aufſtandes, die Verſchwörer ſich die ganze Nacht hindurch mit dem Wirthe, der an ihrem böſen Vorhaben Theil nahm, beluſtiget hatten.

Von den Bädern führt eine gekrümmte Nebengaſſe oſtwärts auf eine große Straße, die ſich gegen Süden von dem zweyten Dſintſchen'ſchen Thore, Tſchunnüng oder Chata, aus erſtreckt. Faſt dieſer Nebengaſſe gegenüber geht nach Oſten zu eine andere Straße (10), auf welcher ein bedeutender Markt gehalten wird; mehr von ländlichen Erzeugniſſen und Waaren, die das gemeine Volk bedarf; dieſer Markt wird den 4., 14. und 24. jedes Monathes gehalten.

Gerade in dem nordöſtlichen Winkel iſt ein Thor, das zu einem Canale führt, der an den Mauern Pekin's hingeht, und auf dem man Getreide hereinbringt.

Der ganze Theil Wailotſchen's von dieſem Thore an bis zu der ſüdlichen Mauer hin iſt wenig bewohnt. Es ſind Küchengärten und Felder darin; an einigen Stellen ſieht man Seen mit ſumpfigem Waſſer. Überhaupt gleicht dieſer Theil der Stadt mehr kleinen zerſtreuten Dörfchen.

Wailotſchen wird von Oſten nach Weſten der Länge nach von einer großen Straße durchſchnitten, auf der man Kleinkrämerbuden ſieht. Näher an der Hauptſtraße iſt eine kleine Brücke über einen Bach. Von dieſem geht man auf einer Nebengaſſe ſüdwärts auf den Marktplatz (11), wo alle Tage, von Tagesanbruch an bis 10 Uhr des Morgens, ein volkreicher Markt gehalten wird. Der Haupthandel beſteht in fertigen, größten Theils ſchon getragenen Kleidern, von jeder Gattung und Geſtalt.

Südlich von dem Marktplatze ſind (bey 12) viele Teiche, die von der Regierung unterhalten werden. Darin hält man Goldfiſche zum Vergnügen. Daher hat man ihnen auch den Nahmen Dſing-

juiſtſchi, d. i.: die Teiche der Goldfiſche, gegeben. Spazierengehende kommen dahin und füttern dieſe Waſſerbewohner mit Brotkrümchen. Wer in Pekin war, hat auch gewiß gehört, daß die Umgebungen dieſer Teiche auch noch reichlich mit Gegenſtänden der Zerſtreuung für Eheloſe verſehen ſind. Übrigens findet man an mehreren Orten in Wailotſchen ähnliche Geniſte, die, wie man ſagt, der Thronſtadt von Pekin ganz fremd ſind.

Nördlich von den Teichen ſind (bey 13) große Reihen Buden, worin man mit Bauholz handelt.

Gehen wir jetzt zu der weſtlichen Hälfte von Wailotſchen über.

Von der nahe bey Zängmüng liegenden Brücke geht etwas nach Nordweſten zu eine krumme Gaſſe (14), worin viele Kaufläden mit verſchiedenen Waaren ſind.

Wendet man ſich von dem Triumphbogen rechts, ſo tritt man (bey 15) in die Reihen Dſhúbaoſchi, d. i.: die Reihen der Perlen- und Koſtbarkeitenläden, die in Pekin für ſehr reich gehalten werden. Hier treffen den Blick des Fremden Galanterie-Waaren von Gold und Edelſteinen, die beſten ſeidenen Zeuge, theures Pelzwerk, das man aus Rußland erhält, und verſchiedene Erzeugniſſe Chineſiſcher Manufacturen und Künſte.

Zur Linken (bey 16) ſind Kaufläden, wo man Gemählde, die auf Papier mit Waſſerfarben gemahlt ſind, verkauft (Öhlgemählde kennen die hieſigen Mahler faſt gar nicht). Sie ſind eben nicht ſehr anziehend für einen Europäer, haben aber ihren Werth. Bald nach meiner Ankunft in Pekin war, auf dem Aushängeſchilde von einem dieſer Kaufläden, den neugierigen Zuſchauern das Bildniß eines von den Kaſaken unſerer Bedeckung dargeſtellt. Der Chineſiſche Mahler hatte ſich ſichtbar beſtrebt, ſeine Landsleute mit der Kraft und Männlichkeit eines nordiſchen Kriegers bekannt zu machen, indem er ihn mit einem anſehnlichen großen Geſichte, ſehr langem Schnurrbarte und mit einer Bruſt von ungewöhnlicher Breite vorgeſtellt hatte. Den Ruſſiſchen Kaſaken zollt man überall Bewunderung! —

Gegen Süden durchſchneidet die Reihen der Galanterie-Läden eine Straße, welche nach Weſten zu geht (17). Das iſt der Wohnſitz Melpomenens und Thaliens, beyde gleich geliebt von China's Bewohnern. Hier ſind ſechs Theater erbaut, eines neben

dem andern. Auf dieſen gibt man von der Hälfte des Tages an bis zum Abende faſt jeden Tag *) tragiſche und komiſche Stücke mit Geſang und Muſik. Die weiblichen Rollen ſpielen junge Burſchen, die, wie man ſagt, die Schauſpielerinnen ſehr geſchickt nachahmen. — Sie erfreuen ſich der beſondern Aufmerkſamkeit und reichlicher Belohnungen von verſchwenderiſchen Manſhuren und reichen und wollüſtigen Chineſern. Für den Eintritt in's Theater bezahlt man nicht mehr als 150 Kopeiken in Kupfer. Für die Zuſchauer gibt es ein Parterre und Logen. Sie ſitzen auf hölzernen Bänken an Tiſchen, auf welchen den Beſuchern von den Unternehmern des Theaters unentgeldlich Thee, — zwar nicht der allerbeſte, — vorgeſetzt wird, und glimmende Lichter zum Anzünden der Pfeifen hingeſtellt werden.

Was die Theaterſtücke **) betrifft, d. i.: Trauerſpiele, Luſtſpiele und Singſpiele, ſo folgen die Chineſer nicht denſelben dramatiſchen Regeln, die in Europa angenommen ſind und ſtreng beobachtet werden. Sie kennen nicht unſere drey Einheiten ***), noch Alles das, was wir erfüllen, um der theatraliſchen Handlung Kraft und den Schein der Wahrheit zu geben. In ihren Schauſpielen ſtellen ſie nicht bloß Eine Handlung des Helden vor, ſondern ſein ganzes Leben in einem Zeitraume von zwey oder drey Jahren. Die Einheit des Ortes wird nicht beſſer beobachtet. Der Zuſchauer,

---

*) Während meines Aufenthaltes in Pekin waren die Theater auf drey Jahre (vom Auguſt 1820 bis Auguſt 1823), wegen der Trauer um Dſäzin's Tod, geſchloſſen. Dieſe Sitte beobachtet man überhaupt bey dem Tode der Chineſiſchen Kaiſer.

Anm. des Verf.

**) Siehe Abbé Grossier de la Chine. T. VI, pag. 50—57.

Anm. des Verf.

***) Der Handlung, des Ortes und der Zeit. Dieſe beyden letzten Einheiten, welche Franzöſiſche Schauſpieldichter, die den alten Griechen und Römern darin ſtreng folgen, beobachten, werden von Deutſchen Dichtern, die darin die Vorbilder der Britten, beſonders des Rieſengeiſtes Shakeſpeare vor Augen haben, nicht für weſentlich nothwendig zur Vollkommenheit eines dramatiſchen Stückes gehalten, und die Gründe, die ſie dafür aufſtellen, werden auch wohl dem Unbefangenen genügen.

Anm. des Überſ.

der ſich im erſten Aufzuge in China befindet, wird in dem folgenden in die Manſhurey und Mongoley verſetzt. Der Chineſiſche Schauſpieldichter folgt nur der Leitung der Natur *); keine einzige von unſern Regeln iſt ihm bekannt, und vielleicht bedauert er dieß auch nicht, indem er ſeinen Zweck erreicht, der darin beſteht: zu gefallen, zu rühren, zum Guten aufzumuntern und das Laſter verhaßt zu machen.

Bey den Chineſern iſt kein Unterſchied zwiſchen Trauerſpielen und Luſtſpielen, und daher kennen ſie keine beſondern Regeln, die man jeder dieſer Darſtellungsarten, die ſo ſehr von einander abweichen, zueignet. Jedes dramatiſche Stück wird bey ihnen in einige Theile eingetheilt, vor denen eine Art Prolog oder Einleitung vorhergeht. Dieſe Theile oder Acte kann man wieder in Scenen abtheilen, indem man dieſe letztern zu Folge des Erſcheinens und Abgehens der Schauſpieler beſtimmt. Jede auf der Bühne auftretende Perſon fängt damit an, die Zuſchauer mit ſich bekannt zu machen; ſie ſagt ihnen ihren Nahmen und die Rolle, die ſie im Stücke ſpielen wird. Ein Schauſpieler ſpielt oft mehrere Rollen in einem und demſelben Stücke. Zum Beyſpiel, ein gewiſſes Luſtſpiel wird von fünf Schauſpielern aufgeführt, obgleich es zehn oder zwanzig ſprechende Perſonen enthält, welche nach und nach auftreten. Das Geſicht des Schauſpielers, das man für ein und daſſelbe in zwey ſehr verſchiedenen Rollen erkennt, ſtört ſehr die Täuſchung. Man könnte wohl auf der Bühne mit gefärbtem Geſichte erſcheinen, oder eine Maske zur Verbergung dieſes Mangels gebrauchen. Aber Masken legt man nur in Balleten an, oder es erſcheinen mit ihnen auf dem Theater nur Böſewichter, Räuber-Hauptleute und verurtheilte Verbrecher.

Das Chineſiſche Trauerſpiel hat keine eigentlich ſogenannten Chöre, wird aber durch Geſang unterbrochen. In denjenigen Stellen des Stückes, wo der Schauſpieler von irgend einer heftigen Leidenſchaft bewegt ſeyn muß, unterbricht er ſeine Rede und fängt an zu ſingen, nicht ſelten mit Begleitung muſikaliſcher Inſtrumente. Dieſe Arien, in Verſen geſchrieben, ſollen heftige Gemüthsbewegun-

---

*) Dann wäre er doch wohl auf keinem üblen Wege. Wieland ſagt im neuen Amadis:

Bleibt nur der Natur getreu,
So könnt ihr, auf meine Gefahr, die andern Regeln verachten.

Anm. des Überſ.

gen ausdrücken, als: Zorn, Freude, Liebe und Kummer. Der Schauſpieler ſingt, wenn er gegen einen Räuber aufgebracht iſt, wenn er ſich ſelbſt zur Rache erweckt, oder wenn er ſich zum Tode bereitet.

Die Chineſiſchen Schauſpieler haben keine ſtehenden Bühnen, ausgenommen die Hauptſtadt und einige große Städte. Sie ziehen im ganzen Reiche herum, beſuchen verſchiedene Provinzen und Städte, und gehen, um in Privat-Häuſern zu ſpielen, wohin man ſie ruft, wenn man das Vergnügen des Schauſpieles mit den Genüſſen eines Schmauſes vereinigen will, bey denen man ſelten dieſe Art Darſtellungen entbehrt. In dem Augenblicke, wenn die Gäſte ſich zu Tiſche ſetzen, treten vier oder fünf reich gekleidete Schauſpieler in den Saal; ſie verbeugen ſich Alle zuſammen, und ſo ehrfurchtsvoll und gewandt, daß ſie vier Mahl mit der Stirn die Erde berühren. Dann überreicht Einer von ihnen dem Vornehmſten aus den Tiſchgenoſſen ein Buch, worin mit goldenen Buchſtaben die Nahmen von fünfzig oder ſechzig Schauſpielen ſtehen, die ſie auswendig wiſſen, und im Stande ſind, ſogleich aufzuführen. Der vornehmſte Gaſt beſtimmt das Stück nach ſeinem Belieben erſt dann, wenn die Abſchrift rund herum gegangen und endlich wieder an ihn zurückgegeben iſt. Die Vorſtellung beginnt beym Schalle von Trommeln aus Büffelhaut, Flöten, Schalmeyen und Trompeten.

Die Scene wird auf einem ebenen Platze eingerichtet, und nimmt den leeren Raum ein, der zwiſchen den Tiſchen, die in zwey Reihen ſtehen, übrig bleibt. Nur der Fußboden des Saales wird mit einem Teppiche belegt, und ſtatt der Kouliſſen dienen den Schauſpielern die anſtoßenden Zimmer, aus denen ſie herauskommen, um ihre Rollen zu ſpielen, und immer bey Tageslicht. Sie haben gewöhnlich mehr Zuſchauer als Gäſte verſammelt ſind; denn nach einer beſtehenden Sitte läßt man in den Hof einige Leute ein, welche auch das Schauſpiel mit anſehen, ob es gleich nicht für ſie bereitet war. Frauenzimmer können daran Antheil nehmen ohne geſehen zu werden. Sie ſehen die Schauſpieler durch ein Gitter, das ſie ſelbſt verbirgt.

Zur Zeit von Feſttagen und öffentlichen Spaziergängen eröffnet man Bühnen in den Nebengaſſen und in der Mitte der Straßen. Die Schauſpieler ſtellen darauf für das gemeine Volk und für eine ſehr mäßige Bezahlung vom Morgen bis zum Abende Stücke vor.

Chineſiſche Gelehrte ſchreiben ſelten für die Bühne, und gewinnen nicht viel Ruhm von Producten dieſer Art; denn das Schauſpiel iſt in China mehr geduldet als erlaubt. Die alten Volksweiſen tadelten es immer, und hielten es für eine Kunſt, die den Menſchen verdirbt. In der Geſchichte wird zum erſten Mahl theatraliſcher Stücke, zum Lobe eines Kaiſers der Chang'ſchen Dynaſtie (welche in China vom Jahre 206 vor Chriſti Geburt bis 219 nach Chriſti Geburt herrſchte), für die Abſchaffung dieſer Art leichtſinnigen und ſchädlichen Vergnügungen, gedacht. An Sſinandi, aus dem Hauſe Tſcheu (vom Jahre 1122 bis 256 vor Chriſti Geburt) gelangte von den Miniſtern ein Bericht, worin ſie ihn bathen, die theatraliſchen Vorſtellungen vom Hofe zu entfernen, um den verderblichen Einfluß, den ſie auf die Sitten haben ſollten, abzuwenden. Ein anderer Kaiſer wurde der Ehre des Begräbniſſes, wegen ſeiner zu großen Leidenſchaft für das Theater und der Beſuche bey jungen Schauſpielern, beraubt. Der Kaiſer Jundſhen verboth den Manſhuren durch ſtrenge Befehle das Beſuchen des Theaters. Der verſtorbene Dſázin beſtätigte dieſes Verboth, und die Manſhuriſchen Officiere konnten nur heimlich in's Theater gehen, indem ſie von ihren Mützen die Zeichen ihres Ranges, d. i.: die farbigen Kügelchen, abnahmen. Durch dieſe in China ziemlich allgemeine Denkungsart kommt es, daß die Theater in gleichen Rang mit liederlichen Häuſern geſetzt und in die Vorſtädte verwieſen werden. Die Chineſiſchen Zeitungen eilen, den Nahmen des unbekannteſten Soldaten, der ſich durch Tapferkeit im Kampfe ausgezeichnet hat, bekannt zu machen; ſie verkünden dem ganzen Reiche ein Beyſpiel kindlicher Liebe, einen Zug der Sanftmuth und Unſchuld eines einfachen Landmädchens; aber die Herausgeber dieſer Blätter würden einer Beſtrafung unterworfen werden, wenn ſie es wagten, dem Volke durch Beſchreibung des Spieles, des Äußern oder des erhaltenen Beyfalls irgend eines Schauſpieles anſtößig zu ſeyn.

Doch genug von der Chineſiſchen Bühne.

Auf einer gekrümmten Straße von den Theatern kann man weiter weſtlich zu den Buchläden (18) gehen. Hier verkauft man, und ziemlich wohlfeil, alle gelehrten Producte der Chineſiſchen und Manſhuriſchen Literatur. (Siehe II. Thl. S. 169.)

Unter den Buchläden iſt ein Tempel, bey welchem Markt und ein öffentlicher Spaziergang vom erſten bis zum achtzehnten des erſten Mondes eines neuen Jahres gehalten wird.

Auf derſelben Straße, etwas nördlich (19) iſt ein großer Platz, Liulitſchán, wo eine Fabrik angelegt iſt, in welcher Flieſen und glaſirte Ziegel gemacht werden; auch Glaswaaren werden darin verfertiget.

Geht man über eine kleine Brücke nach Weſten, ſo ſieht man den Kaufladen (20), wo vorzugsweiſe Seide und mit Seide geſtickte Sachen von ganz vorzüglicher Güte verkauft werden, ſo wie auch andere von den beſten Waaren, die man aus den ſüdlichen Statthalterſchaften China's, welche mehr durch Künſte berühmt ſind, erhält. Dieſer Kaufladen iſt auch dadurch noch merkwürdig, daß man darin alle Sachen, ohne einen zu hohen Preis dafür zu fordern, verkauft; ſolcher Kaufläden gibt es in Pekin nicht viel. Die hieſigen Kaufleute ſtellen gern, wie die unſrigen, die Erfahrenheit des Käufers auf die Probe, und fordern, beym erſten Worte, einen drey Mahl höhern Preis als die Sache werth iſt; wehe dem Unwiſſenden oder dem Ungeduldigen!

In gerader Richtung nach Weſten kommt man auf eine große Straße, die aus Dſintſchen durch das Thor Schungtſchen geht. Kommt man auf eben dieſer Straße ſüdwärts bis zu einer andern großen Straße, die von Weſten nach Oſten geht, ſo nähert man ſich dem Kreuzwege (21), wo man die Verbrecher hinrichtet. Etwas höher über dieſer Stelle, nahe bey dem See, iſt eine tiefe Grube, in welche man die Körper nach vollzogener Hinrichtung wirft.

Gegen Südweſt, ehe man noch an die andere Querſtraße kommt, iſt (22) eine Muhammedaniſche Moſchee, die für die in dieſem Theile Pekin's wohnenden Turkeſtanen erbaut iſt.

Von dem übrigen Raume der weſtlichen Hälfte von Wailotſchen kann man denſelben Ausſpruch thun, den wir über den öſtlichen Theil gethan haben; dieſelbe geringe Bevölkerung, dieſelbe Leere, eben ſo viel Küchengärten und Felder. Übrigens ſind, außer den von uns beſchriebenen Plätzen, in Wailotſchen noch kleine Tempel und Caſernen. In dieſen letzten werden einige Regimenter des Pekin'ſchen Corps einquartirt, die (im Falle einer Vertheidigung) zu den Thoren Schungtſchen und Sſiuang von Dſintſchen — oder der Thronſtadt Pekin's — gehören.

Endlich muß man noch zwey merkwürdige Gebäude in Wailotſchen erwähnen, und zwar den Tempel des Himmels und den des Erfinders des Ackerbaues, die ganz an dem ſüdlichen Thore liegen.

Der Tempel des Himmels, Täng-tang (23), iſt von der großen Straße zur Rechten. Die hohe Ringmauer desſelben hat im Umkreiſe 9 Li, ungefähr 5 Ruſſiſche Werſte ($\frac{5}{7}$ oder faſt $\frac{3}{4}$ Deutſche Meilen). Alle ſchönen Gebäude im Innern dieſer Ringmauer ſind üppig verziert. Der Kaiſer begibt ſich alle Jahre, am Tage der Wiederkehr der Sonne vom Winter zum Sommer, (am Tage der Frühlingsnachtgleiche) dahin, um feyerlich den Himmel zu verehren. Einen Tag vorher begibt er ſich bey Anbruch des Tages zu dem Opferaltare, und bereitet ſich zu der Ceremonie durch ein ſtrenges Faſten in einem beſondern Reinigungshauſe. Ein hoher, runder Platz von weißem Marmor, in Geſtalt eines Hügels, wo der Kaiſer das Opfer darbringt, iſt prächtig verziert. Die Eingänge dazu ſind von drey Seiten, Süden, Oſten und Weſten, unter ſehr großen Bogen, die vom reinſten Marmor erbaut ſind; die dahin führenden Treppen ſind ganz vorzüglich ſchön gearbeitet. Übrigens beſucht der Chuandi den Täng-tang auch zu anderer Zeit im Jahre, um den Himmel zu verehren und zugleich um die geiſtlichen Gebräuche zum Andenken ſeiner Ahnen zu vollziehen.

Dem Tempel des Himmels gegenüber, weſtlich von der großen Straße, iſt (24) der Opferaltar, geweihet dem Erfinder des Ackerbaues, auf Chineſiſch: Sſäng-nun-tang. Dieſer Platz iſt gleichfalls mit einer hohen ſteinernen Mauer umgeben, in einem Umkreiſe von 6 Li, mehr als 3 Werſte (faſt $\frac{1}{2}$ Deutſche Meile). Die Chineſiſchen Kaiſer begeben ſich jedes Jahr im Frühlinge nach Sſäng-nun-tang, um die Erde zu bearbeiten und dem Himmel Opfer darzubringen. Die dort befindlichen Gebäude biethen an ſich nichts Erhabenes dar; aber die Ceremonie der Bearbeitung der Erde iſt anziehend, und wird mit großer Feyerlichkeit verrichtet. Das Feld, das vom Chuandi bearbeitet wird, bedeckt man zu dieſer Zeit mit einem beſondern Wetterdache. Wenn der Kaiſer in dieſer geheiligten Arbeit ungefähr eine halbe Stunde zugebracht hat, entfernt er ſich in ein Luſthaus, und ſieht von da aus der Arbeit der Fürſten und Miniſter zu, die unter der Anleitung der ausgezeichnetſten wirklichen Ackerbauer das Land unter freyem Himmel bearbeiten, ohne irgend einen Schutz gegen Regenwetter. Während dieſer Ceremonie ſingen die Hofſänger Lobgeſänge, die ſchon in alten Zeiten zum Lobe des Ackerbaues gemacht worden ſind. Der Kaiſer, die Fürſten und alle Großen kleiden ſich für dieſes Mahl in das Gewand der Dorfbewohner. Ihre Ackerwerkzeuge, die man in beſondern Vorrathskammern bewahrt, ſind ſehr rein. An die Hakenpflüge ſpannt man Ochſen, die

bloß dazu unterhalten werden. Innerhalb derſelben Ringmauer iſt auch ein kleiner Speicher, wohin man die Früchte der geheiligten Ernte bringt. Man hat bemerkt, ſagt man, daß das Korn (der Hirſe) von dem von des Kaiſers Händen bearbeiteten Felde an Güte ungleich die Erzeugniſſe desjenigen Feldes übertrifft, das von den Fürſten und Beamten bearbeitet wird. Aus denjenigen Körnern, die von des Kaiſers Arbeit gewachſen ſind, bäckt man Brote, die man bey den Opfern gebraucht, die dem Himmel dargebracht werden. Der Kaiſer bereitet ſich zu der hier beſchriebenen Ceremonie durch Faſten, Gebethe und eine andächtige Zurückgezogenheit vor. Der Zweck dieſes feyerlichen Gebrauches iſt die Erhaltung des Andenkens jener Zeiten, wo die Herrſcher der Völker zugleich auch Ackerbauer waren. Nach der Meynung Anderer ſoll dieſer Gebrauch in dem Herzen der mächtigen Chuandi's die unbeſtreitbare Wahrheit befeſtigen, daß ein großes Reich ohne Ackerbau nicht beſtehen kann, und daß der Reichthum desſelben die Frucht der Arbeiten des Landmannes iſt. Der Urſprung dieſes Gebrauches in China iſt in das Dunkel der fernſten Zeiten gehüllt.

IV.

Beſchluß.

Nachdem ich die innere Lage der Hauptſtadt China's erklärt habe, überlaſſe ich gern die Ehre einer genauern und anziehendern Beſchreibung davon meinen würdigen Landsleuten, die einige Jahre in Pekin gelebt haben, und beſſere Hülfsmittel dazu beſitzen. Meinerſeits halte ich es nicht für überflüſſig, einige kurze, allgemeine Bemerkungen über dieſe merkwürdige Stadt beyzufügen.

Pekin zeichnet ſich vor andern Hauptſtädten und großen Aſiatiſchen Städten durch ſeine Einrichtungen und innere Ordnung aus. Man muß darin keine großen Gebäude von vier und fünf Stockwerken ſuchen; man ſieht da nicht prächtige Quai's und Trottoirs; man findet nicht die helle Beleuchtung der Häuſer, Kaufläden und Straßen — Anſtalten, die gewöhnlich den Reiſenden in Europäiſchen Städten anziehen. Der Unterſchied der beyden zuſammengränzenden Welttheile, Aſiens und Europa's, in Klima und Anbau, in dem Grade der ſittlichen Bildung und des Geſchmackes, eben ſo auch in den Verhältniſſen der innern Haushaltung und politiſchen Vereinigungen — macht einen ſchneidenden Gegenſatz auch in den

Erzeugniſſen der Völker, die in dieſen Welttheilen wohnen. Dieſe Beſonderheit iſt am meiſten in China einem Fremden auffallend, deſſen Bewohner von Nachahmung ausländiſcher Sitten fern ſind. Deſſen ungeachtet ſtellt uns dieſe Hauptſtadt (von andern Orten, wo ich nicht war, zu urtheilen, gehört nicht zu meinem Zwecke) viele Beyſpiele jener Verfeinerung auf, zu welcher die Völker durch Erfahrungen, die Jahrhunderte hindurch dauerten, und geiſtige Vervollkommnung gelangen.

Dort findet man faſt Alles, was zum Beſtehen einer wohlgeordneten Geſellſchaft erforderlich iſt: a) die Ruhe der Einwohner iſt durch ſittliche Geſetze, feſte Verordnungen und eine aufmerkſame Polizey geſchützt; b) ihr Lebensunterhalt iſt ſorgenfrey durch die freye Thätigkeit der Gewerbe, und c) in den Stunden der Muße findet jeder Bürger Erhohlung in geſellſchaftlichen Vergnügungen. Wir wollen von dieſen Einrichtungen etwas umſtändlicher ſprechen.

1) Bürgerliche Ordnung. In Pekin kann man ſelten von Familien-Zwiſten hören. Die Regeln der Lehre des Confucius, der erſte Unterricht bey der Kinder-Erziehung, werden nicht nur von den Chineſern im Gedächtniſſe aufbewahrt, ſondern ſie bleiben auch der feſte Grund, und gleichſam der Leitſtern durch alle Jahre und Vorfälle ihres Lebens. Ein gränzenloſer Gehorſam der Kinder gegen die Ältern beſtimmt das Betragen eines jeden gegen Verwandte, Freunde und Mitbürger. Sie macht die Chineſer zu unbedingten Erfüllern der Anordnungen der Regierung, und ehrerbiethig gegen die Repräſentanten ihrer Macht — die Civil- und Militär-Beamten.

Von der andern Seite haben die Chineſer, gleich allen Völkern, nicht wenig Schwachheiten und Laſter. Kälte, nicht nur gegen Ausländer, ſondern ſelbſt gegen ihre Landsleute, iſt ihr Hauptfehler. Daher iſt der Chineſer (daſſelbe iſt auch von den Manſhuren zu verſtehen) ſtolz, rachſüchtig, habſüchtig, neidiſch und äußerſt mißtrauiſch. Liſt ſieht er als die Hauptgrundlage im Betragen gegen fremde Leute, und in allen häuslichen und Handelsverhältniſſen an. Hierzu zwingt ihn übrigens nicht wenig die Armuth, die unter den hieſigen Bürgern jedes Standes ſehr merklich iſt. Der Reichthum des ganzen Reiches zuſammen genommen iſt groß; aber er vertheilt ſich hier, wegen der ungewöhnlichen Volksmenge, in unglaublich kleine Bruchſtücke. Ein Chineſiſcher Beamter von Oberſtens-Rang, vergleichungsweiſe zu reden, lebt ärmer als unſer bloßer Officier, vorausgeſetzt, daß beyde ihren Unterhalt nur allein durch

ihren Sold haben. Zu den hier ſehr gewöhnlichen Laſtern gehört eine außerordentliche Ausſchweifung in der Wolluſt, zu deren Befriedigung Perſonen beyderley Geſchlechtes dienen. Außer einer auf geſetzliche Weiſe verbundenen Frau unterhalten wohlhabende Leute in ihren Häuſern zahlreiche Harems. Bey allem dem beſuchen ſie noch, vom Hange zur Ausſchweifung hingeriſſen, nicht ſelten in Wailotſchen die Wohnungen der Freudenmädchen und der jungen Prieſter Thaliens.

Die oberſte Claſſe der Pekin'ſchen Bürger machen die Manſhuriſchen Truppen aus, deren Officiere zugleich auch Mitglieder der bürgerlichen Gerichtshöfe ſind, wo ſie aber, die Mühe ſich mit Unterſuchung der Proceſſe zu beſchäftigen ſcheuend, ſich der Führung der ſehr gewandten und gelehrten Chineſiſchen Secretäre hingeben. Nach der Einnahme Pekin's durch die Manſhuren wurden jedem Officiere und Soldaten Häuſer von Chineſern gegeben, die in die ſüdliche Vorſtadt verſetzt wurden; aber längſt ſchon wohnt der größte Theil der Manſhuriſchen Soldaten und Officiere in gemietheten Wohnungen. Ihre Häuſer und Ländereyen ſind, nach dem gemeinen Loſe verſchwenderiſcher Leute, die nicht zu rechnen wiſſen, wieder in die Hände Chineſiſcher Käufer übergegangen. Wohlhabende Kriegsmänner erwerben ſich, auf eigene Koſten, beſondere Häuſer und Kaufläden, die ihnen ein bedeutendes Einkommen bringen.

Die zweyte Claſſe der Einwohner machen die Kaufleute und Handwerker aus. Hier gibt es keine Eintheilungen der Gewerbe in Gilden und Zünfte. Die Kaufmannſchaft hat ihren Wohnſitz mehr in Wailotſchen oder der ſüdlichen äußeren Hälfte Pekin's. Die große, Allen ſo ſehr bekannte Bevölkerung China's beraubt viele Einwohner der Möglichkeit, ihre Nahrung durch den Ackerbau oder andere ländliche Arbeiten zu erwerben. Aus dieſer Urſache ſtrömen aus allen Statthalterſchaften nicht wenig Leute nach der Hauptſtadt zuſammen, die als den einzigen Preis ihrer Mühe — nur ihren täglichen Unterhalt ſuchen. Aber auch dieſes beſchränkte Bedürfniß können ſie nicht immer befriedigen. Die Claſſe derer, welche Arbeiter bedürfen, iſt ſehr mäßig in ihren Wünſchen, und daher hat nicht jeder Arbeiter Gelegenheit, ſeine Kräfte und Kenntniſſe zu perſönlichem Dienſte oder irgend einer Handarbeit anzulegen. Man ſagt, daß in Pekin ſich allein von müßig herumſchweifenden Leuten 50,000 befinden. Dieſe Menſchen-Claſſe verſucht auch verbothene Erwerbsmittel, Diebſtahl, Betriegerey u. ſ. w. Die Wachſamkeit und Strenge der Stadt-Polizey verhindert ſie aber, ſich mit dieſem Handwerke mit gu-

4 *

tem Erfolge zu beſchäftigen. Wenigſtens habe ich, während faſt ſechs Monathen, die ich in Pekin gelebt habe, auch nicht von Einem bedeutenden Diebſtahle gehört. Da die Bettler bey den Chineſern in großer Verachtung ſind, und der um Almoſen Bittende überall eine kalte Zurückweiſung antrifft, ſo wenden ſich gar nicht Viele von den Armen zu dieſem leichten, hier aber ſehr unſichern Mittel der Ernährung. Sie ſind genöthiget, Geſellſchaften auszumachen, und unter der Leitung ihrer Älteſten oder Vorſteher, irgend eine Arbeit zu ſuchen, um nicht Hungers zu ſterben. Sie beſchäftigen ſich mit Reinigung, Begießung der Gärten und Straßen, Bearbeitung der Erde und Laſttragen; zuweilen machen ſie auch Haufen von Begleitern bey Hochzeitfeyerlichkeiten, Begräbniſſen u. ſ. w. aus. Oft traf es ſich, daß ich dieſe armen Elenden, die kaum ihre Blöße bedecken konnten, in Mützen mit rothen Federn und Ceremonien-Mänteln den Sarg eines Reichen begleiten ſah. Wenn der Beſitzer eines Kaufladens Jemanden mit einem Träger dieſer Art verſieht, um gekaufte Waaren nach Hauſe zu tragen, ſo erfüllt er doch, und wenn die Waaren auch über 50 Rubel koſten ſollten, dieſen Auftrag genau, ohne daß man nöthig hat, auf ihn Acht zu haben, und iſt ſehr zufrieden, wenn er 40 Kopeiken für eine Bemühung erhält, die auf zwey Stunden gewährt hatte. So ſtark wirkt die Nothwendigkeit des Vertrauens, das ihm ein Mittel zum Unterhalte eröffnet.

Bediente nimmt man in Pekin aus den Landleuten; bisweilen miethet man auch hierzu Soldaten, indem ſie ſich von ihren Regiments-Verbindlichkeiten mit dem dritten Theile ihres Soldes loskaufen. Einen nüchternen, gewandten Menſchen, der etwas zu leſen und zu ſchreiben verſteht, kann man für 1500 Tſchech, oder 12 Rubel in Kupfer, außer der Speiſe, monathlich miethen. Die beſten Bedienten nimmt man gegen Privat-Bürgſchaft in's Haus, wegen ihrer Pünctlichkeit, die von irgend einem reichen Kaufmanne geleiſtet wird.

Alle Leute der erwähnten Stände ſind einen und denſelben bürgerlichen Geſetzen unterworfen. Kriegsgerichte gibt es nicht, ausgenommen die Urtheile über Verbrecher, die zu Kriegszeiten im Felde entdeckt werden. Die Deutlichkeit und Genauigkeit der Verordnungen iſt das treue Unterpfand der innern Ordnung in der Stadt. Jedes bekannt gewordene Verbrechen wird unausbleiblich durch die Strenge des Geſetzes, das oft ſelbſt die Geſtalt der Grauſamkeit hat, verfolgt. Der Klage von Vater und Mutter gegen Kinder leiſtet man unverzüglich Genüge, faſt ohne Unterſu-

chung; denn nach der Meynung der Chineſer kann die Zärtlichkeit der Ältern keinen Hang haben, aus bloßer Willkühr gerichtliche Unterſuchungen zu beginnen.

Die Auseinanderſetzung von Streitigkeiten über unwichtige Dinge geſchieht mündlich und ohne aller Verzögerung.

Die in Pekin wohnenden Ruſſen genießen unter den Bürgern einer beſondern Achtung und eines unausgeſetzten Schutzes der Geſetze; was man von den übrigen Ausländern, die ſich dort aufhalten, nicht ſagen kann.

Im Falle von Feuersbrünſten hat die Pekin'ſche Polizey ihre Werkzeuge zum Löſchen des Feuers, die freylich an Kraft und genauer Wirkſamkeit den Europäiſchen nachſtehen; allein dafür werden dieſe Werkzeuge nicht oft gebraucht, da Feuersbrünſte in Pekin ſehr ſelten ſind. Alle Gebäude ſind ſteinern, d. i.: aus Backſteinen gebaut; zur Zubereitung der Speiſen und Heitzung der Zimmer gebraucht man Steinkohlen, die keine heftige Flamme geben, und dabey auf offenen Herden unterhalten werden; und was wichtiger als Alles iſt, die Vorſichtigkeit und Behuthſamkeit, wodurch die Chineſer ſich vor allen Völkern auszeichnen: das ſind die Urſachen, weßwegen die Bewohner Pekin's ſelten den Verheerungen der Feuersbrünſte ausgeſetzt ſind, die bey uns oft ganze Städt in Aſche verwandeln.

Zum Nutzen für Kranke kann man in jedem Theile Pekin's einige Ärzte finden. Ein ſehr geſchickter Arzt (deren es indeſſen in China nicht viel gibt, und mehr erfahrene Practiker, als ſcharfſinnige Gelehrte) empfängt bey einem wohlhabenden Kranken für jeden Beſuch nicht mehr als 5 Rubel nach unſerm Papiergelde; aber armen Kranken, die in's Haus kommen, leiſten die Ärzte Hülfe ohne alle, oder doch für äußerſt geringe Bezahlung. Die Arzeney-Beſtandtheile werden in beſondern Kaufläden oder Apotheken verkauft. Arzeneyen für viele Krankheiten läßt man ohne Verſchreibung eines Arztes ab, um deſto mehr, da die Chineſiſche Arzeneykunde gemeiniglich Kräuter und andere Natur-Erzeugniſſe in ihrer einfachen Geſtalt als Hülfsmittel anwendet. Zuweilen bereiten ſie auch Pillen aus heilſamen Wurzeln. Ein beſonderes Vertrauen haben auch die Chineſer auf die wundervolle Wirkung der Wurzel Shingſcheng, welche die Lebenskräfte unterſtützt, die erſchöpften wieder erneuert, und — wie man ſagt — Alte wieder jung macht. Arme Leute müſſen

dieſer Labung entbehren. Ein Solotnik *) von Huangdun'ſcher, d. i.: Manſhuriſcher Shingſcheng, koſtet 280 Rubel, die Koreiſche iſt von geringerer Güte, und daher ungleich wohlfeiler.

Eine bequeme und ſchnelle Communication in der Stadt wird durch eine große Anzahl Miethkutſcher befördert. Auf jeder Stelle, wo ſich zwey Straßen kreuzen, und bey jeder Brücke findet man kleine bedeckte Wägen mit zwey Rädern ſtehen, die mit Atlas und Sammt aufgeſtutzt ſind. An dieſe ſpannt man Maulthiere oder Pferde, aber hauptſächlich die erſteren, als ein ſehr ſtarkes und ſchnelles Thier zum Fahren. Die Großen, und beſonders vornehme Damen, bedienen ſich der Tragſänften; doch müſſen ſie hierzu vorher die Erlaubniß des Kaiſers erhalten. Beamte ziehen das Reiten allem andern vor, welches auch, wegen der ungleichen Oberfläche der Straßen in Pekin, und des Gedränges halber, weit ſchneller und bequemer zum Fortkommen iſt, wie ich es ſelbſt erfahren habe. In Pekin gibt es viel ſolche Beamte, welche eigene Equipagen und Reitpferde haben. Aber deſſen ungeachtet bringt das Gewerbe eines Miethkutſchers dem, der ſich damit beſchäftiget, ein großes Einkommen.

2) Verſorgung mit den nöthigen Bedürfniſſen. Der innere Verkehr zur Verſorgung der Einwohner Pekin's mit verſchiedenen Vorräthen von Lebensmitteln und andern Bedürfniſſen, macht für die Chineſiſchen Gewerbsleute einen Gegenſtand großer Thätigkeit und eine ergiebige Quelle des Gewinnes aus. In dieſer Hinſicht kann man die ſüdlichen Statthalterſchaften, und beſonders die jenſeits des Fluſſes Dſän (Dſian) als den Mittelpunct des innern Handels anſehen. Dort wächſt Thee, Reiß, Baumwolle. Dort bereitet man Seide und die verſchiedenen Zeuge daraus (in den Städten Chandſheu und Sſudſheu; dieſe letztere iſt, nach den Begriffen der Chineſer, das irdiſche Paradies), auch Porzellan, Dinte (Tuſche, auf Chineſiſch: Mo), lackirte Sachen, feine hölzerne Arbeiten zur Verzierung der Zimmer u. ſ. w.

Die Einwohner Pekin's erhalten alle Bedürfniſſe ihrer ſtädtiſchen Haushaltung durch die aus dem Süden herbey geführten Waaren. In der Hauptſtadt gibt es keine guten Fabriken, ausgenommen Fabriken von Flieſen und Glaswaaren, Färbereyen (nirgends als in Pekin kann man ſo ſchön blau färben) und Stein-

---

*) Das iſt: $\frac{1}{96}$ des Ruſſiſchen Pfundes, oder $\frac{29}{100}$ oder faſt $\frac{3}{10}$ Loth nach Leipziger Gewicht. Anm. des Überſ.

ſchneider-Werkſtätte, ſo daß die Kaufleute aus dem Süden im Scherze ſagen: „Der ganze Verkehr der Pekin'ſchen Handelsleute beſtehe in Steinkohlen.“ Dabey richten ſich die Pekin'ſchen Kaufleute, im Anſchaffen ihrer Waarenvorräthe, ſtreng nach der Zahl ihrer Abnehmer und der Größe des Luxus derſelben. Die Pekin'ſchen Kaufläden werden, gegen das Ende des Handelsjahres, merklich leer bis zur neuen Zufuhr der Waaren, die nach völliger Eröffnung der Communication im fünften Monde, das iſt vom Monathe Juny an, zu Waſſer beginnt.

Die zur Kleidung und dem Schuhwerke nöthigen Waaren, als: ſeidene und baumwollene Gewebe, verkauft man in Wailotſchen oder dem ſüdlichen Theile Pekin's. Dort kann man auch Arbeiten vom höchſten Geſchmacke, gutes Hausgeräthe, Gemählde, verſchiedene aus Stein gehauene Sachen u. ſ. w. finden.

Lebensmittel verkauft man in allen Theilen der Stadt. Faſt auf jedem Schritt findet man Kaufläden oder Buden mit Reiß, Mehl, und mit Brot, das über Waſſerdunſt gebacken, oder richtiger zu ſagen, gekocht iſt; Öhl u. ſ. w. Die Bewohner Pekin's, und beſonders die Chineſer, genießen vorzüglich Schweinefleiſch, das hier auch ſchmackhafter als das unſrige und leichter für den Magen iſt; Schöpſenfleiſch gebrauchen die Manſhuren, Mongolen und die Turkeſtanen, die ſich in Pekin aufhalten, zur Speiſe; Rindfleiſch eſſen nur die letztern. Übrigens muß man ſagen, daß das Schöpſenfleiſch und Rindfleiſch hier wirklich nicht ſchmackhaft iſt; die Urſache davon iſt, daß das Vieh ſo weit und auf ſo beſchwerlichem Wege aus der Mongoley herbey getrieben und ſo ſchlecht in den Fleiſchbänken mit Häckſel genährt wird. Milch in Pekin zu bekommen iſt ſehr ſchwer. Butter, beſonders von Schafmilch gemacht, bringt man aus der Mongoley. Die Chineſer ziehen dieſer das Schweineſchmalz vor, und können nicht einmahl den Geruch der aus Kuhmilch gemachten Butter leiden. Von zahmem Federviehe gebrauchen die Chineſer Gänſe, Hühner und Änten zur Speiſe. Die erſten ſind ein unumgängliches Erforderniß bey Hochzeitſchmäuſen; das Hühnerfleiſch wird ſchwächlichen Leuten verbothen, aber Änten — Jádſü — fette Jádſü ſind das leckerſte Gericht für eine Chineſiſche Tafel, die bey Gaſtmählern aus 30 und mehr Trachten beſteht. Die Änten ſind in Pekin ungewöhnlich groß, ſehr fett durch künſtliche Maſtung, und ſchmackhaft. Im Winter verkauft man Haſelhühner, Faſanen und Wild jeder Art. Beym Einkaufe der Lebensmittel muß man indeſſen vorſichtig ſeyn. Die Chineſiſchen Kaufleute miſchen abſichtlich in

das Mehl Alabaſter oder Sand, um der Schwere willen; oft verkaufen ſie das Fleiſch verreckter oder unreiner Thiere, als Eſels-, Maulthier-, Kamehlfleiſch u. ſ. w. Die armen Chineſer und Manſhuren ſind gar nicht ekel in der Wahl.... Die Änten und Hühner (Truthühner ganz und gar nicht) blaſen ſie auf eine gewiſſe Art auf, indem ſie Luft unter die Haut laſſen, wovon ſie ſehr weiß und fett ausſehen u. ſ. w.

Friſche Fiſche, beſonders Karpfen, erhält man in Pekin aus den nächſten Flüſſen und den am Meere liegenden Gegenden; auch viele geräucherte Fiſche, eingeſalzene Seekrebſe u. ſ. w. Im Winter bringt man für die Hofburg, vom Fluſſe Amur, auf Kamehlen eine große Menge Fiſche, Störe, Hauſen, eine Art Karpfen u. ſ. w. Der Kaiſer theilt dieſe mit den Fürſten des erſten Grades, und auf ſolche Weiſe gehen die Fiſche, in gewiſſer Menge, auch zum beſondern Verkaufe über.

Von Gemüſen aus Küchengärten und Gartenfrüchten kann man überall dieſelben finden, an die der Europäiſche Geſchmack gewöhnt iſt; ſehr großen und ſchmackhaften Kohl, Gurken, Möhren (gelbe Rüben), Rüben (weiße Rüben), Rettige ꝛc. Alle dieſe Gemüſe, außer dem Kohle, ſalzt man noch ſehr ſtark, um ſie bey Tiſche anſtatt des Salzes zu gebrauchen. Es gibt viele Weintrauben, Pfirſichen, Äpfel und Birnen, die ungewöhnlich ſaftig und wohlſchmeckend ſind, auch Apfelſinen und Citronen hat man; ſie ſind aber nicht ſehr ſchmackhaft.

Das allgemeine und beſtändige Getränke iſt Thee; aber von ganz anderm Anſehen und Geſchmacke, als der, den man nach Europa gehen läßt. Für ſich pflücken die Chineſer von dem Theeſtrauche das junge Blatt ab und trocknen es an der Sonne. Dieſe Art von Thee iſt angenehmer von Geruch und Geſchmack, und ſogar heilſam für den Magen. Uns Europäern aber verkaufen ſie das ſchon gereifte auf Pfannen etwas geröſtete Blatt, indem ſie ihm die Farbe der Theeblüthen geben; oder ſie bereiten grünen Thee, indem ſie ihn mit den Blumen, Dſchulan genannt, vermiſchen. In der Nähe von Pekin wächſt kein Thee.

Wein gibt es in Pekin gar nicht. Einen ſehr ſtarken Branntwein deſtilliren ſie aus Reiß. Die Chineſer trinken ihn ein wenig erwärmt und aus kleinen Schälchen. Bey Tiſche gebrauchen ſie eine Art von ſäuerlichem Branntweine, Schaußin, der aus Reiß durch Gährung und Deſtillation gezogen wird. Übrigens ſind die

Chineſer und Manſburen im Ganzen genommen keine gar zu eifrigen Verehrer des Bacchus.

Die am Ende dieſes Capitels von mir beygefügte beſondere Nachricht kann etwas Licht über die Lebensbedürfniſſe in Pekin verbreiten, und wie viel Ausgaben nöthig ſind, um ſich häuslich in dieſer Stadt einzurichten.

Eine große Unbequemlichkeit für einen Fremden macht die Verſchiedenheit der Maße und Gewichte, die in Handelsſachen und bey Arbeiten gebraucht werden. Es iſt ſchwer, ſich in die genaue Berechnung bey der Theilung der Laſt und des Raumes zu finden. Jede Art von Werkſtatt hat ihre beſondere Elle; jeder Kaufmann verſchiedener Waaren hat ſein Gewicht. Da man in ganz China keine andere Münze hat, als Zäng, Tſchechen oder Kopeiken von Kupfer, ſo wird beym Einkaufe von Sachen das Silber von dem Käufer auf die Wage des Beſitzers des Kaufladens gegeben, und bey dieſer Gelegenheit eröffnet ſich für die Chineſer ein weites Feld des Betruges. Die Geſchicklichkeit der Hände des Kaufmannes vermindert die Laſt des empfangenen Silbers, indem er auf eine unmerkliche Weiſe das Gleichgewicht der Schnellwage ſtört, die oft auch falſch iſt; man gibt dem Käufer Silber heraus, das oft mit Kupfer ꝛc. gemiſcht iſt. Die Behuthſamſten der Chineſer nehmen, wenn ſie in die Kaufläden zum Einkaufen gehen, auch eine richtige Wage mit. Demſelben Capitel habe ich auch hier eine von mir gemachte Berechnung des Chineſiſchen Gewichtes, in Vergleichung mit dem Ruſſiſchen, beygefügt. Ich bürge zwar nicht für die vollkommene Genauigkeit desſelben; aber wenigſtens mußte ich, da ich keine andere Berechnung hatte, mich ihrer bey den Ausgaben in Silber bedienen, und dieß that ich auch.

Ich halte es nicht für überflüſſig, zu erwähnen, daß man in China noch einen ſtillſchweigenden Handel erfunden hat, indem man den Preis durch die Finger bezeichnet. Was für eine Zahl ſie ausdrücken wollen, eben ſo viele Finger ſtrecken ſie aus; wenn es 5 iſt, ſtrecken ſie die Hand mit allen 5 Fingern aus; 6 oder 60 bezeichnen ſie durch Einbiegung der 3 vordern Finger und durch Ausſtreckung des kleinen Fingers und des Daumens, 7 oder 70, oder auch noch weiter, 700 u. ſ. w. durch Einbiegung des Zeige- und des Mittelfingers, und durch Ausſtreckung des kleinen Fingers, des vierten Fingers und des Daumens; 8, 80, 800 u. ſ. w. durch Einbiegung des kleinen, des vierten und des Mittelfingers, und

durch gerade Ausſtreckung der übrigen Finger; 9, 90, 900 u. ſ. w. bezeichnen ſie durch Einbiegung des kleinen, des vierten und des Mittelfingers, und durch gerade Ausſtreckung des Daumens, indem ſie den Zeigefinger in einer gegen den Daumen geneigten Lage ausſtrecken u. ſ. w.

Dieſes Mittel gebraucht man öffentlich und auch im Verborgenen.

1. Ein Käufer, der weit hergekommen iſt, ſtreckt, wenn er ſeine Gedanken nicht mit Worten ausdrücken kann, ſogleich die Hand zur Bezeichnung des Preiſes aus, z. B. 7; wenn der Verkäufer ſeinerſeits nicht damit zufrieden iſt, und 9 zeigt, ſo biethet der Käufer mehr, und zeigt 8 u. ſ. w.

2. Gebrauchen ſie dieſes Mittel im Verborgenen. Wenn die Chineſer ihren Handel vor fremden Leuten geheim halten wollen, faſſen ſie einander in ihren weiten Ärmeln bey den Händen, und machen ihren Handel ſo, auf die eben erwähnte Weiſe, mit den Fingern im Verborgenen ab. Die Mongolen lieben dieſes Mittel ſehr; auch die Herren gebrauchen es, wenn ſie Bediente bey ſich haben. In China herrſcht bey den Bedienten der Mißbrauch, daß ſie von dem Preiſe, den der Herr bey Einkäufen bezahlt, von den Kaufleuten für ſich den achten oder zehnten Theil nehmen. Wenn der Herr aber vor den Bedienten die Summe, die er gibt, verborgen hält, wie er hierdurch eben dem Kaufmanne zu verſtehen gibt, ſo ſind ſie genöthiget zu nehmen, was ihnen gegeben wird. Deſſen ungeachtet bezeichnen die hinter dem Herrn ſtehenden Bedienten, ihrerſeits durch heimliche Ausſtreckung der Finger, daß er ihnen den ſiebenten, achten, neunten, zehnten Theil der Summe, die er von dem Herrn bekommen werde, geben ſoll, und der Kaufmann iſt, wegen dieſer Forderung der Bedienten, gezwungen, entweder um ſo viel den Preis zu erhöhen oder gar nicht zu verkaufen. Z. B.: wenn die Bedienten nicht dabey geweſen wären, hätte er für 10 verkauft; aber in ihrer Gegenwart kann er nicht wohlfeiler als für 11 verkaufen, und dieſer eilfte Theil wird heimlich, zuweilen auch ſogar öffentlich, ihnen gegeben. Dieſes Verfahren von Seite der Bedienten iſt keinem Gerichte unterworfen, ſelbſt nicht einmahl einem harten Tadel. Hier ſprach ich von Bedienten; man kann aber dasſelbe von allen Chineſern ſagen. Auf den beſten Freund und einen bekannten Bürger kann man ſich dennoch nicht verlaſſen, daß er ſich nicht einen ſolchen Antheil anmaße, wenn man ihn einladet, in

einen Kaufladen zur Geſellſchaft oder zur Beyhülfe im Handeln mitzugehen. Schu-Loje, der Lehrer an der Manſhuriſchen Schule der Ruſſiſchen Sprache, enthielt doch, beym Einkaufe einiger Kleinigkeiten auf meine Bitte, ſich keinesweges, nach der Sitte ſeines Landes bey dieſer Gelegenheit 10 oder 12 Rubel darüber zu nehmen.

Endlich ſind auch ſelbſt die mit Worten ausgeſprochenen Preiſe für einen aus fernen Gegenden Ankommenden nicht verſtändlich. In China hat nicht nur jede Statthalterſchaft, ſondern faſt jeder Kreis, bey einer und derſelben Münze, ſeine beſondere Bezeichnung des Preiſes, ohne doch den eigentlichen Werth derſelben dadurch zu verändern. Z. B. in Pekin, wenn man 2 ausſpricht, bedeutet es 1; 20 bedeutet 10 u. ſ. w. An andern Orten bezeichnet man 2 durch 5; 100 bedeutet 30 u. ſ. w. Alles dieſes kann es klar machen, wie ſchwierig die Abſchlüſſe im Handel der Chineſer ſind, und zugleich zum Beweiſe ihres nicht geraden Charakters dienen.

3) Vergnügungen. Die Chineſer zeigen wenig Neigung zu gymnaſtiſchen Übungen. Sie ſcheinen wegen ihrer körperlichen Schwäche zu Zeitvertreiben dieſer Art nicht geſchickt zu ſeyn, die am meiſten von dem heißen Klima, dann der dürftigen Nahrung und der außerordentlichen Erſchöpfung ihrer Lebenskräfte entſteht. Die unvermeidliche Noth zwingt die in Regimentern Dienenden, beſonders die Manſhuren, viel und ſchnell zu reiten und mit dem Bogen zu ſchießen. Tänze kennen ſie nicht, ausgenommen die Pantomimen, die ſehr unvollkommen ſind und von Schauſpielern vorgeſtellt werden.

Die geſellſchaftlichen Unterhaltungen der gebornen Chineſer, eben ſo auch der Manſhuren, von gewiſſen Jahren und Range, ſind ſehr zwangvoll. So ſehr in Europa eine Geſellſchaft ohne Damen langweilig iſt, eben ſo ſehr hält man in China eine Geſellſchaft mit Frauenzimmern für unanſtändig und niedrig. Eine Geſellſchaft der Chineſer gleicht oft einer Sitzung einer Akademie, in welcher ihre unaufgeklärten Damen keinen Platz haben dürfen, als Perſonen, die der Ordnung und Wichtigkeit ihrer Unterredungen hinderlich ſind. In einer Verſammlung von Leuten von Erziehung wenden Alle ihre Aufmerkſamkeit auf die Älteſten, welche, nach dem Maße ihrer Aufklärung, zum Inhalte ihres Geſpräches moraliſche Gegenſtände wählen, die, ſo zu ſagen, als Vorleſungen für die jungen Leute dienen. Obgleich ſolche geſellſchaftliche Unterhaltungen

nicht ſelten ziemlich einfältig ſind, ſo ſind ſie doch ſtets, ſelbſt bey den Landleuten, mit einem gewiſſen Ernſte verbunden, und überſchreiten nie die Schranken der Wohlanſtändigkeit. Jeder Chineſiſche Beamte wird auch zugleich für einen Gelehrten gehalten. Sein langſames und überdachtes Geſpräch, mit entſprechenden Bewegungen des Körpers verſchönert, zeichnet ihn vor den Übrigen aus. Perſonen von Wichtigkeit geben ſich ein Anſehen, als wären ſie in tiefe Betrachtungen verſenkt.

Sie lieben die Geſchichte; ſie entlehnen daraus paſſende Gegenſtände, machen Auslegungen darüber und führen durch ihre Urtheile immer zur Belehrung und Nachahmung. Mit demüthigem Geiſte wiederhohlen ſie die Thaten weiſer Vorfahren, und ſeufzen, weil ſie in ſich ſelbſt nicht die Fähigkeit, eben ſo gut zu handeln, fühlen.

Aetas parentum, pejor avis, tulit
Nos nequiores, mox daturos
Progeniem vitiosiorem *).

Die Chineſer erklären, nicht ſelten mit großen Verſtößen gegen die Geſchichte und mit Aberglauben, die Urſachen der Erhebung und des Falles vieler Kaiſerhäuſer, die Urſachen der 22 wichtigſten Thronveränderungen in China. Mit Bitterkeit ſprechen ſie von der Einführung der neuen Manſhuren, die, ihrer Meynung nach, ſtets dem Vaterlande Unheil bringen. Hartnäckig vertheidigen ſie den Nutzen der alten Einrichtungen, und greifen den Luxus, als die geheime Urſache vieler Unordnungen und Unfälle, an. — Eine gelehrte Geſellſchaft, beſonders von fröhlichen, ſcharfſinnigen jungen Leuten, beſchäftiget ſich nicht ſelten mit kleinen Poeſien, als z. B.: es legt Einer in einer Zeile ein Räthſel vor, und ſein Gefährte antwortet in einer andern darauf reimenden Zeile, welche die Löſung enthält.

Übrigens ziehen die Chineſer dieſen ziemlich kalten und ermüdenden Unterhaltungen das Vergnügen vor, ihre Zeit in der fro-

---

*) Es zeugten Väter, ſchlimmer als die Ahnen,
Uns Schlechtre, die wir ein verderbteres
Geſchlecht bald geben werden.

Horat. Od. III, 6.

hen Geſellſchaft guter Freunde zuzubringen, und dieſe Freuden noch durch einen guten Tiſch, witzige Scherze und das Fingerſpiel, Chineſiſch: Chuâziuang genannt, zu würzen. Dieſes Spiel beſteht darin, daß der Eine, indem er dem Andern die geſchloſſene Hand vorhält, die Zahl der plötzlich an beyden ausgeſtreckten Finger errathen muß. Wer dieſe Zahl nicht trifft, muß zur Strafe ein Glas Wein austrinken. Sie ſpielen auch Karte, Dame oder Schach, ergetzen ſich am Kampfe von Wachteln, Hähnen, Heuſchrecken u. ſ. w.

Die Armuth der Bürger und die Aſiatiſche Eiferſucht der Gatten erlaubt ihnen nicht, in ihrem Hauſe Bekannte zu empfangen und zu bewirthen. Dort kommen bloß Verwandte hin, und nur um einander zu ſehen. Daher ladet jeder, um ſeine Freude zu bezeigen, oder ſich einer läſtigen Pflicht zu entledigen, wenn er bey irgend jemand etwas zu erhalten ſucht, gewöhnlich ſeine guten Freunde, oder die Leute, deren er bedarf, in ein Gaſthaus, und zeigt dort ſeine Freygebigkeit nach ſeinem Vermögen und Bedürfniß. Dort hält man leckere Mahle, und es herrſchen geräuſchvolle Vergnügungen. — Und ſo können denn einige ökonomiſche Europäer, die vor Rußland — dem einzigen Lande in der Welt, wo der Gaſt ſtets ſatt und fröhlich iſt — mit den Bequemlichkeiten eines Lebens in Gaſthäuſern ſich rühmen, ſich nicht die Erfindung einer hin und her wandernden Gaſtbewirthung anmaßen.

Von der Neigung der Chineſer zu Schauſpielen iſt ſchon oben geſprochen worden.

Die Chineſer lieben zahlreiche Verſammlungen. Deßwegen ſind bey den Tempeln in Pekin öffentliche Spaziergänge eingeführt, die aber übrigens nicht ſehr oft Statt finden. Bürger jedes Standes verſammeln ſich dort zu Tauſenden. Außer dem Neujahrsfeſte und noch einigen andern gibt es bey den Chineſern keine jede Woche wiederkehrenden Feyertage. Das Volk arbeitet unaufhörlich.

Im Frühlinge finden Spaziergänge in den Umgebungen Pekin's gegen Süden und Weſten Statt, größten Theils von der Natur durch eine angenehme Lage geſchmückt. Die Armen beyderley Geſchlechtes kommen in Menge zu Fuße dahin, trinken Thee in Gaſthäuſern, ſehen Gauklern zu u. ſ. w., und kehren, beym

Herannahen des Abends zufrieden nach Pekin zurück; über welchem ewig eine Staubwolke ſchwebt. Vornehme Leute, die reichen und ſorgenfreyen Manſhuriſchen Helden, zeigen ſich mit Stolz auf den Spaziergängen in ihren theuren, mit ſchönen Maulthieren beſpannten Wägen, oder reitend auf feurigen Kirgiſiſchen Paßgängern. Der Geiſt der Eitelkeit und des Luxus, der den Bürgern aller Hauptſtädte gemein iſt, zeigt ſich auch in Pekin mit denſelben Zügen.

Beylagen

zum dritten Bande.

Verzeichniß

der in Pekin 1821 gekauften Chineſiſchen und Manſhuriſchen Bücher.

A.

Für die kaiſerliche St. Petersburgiſche öffentliche Bibliothek.

1. Tung dſáng gan mu. Alte und neue Geſchichte China's; das einzige Werk des berühmten Dſhudſú, der im zwölften Jahrhunderte lebte. Er fing von dem erſten Kaiſer Fußi an, der (wenn man der Chineſiſchen Zeitrechnung trauen darf) 3331 Jahre vor Chriſti Geburt lebte, und führte die Geſchichte bis zum zehnten Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Sie endiget ſich mit dem Jahre 1368, in welchem der letzte Kaiſer aus dem Hauſe Juang, ein Nachkomme Dſchingis-Chans, aus China verjagt wurde. — 10 Theile. Preis 10 Lana.

2. Dſhungár bo nezíſámo toctóbucha bóbochoni. Genaue Beſchreibung des Krieges, der vom Jahre 1754 bis zum Jahre 1759 von dem Manſhuriſch-Chineſiſchen Kaiſer Zäng-lung gegen die Mongoliſche Nation, genannt Dſhungar (die Sungaren), und gegen das öſtliche Turkeſtan, oder die kleine Bucharey, geführt wurde. In Manſhuriſcher Sprache. — 12 Theile, wofür 30 Lana bezahlt wurden, d. i.: ungefähr 60 Rubel in Silber.

3. Pin din ſhun gal fan láo. Daſſelbe Buch in Chineſiſcher Sprache. — 12 Theile. 30 Lana.

4. Pazii tun dſhi. Geſchichte der Abkunft und des Zuſtandes des Manſhuriſchen, Mongoliſchen und Chineſiſchen Adels (der Beamten) und der Truppen, die unter den ſogenannten acht Fahnen jedes Volkes, oder in 24 Corps beſtehen. In 18 Theilen (ungebunden) dieſes Buches ſind ausführlich beſchrieben: die Einrichtung jener Corps; die verſchiedenen ihm ertheilten Vorrechte; die Vertheilung der Ackerfelder, welche dem Adel (den Beamten) und

den Truppen, nach der Eroberung China's zufielen; die Erbauung der Kaſernen in allen Theilen Pekin's, der öffentlichen Gebäude, Kornſpeicher, Waffen-Vorrathshäuſer und Zeughäuſer; die militäriſchen Einrichtungen und Anordnungen; Verordnungen wegen der Schulen; Rangbeſtimmung oder Tabelle von den Rangordnungen; Verordnungen wegen der Mänſhuriſch-kaiſerlichen Familie, wegen der Civil- und Militär-Rangordnungen und erblichen Würden; Lebensbeſchreibungen und Kriegsthaten der Prinzen vom Geblüte, der Heerführer und bürgerlichen Beamten, welche ihrem Vaterlande durch Aufklärung und Tugenden wichtige Dienſte geleiſtet haben; Lebensbeſchreibung vieler Frauen und Mädchen, die ſich durch Keuſchheit und häusliche Tugenden ausgezeichnet haben u. ſ. w. In Manſhuriſcher Sprache. — 18 Theile. 26 Lana.

5. Wörterbuch Kánßi, dſü däng, nach dem Willen des Kaiſers Kánßi ausgearbeitet, und iſt eines der beſten in dieſer Art, ſowohl wegen ſeiner Vollſtändigkeit als auch wegen der deutlichen und ausführlichen Erklärung jedes Wortes. — 18 Lana.

6. Inengidari dſännachadúingbitché, in 4 Büchern, welche eine Sammlung des Beſten aus der Lehre des Confucius und Mencius (Men-dſü), zweyer berühmten Philoſophen im alten China, mit ausführlichen Erklärungen enthalten, verfaßt von gelehrten Männern des erſten Grades nach dem Willen des Kaiſers Kánßi, zu ſeiner eigenen Beſchäftigung damit. — 2 Theile. 3 Lana.

7) Shi dſän ßü ſchu. Dasſelbe Buch in Chineſiſcher Sprache. — 2 Theile. 8 Lana.

8. Schéu ſchi tun káo. Anleitung zu einer ordentlichen Haushaltung, zum Ackerbau, Seidenbau, Gartenbau, zur Vermehrung des Baumwollenſtrauches, der Weberey und übrigen ländlichen Beſchäftigungen, mit in Kupfer geſtochenen Abbildungen der verſchiedenen Werkzeuge, die in allen Theilen der Wirthſchaft gebraucht werden. In Chineſiſcher Sprache. — 4 Theile. 8 Lana.

9. Chuán tſcháo li zi tu. Abbildung alles deſſen, was bey dem jetzigen Chineſiſchen Hofe zur Zeit feyerlicher und anderer Verſammlungen gebraucht wird, als: Opfergefäße, mathematiſche, aſtronomiſche und muſikaliſche Geräthe und Inſtrumente, Gewänder und anderer Schmuck, von den kaiſerlichen Beamten an bis zu den letzten herab; Gewänder der Kaiſerinn und der Frauen von Beamten, kaiſerliche Regalien, kriegeriſche Rüſtungen, Feuerwaffen, Fahnen, große und kleine Kriegszelte, mit in Kupfer geſtochenen Figuren. In Chineſiſcher Sprache. — 2 Theile. 15 Lana.

10. Atlas des Chineſiſchen Reiches. — 6 Lana.

11. Beſchreibung der Schamaniſchen Gebräuche, mit in Kupfer geſtochenen Figuren der Opfergefäße, muſikaliſchen Inſtrumente und andern Sachen, die von den Schamanen bey ihrem Gottesdienſte gebraucht werden. In Manſhuriſcher Sprache. — 1 Theil. 2 Lana und 5 Tſchina.

12. Belehrende Worte an das Volk, von den Käiſern der Daimin'ſchen Dynaſtie, vom Jahre 1368 an bis zum Jahre 1644. In Chineſiſcher Sprache. — 1 Theil, und

13. dieſelben Worte in Manſhuriſcher Sprache. — 10 Theile. 25 Lana und 5 Tſchina.

14. Dſhurchán badarámbucha dúing bitché. Vier Bücher, mit kurzer Erklärung der Worte und des Sinnes und der Anzeige der Zeit der Begebenheiten. In Chineſiſcher und Manſhuriſcher Sprache zuſammen gedruckt. — 4 Theile. 10 Lana.

15. Daizin gurúni fékdſini bóró néiché bódochoni bitché. Geſchichte der Erhöhung des Manſhuriſchen Reiches, oder Thaten der erſten zwey Manſhuriſchen Kaiſer, bekannt unter den Nahmen Taidſu und Taidſun, vom Jahre 1616 bis zum Jahre 1644, die den feſten Grund zur Eroberung China's und der folgenden Größe ihrer Nachfolger gelegt haben. In Manſhuriſcher Sprache. — 2 Theile. 25 Lana.

16. Miáo fa liang chuá dſin. Heiliges Buch der Verehrer des Fo, welches die Lehren darſtellt, wodurch jeder nach dem Tode (angeblich) auf der Blume Nenuphar oder der Chineſiſchen gelben Nymphaea, wieder geboren werden und ein ſeliges Leben fortſetzen kann; weßhalb auch dieſes Buch mit dem Nahmen dieſer Blume benannt worden iſt. In Chineſiſcher Sprache. — 1 Theil.

17. Müng ßiang dſin. Heiliges Buch derſelben Religions-Partey von den übernatürlichen Offenbarungen an Diejenigen, welche dieſes Buch fleißig leſen. Chineſiſch. — 1 Theil.

18. Lün jang dſü. Heiliges Buch derſelben Religions-Partey, von den ſchrecklichen Qualen in der Hölle. Chineſiſch. — 1 Theil.

19. Dáo de dſin. Regeln der Weisheit und Tugend; ein Werk des berühmten Lao-dſiung, der beynahe 600 Jahre vor Chriſti Geburt lebte. Chineſiſch. — 1 Theil. Alle dieſe vier Bücher, Nr. 16, 17, 18 und 19 koſten 4 Lana 5 Tſchina.

20. Sſin li dſin i. Sammlung philoſophiſcher Urtheile, zum Theile über Metaphyſik, Phyſik und Moral-Philoſophie. In Manſhuriſcher Sprache. — 1 Theil. 1 Lana 5 Tſchina.

21. Addreß-Kalender auf das Jahr 1820. — 1 Theil. 6 Tſchina.

22. Manſhuriſch - Mongoliſches Wörterbuch. — 4 Theile. 5 Tſchina *).

23. Sſi jui wüng dſäng lu. Schriften von den weſtlich von China liegenden Ländern: dem öſtlichen Turkeſtan oder der kleinen Bucharey, Sungarey, den Chaſſaken u. ſ. w., von ihrem politiſchen und ſittlichen Zuſtande, von den in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes dort vorgefallenen Veränderungen und ähnlichen Dingen. — 2 Exemplare. 4 Bändchen. 5 Lana.

24. Tagebuch (vom Jahre 1712) der Reiſe des Chineſiſchen Geſandten Tuliſcheng zu dem Chan der Kalmüken, Ajuk, durch die Mongoley und Rußland. Manſhuriſch. — 1 Theil. 1 Lana 5 Tſchina.

25. Chuán zin dſhin gun tu. Kurze Beſchreibung der in China bekannten und dort als dieſem zinsbar gehaltenen Völker (darunter ſind auch einige Europäer), mit Abbildung der Kleidung und des Schmuckes beyder Geſchlechter, ſowohl von Leuten vom Range als auch des gemeinen Volkes; gedruckt nach dem Willen des Kaiſers Zäng-lung. In Chineſiſcher Sprache. — 2 Theile. 6 Lana.

26. Wang näng ſchu. Chineſiſche Chronologie. — 1 Theil. 1 Lana.

27. Manſhuriſches Wörterbuch; alphabetiſch geordnet, mit Mongoliſcher, Tibetiſcher und Chineſiſcher Überſetzung. — 8 Lana 5 Tſchina.

28. Zwey Landkarten von China.

29. Grundriß von Pekin.

30. Abbildung beyder Hälften der Erdkugel, nach Europäiſchem Muſter; und

31. Abbildung beyder Hälften der Himmelskugel. Die Landkarten Nr. 28, 29, 30 und 31 koſten 3 Lana und **) Tſchina.

Ausgemahlte Zeichnungen im Chineſiſchen Coſtume, vorgeſtellt von dem bey der Pekin'ſchen geiſtlichen Miſſion geweſenen Mönche

---

*) Ein ſo geringer Preis, in Vergleich der Preiſe der andern Bücher, läßt faſt einen Druckfehler des Ruſſiſchen Originales vermuthen. Indeſſen iſt in dem Druckfehler-Verzeichniſſe desſelben nichts angezeigt. Anm. des Überſ.

**) Durch einen nicht angezeigten Druckfehler des Ruſſiſchen Originales fehlt die Zahl, die aber zu Folge einer (hier nicht wohl zu erklärenden Eigenheit der Ruſſiſchen Sprache) nicht unter 2 und nicht über 4 ſeyn kann. Anm. des Überſ.

III.B. *Timk.*

Eine Manschurin in Hoftracht

Jakinf, und jetzt ebenfalls in der Ruſſiſch-kaiſerlichen öffentlichen Bibliothek befindlich, an welche ſie auf allerhöchſten Befehl des Kaiſers im Jahre 1824 überſendet wurden.

Ein Chineſiſcher Beamter in eigentlich Chineſiſcher Kleidung, welche aber, ſeit der Unterwerfung China's unter die Gewalt der Manſhuren, gegen die Manſhuriſche vertauſcht worden iſt.

Eine Chineſiſche Dame in eigentlich Chineſiſcher Kleidung, welche ihnen jetzt nur am Tage ihrer ehelichen Verbindung und an den Tagen, wenn ſie ihren Vorältern Opfer darbringen, geſtattet iſt.

Aufgenähete Flecken, welche jetzt von den Chineſiſchen Staatsbeamten (von der erſten bis zur zwölften Claſſe) auf der Bruſt und auf dem Rücken am Oberkleide getragen werden; und aufgenähete Flecken, welche die Chineſiſchen Militär-Beamten auf der Bruſt und auf dem Rücken, an dem Oberkleide, — entſprechend den Rang-Claſſen 1 bis 8 mit eingeſchloſſen, — tragen.

Ein Chineſiſcher Beamter in der Hof-Ceremonien-Kleidung, und

Eine Manſhuriſche und Mongoliſche Dame in der Hofkleidung.

Überhaupt Chineſiſche Beamte in der Hofkleidung, und

Eine Chineſiſche Dame in jetziger Tracht.

Ein Manſhur zu Pferde im Schießen begriffen.

Ein Chineſiſcher Beamter in Haustracht, welche jetzt nur bey theatraliſchen Vorſtellungen zu gebrauchen geſtattet iſt.

Ein kämpfender Soldat von der grünen Fahne mit Schilde, in ſolcher Kleidung vorgeſtellt, in der ſie nur bey der Haupt-Heerſchau erſcheinen.

Die allgemeine Winterkleidung der Chineſer, die jetzt ſowohl von Beamten als gemeinen Leuten getragen wird.

Die allgemeine Uniform der Chineſiſchen Soldaten von der grünen Fahne, mit Ausnahme der Manſhuren und Mongolen.

Die allgemeine Sommerkleidung der Chineſer, die jetzt von Beamten und gemeinen Leuten getragen wird, und

Eine gemeine Manſhurinn in der Sommertracht, wovon ſich die Winterkleidung bloß dadurch unterſcheidet, daß ſie geſteppt oder mit Pelz gefüttert iſt.

Ein Chineſer in Sommerkleidung nach gemeiner Art, und

Eine gemeine Chineſerinn der ſüdlichen Gegenden.

Ein Chineſiſcher Bauer aus den nördlichen Gegenden, der Ohrgehänge und Frauenglas verkauft, und

Eine Chineſiſche Bäuerinn aus den nördlichen Gegenden, welche Weißzeug wäſcht.

Ein Chineſiſcher Bauer aus dem Süden, der das Land umgräbt, und

Eine Chineſiſche Alte aus dem Süden, welche eine Gans trägt.

Ein Lama im Tempeldienſte, und

Ein Lama in gemeiner Kleidung.

Ein Daos, Mönch von der Laodaniſchen Secte, der Almoſen in eine aus Wurzeln geflochtene Schale, und

Ein Choſchan von der Secte des Fo, der Almoſen in einen leinenen Querſack ſammelt.

Eine Bizini, im gemeinen Leben Nigu, eine Nonne von der Religion des Fo.

Eine Chineſiſche Dame in einem kleinen mit Maulthieren beſpannten Wagen.

Ein Barbier, der einem den Kopf ſchert, welches im Hauſe und auch auf der Straße geſchieht.

Ein vornehmer Herr und ſein Bedienter in Sommerkleidung mit Uhr und Fächer.

Ein blinder Muſikant und Sänger, und

Ein Bettler.

Ein Mongole auf einem Kamehle, und

Eine Mongolinn aus dem Süden.

Ein Koreer in Hof-Ceremonien-Kleidung, die man in den älteſten Zeiten auch am Chineſiſchen Hofe trug, jetzt aber nur noch auf der Bühne vorkommt.

Eine Koreerinn in Hof-Ceremonien-Kleidung.

Ein Koreiſcher höchſter Staatsbeamter in einer von den Chineſern entlehnten Kleidung, und

Eine Koreiſche Dame.

Kleidung der Koreiſchen Beamten und Bürgerlichen des Mittelſtandes, und

Ein Koreiſches Mädchen.

Ein Koreer in gemeiner Tracht, und

Eine gemeine Koreerinn.

Ein Koreiſcher Bauer.

Ein Tibeter und ein Tangute.

Ein Mann aus der kleinen Bucharey, eigentlich ein Turkeſtane, und

Eine reiche Mongolinn aus dem Norden.

Eine Turkeſtaninn und

Ein Turkeſtaniſches Mädchen.
Ein Bürgerlicher aus den Liuziuſiſchen Inſeln, und
Ein Beamter aus den Liuziuſiſchen Inſeln.

B.

Bücher für die Bibliothek des Aſiatiſchen Departements des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten.

In Chineſiſcher Sprache:

32. Schi dſän i dſin, d. i.: Buch der Veränderungen, mit ausführlicher Erklärung, verfaßt von gelehrten Männern des erſten Grades, zum Gebrauche des Kaiſers Kanßi. Drey ganze Schriftzüge und eben ſo viel durchſchnittene machen die Grundlage dieſes alten Buches aus. Die erſten drey beziehen ſich auf den Himmel und die letzten auf die Erde. Aus der Vermiſchung der ganzen mit den durchſchnittenen ſind acht Trigrammen oder dreyfache Schriftzeichen entſtanden, und dieſe, mit ſich ſelbſt multiplicirt, gaben 64 Hexagrammen oder ſechsfache Schriftzeichen, womit die neuern Chineſer die Entſtehung der Welt und aller darin exiſtirenden Dinge zu erklären denken. Aber Wüng-wang und ſein Sohn Dſheugun, auch Confucius, unterſuchten dieſe Züge, und gaben ihnen einen mehr poetiſchen als metaphyſiſchen Sinn. Für den Erfinder dieſer Trigrammen hält man Fußi, den Kaiſer und Geſetzgeber der erſten uralten Zeit China's, der, wie die Chineſer annehmen, 3331 Jahre vor Chriſti Geburt gelebt hat. — 2 Theile. 3 Lana.

33. Sang go (ho) dſhi. Geſchichte der drey Kaiſerthümer: Schu, Wei, U, in welche China vom Jahre 189 bis zum Jahre 265 nach Chriſti Geburt getheilt war; das iſt: nach der Vernichtung des Kaiſerhauſes Chang bis zu dem Stifter der neuen Dſingſchen Dynaſtie, Sſümajang, der den drey Reichen ein Ende machte. Die Begebenheiten während eines Zeitraumes von 76 Jahren ſind mit lebendigen Farben geſchildert, mit vielen Erdichtungen, die mehr für ein Heldengedicht als für eine Geſchichte gehören. — 6 Theile. 11 Lana.

34. Chun lo mün; ein ſatyriſcher Roman auf die Erhebung und den Fall einer vornehmen Manſhuriſchen Familie. — 4 Theile. 8 Lana.

35. Liu dſin tu, Darſtellung des alten China's, oder Sammlung alles Merkwürdigen in Hinſicht auf Erdbeſchreibung und Sta-

tiſtik dieſes Reiches, mit geſtochenen Karten und Abbildungen merkwürdiger Gegenſtände. — 2 Theile. 5 Lana.

36. Sſi jui wüng dſiang lu, ſ. oben Nr. 23.

37. Wüng miáo ßü diang; Rangbeſtimmung der feyerlichen Darbringungen der Opfer im Tempel des Confucius, mit ausführlicher Beſchreibung der Vorrechte und Ehrenbezeigungen, die man zu allen Zeiten dieſem großen — wie die Chineſer ſagen — Lehrer der Fürſten und Völker erwieſen hat, eben ſo auch dem Mendſü und übrigen durch Gelehrſamkeit und Tugenden berühmt gewordenen Männern. Dieſem Buche ſind einige geſtochene Abbildungen von Opfergefäßen, muſikaliſchen Inſtrumenten und andern Sachen beygelegt. — 1 Theil. 4 Bände. 1 Lana 5 Tſchina.

38. Dſhu dſü ziuang ſchu; eine ähnliche Sammlung aller Werke des Chineſiſchen Kaiſers Dſhu-ßi, der im zwölften Jahrhunderte nach Chriſti Geburt lebte. — 5 Lana.

39. Kanßi dſü diang; Wörterbuch, ſ. oben Nr. 5.

40. Wörterbuch Dſhu dſü wei. — 2 Theile. 1 Lana 17 Tſchina.

41. Wörterbuch Jui tan dſü wei. — $6\frac{1}{2}$ Tſchina.

42. Addreß-Kalender auf das Jahr 1821. — 6 Tſchina.

In Manſhuriſcher Sprache:

43. Schi dſin; Sammlung von Gedichten, geſchrieben zur Zeit der Dynaſtie Dſheu, deren Anfang von den Chineſern 1222 Jahre vor Chriſti Geburt geſetzt wird. Dieſes Buch iſt, nach der Wichtigkeit der Gegenſtände, auf welche dieſe Gedichte gemacht ſind, in vier Theile getheilt. Der erſte heißt Go (Ho) fün, und enthält den größten Theil der gemeinen Lieder in den appanagirten Fürſtenthümern. Lieder dieſer Art wurden an den Hof des Kaiſers geſchickt, wo man eine Auswahl daraus machte und Schlüſſe von den Sitten und Neigungen der Einwohner daraus zog. Der zweyte: Sſiáo ja, Verſe und Geſänge, von kaiſerlichen Männern gemacht; man ſang ſie bey feyerlichen Gaſtmahlen am Hofe. Der dritte: Da já, enthält Verſe und Oden von beſonderer Wichtigkeit. Die Tugenden des Wüngwang und ſeines Sohnes U-wan waren die einzigen Gegenſtände dieſer Gedichte. Oden und Lieder dieſer Gattung wurden bey den feyerlichen Audienzen geſungen, welche die Chineſiſchen Kaiſer den appanagirten Fürſten gaben. Der vierte: Sſung oder Lobgeſänge zu Ehren der Vorfahren, die beym Darbringen der Opfer geſungen wurden. — 2 Theile. 3 Lana.

44. Gu (Hu) wüng; alte Beredſamkeit, oder Sammlung

merkwürdiger und muſterhafter Werke, Befehle, Berichte und ähnlicher gelehrten und politiſchen Producte über verſchiedene Gegenſtände, die Reichsregierung, das öffentliche und Privat-Leben betreffend. — 12 Theile. 12 Lana.

45. Tun dſian gan (han) mu; alte und neue Geſchichte von China, einziges Werk des berühmten Dſhudſü, der im zwölften *) Jahrhunderte lebte. Er fing von dem erſten Kaiſer Fußi an, der 3331 Jahre vor Chriſti Geburt gelebt haben ſoll, und führte die Geſchichte bis zum zehnten **) Jahrhunderte nach Chriſti Geburt. Sie endet mit dem Jahre 1368, wo der letzte Kaiſer des Hauſes Juang, Dſhingis-Chans Nachkomme, aus China verjagt wurde. — 10 Theile. 10 Lana.

46. Inengídari dſánnacha duín bitché. Siehe oben Nr. 6 Sammlung des Beſten aus der Lehre des Kong-fu-tßü und Mengdſü, zweyer berühmten Philoſophen im alten China, mit ausführlicher Erklärung, gemacht von gelehrten Männern des erſten Grades, nach dem Willen des Kaiſers Kanßi, zu ſeinem eigenen Gebrauche. — 2 Theile. 3 Lana.

47. Zin wüng dſáng; Manſhuriſches Wörterbuch mit Chineſiſcher Erklärung und richtiger Ausſprache ſowohl der Manſhuriſchen als Chineſiſchen Wörter, mit genauer Auseinanderſetzung der Bedeutungen jedes Wortes. — 8 Theile. 6 Lana 5 Tſchina.

48. Jßábucha bitché; Manſhuriſches Wörterbuch mit Chineſiſcher Überſetzung, alphabetiſch geordnet. — 2 Theile. 1 Lana 3 Tſchina.

49. Sſang ché biang lang; Manſhuriſches Wörterbuch mit Mongoliſcher und Chineſiſcher Überſetzung, in alphabetiſcher Ordnung. — 2 Theile. 5 Lana.

50. Sſiáo ßio. Schule der Knaben, oder Anfangsregeln, welche die Jugend zur Aufklärung und Tugend führen, mit verſchiedenen Anekdoten. — 1 Theil. 2 Lana 5 Tſchina.

51. Karte des Chineſiſchen Reiches und des größern Theiles von Aſien, entworfen von den Römiſch-katholiſchen Miſſionären in China, und gedruckt auf beſondern Befehl des Kaiſers Zäng-lung

*) Vielleicht vierzehnten; denn Dſhudſü's Geſchichte endet ja mit dem Jahre 1368.

Anm. des Überſ.

**) Doch wohl vierzehnten? Nr. 1 iſt derſelbe Fall.

Anm. des Überſ.

in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhundertes auf 118 Blättern. — 20 Lana.

C.

Für die in Irkutzk zu errichtende Anſtalt der Aſiatiſchen Sprachen.

52. Mangdſhu gúruni, uchéri kóli; d. i.: Manſhuriſches Geſetzbuch, in Manſhuriſcher Sprache. — 40 Lana oder 80 Rubel in Silber.

53. Dſhákung Guſái (Huſái) i tun dſhi; d. i.: Geſchichte der Herkunft und des folgenden Zuſtandes des Manſhuriſchen Volkes, in Manſhuriſcher Sprache. — 16 Theile, und in Chineſiſcher Sprache in 10 Theilen. — 26 Lana.

54. Fáfuni bitché; d. i.: peinliche Geſetze; Manſhuriſch in 6 Theilen und Chineſiſch in 4 Theilen. — 10 Lana.

55. Juáng gúruni bitché; d. i.: Geſchichte des Hauſes Juang, oder Dſhingis-Chan's und ſeiner Nachkommen; Manſhuriſch. — 1 Lana. — Geſpräch eines Chriſten mit einem Chineſer über den Glauben, in Mongoliſcher Sprache, in 2 Theilen. — 1 Lana 7 Tſchina.

56. Chun lo müng; romanhaftes Werk. Chineſiſch. — 4 Theile. 1 Lana 5 Tſchina.

57. Wörterbuch in vier Sprachen, d. i.: Manſhuriſch, Mongoliſch, Tibetiſch und Chineſiſch. — 9 Lana.

58. Wörterbuch in drey Sprachen, d. i.: Manſhuriſch, Mongoliſch und Chineſiſch. — 4 Theile. 7 Lana.

59. Wörterbuch in Manſhuriſcher und Chineſiſcher Sprache. — 8 Theile. 6 Lana.

60. Manſhuriſch-alphabetiſches Wörterbuch, mit Überſetzung und Erklärungen in Chineſiſcher Sprache. — 2 Theile. 1 Lana 2 Tſchina.

61. Sſang che biang lang, oder Wörterbuch nach dem Manſhuriſchen Alphabete, mit Mongoliſcher Überſetzung. — 2 Theile. 5 Lana.

62. Shi dſán ßü ſchu; d. i.: tägliche Auslegung über die vier Bücher der Schöpfung, von Kundſü (Confucius) und ſeinen Jüngern. Chineſiſch. — 2 Theile. 3 Lana.

63. Endúringé tázißáng; geheiligte Unterweiſung des Chineſiſchen Kaiſers Jundſhen. Manſhuriſch und Chineſiſch. — 5 Tſchina.

64. Zin wüng zi mün; d. i.: Buch, welches das Alphabet, die Grammatik und Geſpräche in beyden Sprachen enthält. — 3 Tſchina.

65. Ziäng dſü wüng bo dſiä ßin, ßang dſü dſin; in Chineſiſcher Sprache. — 2 Tſchina.

66. Sſang dſü dſin; Manſchuriſch und Chineſiſch, mit Erklärung. — 2 Tſchina.

67. Sſiäo ßio, d. i.: Kinderſchule, in beyden Sprachen, mit Erklärung. — 2 Lana 5 Tſchina.

68. Hundert Geſpräche in Manſchuriſcher und Chineſiſcher Sprache. — 2 Tſchina.

69. Hundert Geſpräche in Mongoliſcher Sprache, mit Chineſiſcher Überſetzung. — 7 Tſchina.

70. Zwey Exemplare der Mongoliſchen Geſetze, in Mongoliſcher und Chineſiſcher Sprache, jedes in 2 Theilen. — 40 Lana.

Preiſe

der Lebensmittel und verſchiedener Waaren in Pekin im Jahre 1821,

wobey 1 (Ruſſiſches) Pfund Silber*) zu 92 Rubel 80 Kopeiken in Aſſignationen, und die Chineſiſche Lana zu 8 Rubel in Ruſſiſchem **) Gelde, oder 1100 Tſchech in Chineſiſcher Kupfermünze angenommen iſt.

I. Lebensmittel und häusliche Bedürfniſſe.

Thee. Blüthenthee, aber nicht der beſte, ein Gin, d. i.: ungefähr $1\frac{3}{8}$ Pfund Ruſſiſch oder ungefähr $1\frac{1}{3}$ Pf. Leipz. G., $2\frac{1}{2}$ — 3 Lana.

— ſchwarzer, gewöhnlicher, 1 Lana.

*) Wenn man 1 Pfund Silber zu 26 Rthlr. 16 Gran in Conv.=Gelde, oder zu 28 Rthlr. in Preuß. Courant annimmt, ſo macht 1 Lana (wenn 1 Pfund Ruſſ. $\frac{87}{100}$ Pfund Leipz. Gewicht beträgt) gerade 2 Rthlr. in Conv.=Geld, oder in Pr. Cour. 2 Rthlr. 2 Gr. 5 Pf. beynahe (wobey aber der ſteigende und fallende Cours des Pr. Cour. nicht mit in Anſchlag kommt); alſo 1 Tſchech $\frac{576}{1100}$ Pfennige in C.=G., oder $\frac{144}{275}$, d. i.: etwas über $\frac{1}{2}$ Pfennig oder ungefähr 1 Heller.
Anm. des Überſ.

**) Nähmlich in Aſſignationen; denn in Silber=Rubeln ſind immer zwey auf eine Lana gerechnet.
Anm. des Überſ.

Thee. Lündſin, das allerjüngſte Blatt, nach Chineſiſchem Geſchmacke der beſte, 1600—2000 Tſchech.
— Dſhülang, grüner, 1—2 Lana.
— Sſiangpian, der in China gewöhnlichſte, 320—1600 Tſchech.
— Bortogon, eine Art Backſtein-Thee, die Kiſte 550 Tſchech.
Zuckerkand, weißer, das Gin 130 Tſchech.
— rother — — 120 —
Wachs, weißes, von Bäumen geſammeltes, 700 Tſchech.
— gelbes, 400—500 Tſchech.
Weintrauben, weiße und rothe (blaue), das Gin 40—70 Tſchech.
Birnen, 10 Stück der beſten, 300 Tſchech.
— mittelmäßige, 100—150 —
Äpfel, 10 der beſten, 200—300 —
— mittelmäßige, 100—150 —
Granatäpfel, 10, 300—500 —
Zitronen, 10, 700—1000 —
Weitzenmehl, das beſte, das Gin 35—40 Tſchech.
Graupen aus Reiß, das Maß von 20 Pf. am Gewichte, 400 Tſchech.
Hirſengraupen, das Maß von 20 Pfund, 275 Tſchech, alſo das Pud (40 Pf. Ruſſ., oder $34\frac{8}{10}$ oder faſt 35 Pf. Leipz.), 550 Tſch.
Butter, das Gin 130 Tſchech.
Öhl — — 120 —
Talg zu Lichtern, das Gin 130 Tſchech.
Rindfleiſch, das Gin ohne Knochen 45—60 Tſchech.
Schöpſenfleiſch — — — — 60—70 —
Schweinefleiſch — — — — 70—80 —
Ein Spanferkel 1000—1300 Tſchech.
Eine zahme Gans 600— 800 —
Eine zahme Änte 500— 600 —
Eine wilde Änte 300 —
Ein Huhn 160— 250 —
Ein Faſan 200— 350 —
Haſelhühner, das Paar, 55— 65 —
Ein Hühnerey 4— 6 —
Große Fiſche: Hauſenfleiſch, das Gin 60—400 Tſchech.
Karpfen und andere Gattungen, weiße *) Fiſche, 50—60 Tſchech.

---

*) Im Ruſſiſchen belaja rüba, wörtl.: weiße Fiſche, worunter man in Rußland die kleinen Fiſche verſteht, im Gegenſatze der großen, als: Hauſen, Störe, die krasnaja rüba, rothe Fiſche, genannt werden.
Anm. des Überſ.

Lebendige Karpfen, das Gin 20 Tſchech.
Eine Flaſche Eſſig 11 —
Gemeiner Kornbranntwein, das Gin 100 Tſchech.
Liqueur, eine Art Aufguß mit ſüßen Früchten aufgeſetzt, das Gin 120—150 Tſchech.
Schaußin (ſchwacher), ſäuerlicher Kornbranntwein, das Gin 56—70 Tſchech.
Senf, 65 Tſchech.
Kohl, 3—5½ Tſchech.
Shanjo (eine Art länglicher Kartoffeln), 30—40 Tſchech.
Rauchtabak in Blättern, das Gin 160—250 Tſchech.
Tabak von Huangdung oder Manſhuriſcher, 300—660 Tſchech.
— in kleinen viereckigen Stücken (Dindſüjan), das (viereckige) Stück 18 Tſchech.
— in (runden) Paketen, aus dem Süden (Nangjang), das Paket 160 Tſchech.
Schnupftabak Braſiliſcher, den die Portugieſen einführen, das Pfund, in Silber, 25 Lana.
Wohlriechender Tabak, in Pekin zubereitet, die Lana 500—1000 Tſchech.
Tabak von geringerer Gattung, das Gin 250 Tſchech.
Steinkohlen gewöhnliche, 4½ Tſchech.
— die beſten, 6 —
Holzkohlen, 13—16 Tſchech.
Brennholz, das nach dem Gewichte verkauft wird, das Gin 6 Tſchech.

II. Bedienung.

Einem Bedienten in den beſten Häuſern bezahlt man monathlich 3 Lana oder 3300 Tſchech.
Einem Bedienten in mittlern Häuſern (die Koſt hat er bey dem Herrn) 1000—1500 Tſchech.
Einem Miethkutſcher für einen Wagen mit einem Maulthiere beſpannt, auf den Tag 1000—1200 Tſchech.
Ein Wagen (Kaleſche) 600—750 Tſchech.
Ein Reitpferd auf den ganzen Tag 600—1100 Tſchech.
Auf 24 Stunden Futter für ein Pferd, Häckerling mit Körnern und Mehl, koſtet 250—300 Tſchech.
Auf 24 Stunden Futter für ein Maulthier, 160—200 Tſchech.
Einem Tiſchler bezahlt man auf den Tag 300 Tſchech.
Einem Zimmermanne und Steinmetzen auf den Tag 200 Tſchech.
Einem der die Zimmer (mit Papier-Tapeten) verklebt, auf den Tag 200 Tſchech.

Einem gemeinen Arbeiter auf den Tag 130 Tſchech.
Waſſer zum Gießen, zwey Eimer an einem Schulterjoche, 3 Tſchech.

III. Schreibpapier u. ſ. w.

Schreibpapier, der Bogen, — 6 der unſrigen, — 18—22 Tſchech.
Packpapier (Maotudſhi), der Bogen ſo groß als 1½ der unſrigen, 3 Tſchech.
Tuſche, die beſte, in gleichem Preiſe mit dem Silber.
— mittlere Güte, das Gin 1—5½ Lana.
Zinnober der beſte, beynahe in gleichem Preiſe mit dem Silber.

IV. Arzenepmittel.

Shingſcheng, Radix Chinae, die allerbeſte, 1 Lana oder 8¾ Solotnik *), koſtet in Silber 350 Lana.
— koreiſche, das Gin 250 Lana.
Kugo, oder Ignatius-Bohnen, das Gin 1250 Tſchech.
Denſui oder Dindſújao, weißer und rother, 250 Tſchech.

V. Metalle.

Gold, das allerfeinſte, iſt 18 Mahl theurer als Silber, von 90r Probe 16 Mahl.
Kupfer weißes, das allerbeſte, aus Jungnang:
— verarbeitetes, das Gin 1 Lana 2 Tſchina.
— grünes, verarbeitetes 350 Tſchech.
— rothes, — 350—400 Tſchech.
Zinn verarbeitetes, das Gin 300—450 —

VI. Seidenzeuge.

Duangſü, auf Sibiriſch Kánſa, der beſte Atlas, das Stück bis 20 Arſchinen (ungefähr 25 Ellen Leipz. Maß) lang, 25 Lana.
— mittlerer Güte, das Stück von derſelben Länge, 18—19 Lana.
Kantſcha (Nintſcheu), das Stück bis 22 Arſchinen (27½ Leipz. Ellen) 18—20 Lana.
— kürzeres, das Stück 7½—8 Arſchin (10 Leipz. Ellen) 7½ bis 9 Lana.
Fánßü, Sibiriſch: Fanſa, breiter, glatter Taffet, das Stück bis 27 Arſchinen (34 Leipz. Ellen) 11—12½ Lana.

---

*) Wie viel 1 Lana genau beträgt, ſehe man am Ende bey der Vergleichung des Chineſiſchen Gewichtes. Anm. des Verf.

Fánßü, ſchmaler, glatter, das Stück 13 Arſchinen (17⅓ Leipz. Ellen) 3½ Lana.
Lindſü, das Stück bis 13 Arſchinen, 4—4½ Lana.
Dſhéutſchéu, das allerbeſte Koudſheu, oder glatter Krepp, das Stück bis 27 Arſchinen, 16 Lana.
Jandſheu, geblümter Krepp von demſelben Maße, 11—12 Lana.
Miängtſcheu, breiter Krepp, das Stük 20 Arſchinen, 4½ Lana.
— ſchmaler Krepp, 20 Arſchinen, 3½ Lana.
Scha, d. i.: geblümter Flor, der allerbeſte, breite, das Stück 26 Arſchinen (32⅔ Leipz. Ellen), 20—22 Lana.
— mittlere Güte, 11 Lana.
— glatter, breiter, bis 13 Arſchinen (16⅔ Leipz. Ell.), 3½ Lana.
Sſiängtſcheu, auf Sibiriſch Halb-Seidenzeug und Tſchentſcha, das Stück bis 25 Arſchinen, 3 Lana.
Sſüßütſcheu, auf Sibiriſch: Tſchißütſchú, das Stück bis 24 Arſchinen (30½ Leipz. Ellen), 5 Lana.
Seide, das Gin enthält nach Chineſiſchem Gewichte an reiner Seide 12 Lana.
— ungezwirnte, 5—7½ Lana.
— gezwirnte, 3 Lana 7 Tſchech bis 5½ Lana.

VII. Baumwollene Waaren.

Kitaika (Nanking), das Stück, ungeglätteter, zu 9 Arſchinen (11½ Leipz. Ellen), 1 Lana 2 Tſchina.
— geglätteter, 7 Arſchinen (über 8¾ Leipz. Ell.), 6—7 Tſchina.
— ungeglätteter, 1 Lana.
Dabá (grobe Leinwand), der beſte, 20 bis 24 Arſchinen lang, 1 Lana 1 Tſchina bis 1 Lana 4 Tſchina.
Dalenba, ½ Arſchin breit, das Stück bis 15 Arſchinen (18⁹⁄₁₆ Leipz. Ellen), 1 Lana 3 Tſchina.
Gedruckte Leinwand, das Stück bis 13 Arſchinen, 1 Lana 5 Tſchina.
Ein Gin der beſten Baumwolle, 250 Tſchech.

VIII. Pelzwerk.

Pelzwerk zu einem Schlafrock von Rückenfellen von Grauwerk, 23—25 Lana.
— von Bauchſtücken, 12—13 Lana.
Eine Kurma (kurzes Oberkleid), ſchwarz mit untermiſchtem Grau, 30—40 Lana.
— ſchwarz ohne Grau, 25—30 Lana.

Pelzwerk von weißen Lämmerfellen zum Schlafrocke, 12—15 Lana.
— von großgewachſenen, dichthaarigen Lämmern, 15—17 Lana.
Biber-Aufſchläge zu den Ärmeln, 4—10 Lana.
Kragen von Biberſchwanz, 5—8 Lana.
Eine Mütze von Zobel mit ſeidenem Quaſt, 6—8 Lana.
— von geſchwärzten Iltiſſen, mit Quaſt, 2500—3000 Tſchech.
Eine Kurma von Pfotenfellen rother Füchſe, 50—80 Lana.
Pelzwerk zu einem Schlafrocke von Pfotenfellen weißer Steinfüchſe, 40—60 Lana.
— blauer oder graulicher Steinfüchſe, 40—60 Lana.
— von Rückenfellen weißer Steinfüchſe, 50—100 Lana.

IX. Holz in Bretern zu kleinen Arbeiten.

Campherholz,	das Gin	40—50 Tſchech.
Cypreſſenholz,	weißes,	35—40 —
—	ſchwarzes,	300 —
—	rothes,	250 —
Sandelholz,	rothes,	350 —
Fichtenholz,		20 —

Lindenholz, in Bretern 1 Klafter lang, $\frac{1}{2}$ Arſchin breit und $\frac{3}{4}$ Werſchok (faſt $1\frac{1}{2}$ Zoll Leipz. Maß) dick, 6 Tſchech. Beym Hausbaue zu Säulen und Bindebalken gebraucht man Ceder und Tanne.
Ein Balken, 3 Klaftern lang, im Querſchnitte 6 bis 7 Werſchok (9—10 Zoll Leipz. Maß), 10—15 Lana.

Chineſiſches Gewicht.

Das Gin (Dſin) enthält 16 Lana; eine Lana 10 Tſchina; (ziäng); eine Tſchina 10 Funa; eine Funa 10 Li.

In China gibt es drey verſchiedene Gewichte:

1) Kúpin, oder das Gewicht der Regierung, wovon 11 Lana ein Ruſſiſches Pfund ($\frac{87}{100}$ Leipz. Pfund) ausmachen; in dieſem Gewichte werden die Abgaben angenommen, die Gehalte ausgezahlt u. ſ. w.

2) Schipin, aus Irrthum Tämpin (dieſes letztere Wort bedeutet bloß Gleichgewicht); davon machen 11 Lana 1 Tſchina ein Ruſſiſches Pfund aus. Dieſes Gewicht iſt faſt gar nicht in Gebrauch.

3) Erlämpin. Nach dieſem Gewichte handeln die Chineſer. Sie gebrauchen es vorzugsweiſe im gemeinen Leben und im Handel; auf das Ruſſiſche Pfund gehen von dieſem Gewichte 11 Lana 6 Tſchina.

Goldene und ſilberne Münzen gibt es in China gar nicht. Silber in Stangen gebraucht man zu Bezahlung der Arbeit u. ſ. w. Nur eine einzige Kupfermünze, Ziäng (Zäng), iſt im Umlaufe. Die Mongolen nennen ſie Dſhoß; nach ihrem Beyſpiele haben die Ruſſen das Wort Tſchoch oder Tſchech gebildet. Es iſt eine kleine runde Scheibe von gelbem Kupfer (Meſſing); auf der einen Seite iſt der Nahme des Kaiſers, unter dem die Münze geſchlagen iſt, ausgeprägt, und auf der andern der Nahme des Münzhofes, wo ſie geprägt iſt; in der Mitte des Tſchech iſt eine viereckige Öffnung. Dieſe Münzen reihet man zu 500 an eine Schnur, welches die Chineſer Diäo, ein Bund, nennen. Nur den Polizey-Soldaten, eben ſo auch den Dienern am Hofe, wird der Gehalt in Tſchechen gegeben, die zu 1000 auf einem Bunde angereihet ſind. Wenn ſie beym Einkaufe oder Verkaufe handeln, beſprechen ſie ſich allezeit darüber, ob ein großes oder kleines Bund für die Sache gefordert wird. Auf dieſe Art, wenn ſie ſprechen: i diäo dazäng, d. i.: ein großes Bund Tſchech, verſtehen ſie darunter 1000 Tſchech.

In Kupfermünze gilt eine Lana Silbers im Tauſchhandel 1100 Tſchech. Aber dieß iſt Abwechſelungen unterworfen.

Der Geld-Cours in China ſteigt und fällt nach dem Zuſtande der innern Induſtrie.

Hier folgt die Berechnung des Chineſiſchen Gewichtes in Vergleichung gegen das Ruſſiſche.

*) Kupin, Gewicht der Regierung, 11 Lana gleich einem Ruſſiſchen Pfunde.

1 Pfund	96 Solotnik	$\frac{87}{100}$ Pfund (oder $27\frac{21}{23}$) Lth. Leipz. G.	in Tſchechen auf 1 Lana 1060 Tſch.; 12,760 Tſch. das Pfund.
1 Funa	$\frac{24}{275}$ Solotn.	$\frac{174}{6875}$ (ungefähr $\frac{2}{79}$) Loth Leipz. Gew.	
1 Tſchina	$\frac{48}{55}$ Solotn.	$\frac{348}{1375}$ (oder über $\frac{1}{4}$) Loth Leipz. Gew.	
1 Lana	$8\frac{8}{11}$ Solotn.	$2\frac{146}{275}$ (über $2\frac{1}{2}$) Lth. Leipz. Gew.	
1 Gin	1 Pf. $43\frac{7}{11}$ Sol.	1 Pf., $8\frac{136}{275}$ (faſt $8\frac{1}{2}$) Loth Leipz. G.	

*) Das Ruſſiſche Original enthält hier in einer Tabelle eine ausführliche Berechnung, wie viel 1 Pfund, $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ Pfund u. ſ. w.

Erlämpin (Handelsgewicht), 11 Lana 6 Tſchina auf ein Ruſſiſches Pfund.

1 Pfund	96 Solotnik	$\frac{87}{100}$ Leipz. Pfund (oder $27\frac{21}{23}$) L.L.G.	in Tſchechen auf 1 Lana 1100 Tſch.; 12,760 Tſch. das Pfund.
1 Funa	$\frac{12}{143}$ Solotn.	$\frac{3}{123}$ Loth Leipz. G.	
1 Tſchina	$\frac{24}{29}$ Solotn.	$\frac{6}{23}$ Loth Leipz. G.	
1 Lana	$8\frac{8}{29}$ Solotn.	$2\frac{2}{3}$ Loth Leipz. G.	
1 Gin	1 Pfund, $36\frac{12}{29}$ Solotn.	1 Pfund, $6\frac{2}{3}$ Loth Leipz. Gew.	

in Lana, dann wieder wie viel 1, 2, 3 bis 10 Funa u. ſ. w. in Ruſſ. Gewichte machen. Hier ſind bloß die Haupt-Reſultate aus der Tabelle genommen, mit Beyfügung der Berechnung der Ruſſ. Pfunde, Solotniks u. ſ. w. in Leipz. Gewicht, wo Jeder dann leicht nach dieſem das Übrige berechnen kann, wenn er deſſen bedarf.

Anm. des Überſ.

Inhalt des dritten Theiles.

Seite

Erſtes Capitel. Beſchreibung von Pekin 5
I. Allgemeine Bemerkungen. Benennung der Stadt . . . . —
Zeit der Erbauung . . . . —
Des Venetianers Marco Polo Bemerkung über Pekin . . . 6
Geographiſche Lage 8
Eintheilung und Größe 9
Thore von Pekin 10
Straßen und Häuſer 12
Zahl der Einwohner in Pekin 13
Das äußere Anſehen der Chineſer und Manſhuren beyderley Geſchlechtes 14
Polizey 16
Regimenter zu Pferde und zu Fuße, die in Pekin ſelbſt liegen . 17
II. Beſondere Umſtände von Dſintſchen, d. i.: der Thronſtadt oder der nördlichen Hälfte Pekin's 18
1. Dſüdſhingtſchen oder die Burg (Cittadelle, wo die Hofburg des Kaiſers iſt) 19
2. Chuantſchen 24
3. Dſintſchen 30
III. Wailotſchen, d. i.: die äußere oder ſüdliche Hälfte Pekin's 39
Chineſiſches Theater 43
Tempel des Himmels 47
Tempel, dem Erfinder des Ackerbaues geweiht . . . . . —

6 *

Seite

IV. Beſchluß 49
1. Bürgerliche Ordnung in Pekin 50
2. Verſorgung mit den nöthigen Bedürfniſſen 51
Stillſchweigender Handel durch Ausſtreckung der Finger . 57
3. Vergnügungen 59

Beylagen zum dritten Theile.

Verzeichniß der Chineſiſchen und Manſhuriſchen in Pekin im Jahre 1821 gekauften Bücher 65
Preiſe der Lebensmittel und verſchiedener Waaren in Pekin . 75
Vergleichung des Chineſiſchen Gewichtes mit dem Ruſſiſchen und dem Leipziger Handelsgewichte 81

Des Schotten

Sir Georg Stuart Mackenzie

Reiſe durch Island,

und des Engländers

John Roß

Reiſe

zur

Ausforſchung des Baffins-Buſens

und

einer Durchfahrt nordweſtlich von Grönland.

Von

Dr. Wilhelm Harniſch.

Mit zwey Karten und zwey Kupfern.

Wien, 1826.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Digitized by Google

Reiſe
durch die
Inſel Island,
gemacht
im Sommer 1810
von dem Schotten
Sir Georg Stuart Mackenzie.

Einleitung.

Die Däniſche Inſel Island iſt ſo reich an Wundern der Schöpfung und an Eigenthümlichkeiten in der geſchichtlichen Bildung des Volkes, daß ſie von je her den Verehrern der Natur und den Forſchern in der Geſchichte gleich wichtig war. Darum beſitzen wir aus ältern und neuern Zeiten viele Nachrichten über dieſes Eiland, theils von Dänen, theils von Engländern; am meiſten aber von den Isländern ſelbſt, die mit vieler Sinnigkeit und beſonderer Liebe Alles beſchreiben und erzählen, was ſich auf ihre Inſel bezieht. Ein Verzeichniß aller der Schriften, die in Island, England, Dänemark, Norwegen, Schweden und Deutſchland über dieſe Inſel gedruckt ſind, würde leicht mehrere Bogen anfüllen. Wir werden gelegentlich die eine und die andere kennen lernen, und uns gleich mit dem neueſten Reiſenden in dieſem Lande bekannt machen, weil er unſer Führer ſeyn ſoll. Es iſt dieß der Schottiſche Baronet Mackenzie, Präſident der naturwiſſenſchaftlichen Abtheilung der königlichen Geſellſchaft, und Vice-Präſident des aſtronomiſchen Inſtitutes zu Edin-

burgh, welcher wohl vorbereitet im Sommer 1810 die ſüdlichen Gegenden der Inſel durchſtreifte. Seine Reiſegefährten waren Heinrich Holland und Richard Bright, welche beyde ihn bey der Ausarbeitung ſeiner Reiſebeſchreibung unterſtützten und einzelne Theile derſelben beſorgten. Dieſe Reiſebeſchreibung fand einen ſolchen Beyfall, daß der erſten Auflage derſelben vom Weinmonath (October) 1811, ſchon im Windmonath (Aprill) 1812 eine neue folgte. Hoffentlich wird ſie unſere Leſer in der gegenwärtigen Geſtalt nicht weniger anziehen. Wir eilen zur Sache und laſſen Mackenzie ſelbſt reden.

Erſte Fahrt.

Von Edinburgh bis Reikiavik.

Wir ſegelten den 18. des Windmonathes (Aprill) 1810 von Leith, dem Hafen Edinburgh's, der Hauptſtadt in Schottland, ab, und kamen in 44 Stunden in Stromneß an. Dieſes iſt die zweyte Stadt auf Pomana oder Mainland, der größten unter den Orkadiſchen Inſeln, deren es 67 gibt, wovon 29 bewohnt werden, während die andern nur als Weideplätze dienen. Stromneß hat längs dem Fuße eines Hügels, weſtlich von der Bucht, welche den Hafen bildet, eine ſehr angenehme Lage. Die Häuſer, worunter einige ſehr gut ſind, liegen regellos durch einander, und die ſogenannte Straße iſt an einigen Stellen ſo eng, daß zwey Schubkarren ſich kaum ausweichen können. Der Ackerbau wird in der Umgegend ſchlecht betrieben. Der Landmann iſt träge, unwiſſend und wohnt in elenden Hütten. Hornvieh, Schafe und Pferde ſehen erbärmlich aus und der Pflug iſt ſchlecht eingerichtet.

Den 25. kam die Elbe, das Schiff, auf dem wir nach Island ſegeln wollten, in Stromneß an; ſogleich gingen wir an Bord, und wurden von dem Schiffshauptmanne Liſton und dem Herrn Fell, dem Geſchäftsträger der Handlung Phelps und Comp., der das Schiff gehörte, freundſchaftlich empfangen. Den 28. gingen wir unter Segel. Ein gelinder Wind trieb uns zuerſt weſtlich, bald aber trat Windſtille ein, darauf ward das Wetter unſtät, und den 3. des Wonnemonathes überfiel uns ein heftiger Sturm. Des Morgens früh ſtürzte ein Matroſe, ein ältlicher Mann, von der großen Rahe, oder der Stange vom Hauptſegel, auf's Verdeck. Wir ſprangen ſogleich vom Bette auf, und bemühten uns, obſchon es kaum zu ſtehen möglich war, den Platz zu erreichen, wo er lag, um ihm zur Ader zu laſſen. Leider ſtarb er aber den Abend. In der Nacht auf den 4. wurde der Wind noch heftiger und war von Schneegeſtöber begleitet. Das Takelwerk, wie man die Maſſe der Schiffstaue nennt, fror ſteif. Mit Tagesanbruch heiterte ſich das Wetter auf, und da heller Tag war, rief man uns auf das Verdeck, um Island zu ſehen. Eine Kette ungeheurer, mit Schnee bedeckter Berge lag vor uns.

Es erregte dieſer erſte Anblick Schaudern, und ſo ſehr wir uns freuten, dem Ziele, oder vielmehr dem Anfange unſerer Reiſe nahe zu zu ſeyn, ſo wunderbar war uns doch zu Muthe, als wir das Land zum erſten Mahl ſahen, wo von den früheſten Zeiten an ewiger Schnee über Schnee zum ſtaunenden Himmel empor ſteigt; wo Eisberge auf Eisberge ſich thürmen und den Schiffen drohen, gleich geſtaltloſen Nebelwolken, die ſich über den Wogen erheben.

Am Abende fuhren wir ſüdlich die Weſtmann-Inſeln vorbey, eine ſchöne Felſengruppe, die ſich von dem ſüdlichſten Theile Islands 4 bis 5 Meilen weit ausdehnt. Die Schifffahrt um das Vorgebirge Reikianes, die ſüdweſtliche Spitze der Inſel, ſchien zur Nachtzeit nicht ſicher, und wir legten daher bis Tagesanbruch vor Anker. Am Morgen ſegelten wir dem Vorgebirge zu, und hatten gegen die Berge auf dem ſüdweſtlichen Theile der Inſel eine ſchöne Ausſicht. Sie ſind nicht ſehr hoch und waren ſchon faſt vom Schnee entblößt. Ihre rauhen Gipfel und zerſtörten Schluchten deuteten auf Vulkane. Vom Vorgebirge entfernt liegen einige Felſen im Meere; wir ſegelten zwiſchen denſelben und dem Vorgebirge durch, und wendeten uns dann nach der Skagenſpitze. Den 7. erreichten wir Faxe-Fiord (Faxe-Buſen), und die Berge, welche die Küſten dieſer Bucht umkränzen, lagen gleich einer Rundbühne vor uns. Von der einen Seite endete ſie in rauhen düſtern Hügeln beym Vorgebirge Reikianes, von der andern Seite in dem hohen Snaefell-Jokul (Snaefell-Schneeberg oder Gletſcher), der beſtändig mit Schnee bedeckt iſt. Wo man in dieſer Rundbühne keinen Schnee ſah, da erblickte man ſteile Abhänge, oft dicht an dem Meere, oder es zeigten ſich, zumahl in den ebneren Gegenden, Spuren von Zerſtörungen unterirdiſchen Feuers. Vom Ufer her kam eine Menge Fiſcherböte; eines fuhr auf uns zu, wir begrüßten es und nahmen die Leute mit den Fiſchen an Bord. Sie hatten Stockfiſche, Butten und Seekatzen, etwa 30 Stück gefangen, und forderten dafür 1 Thlr. 6 Groſchen. Sie trugen Schafpelze, die gegen Näſſe gut ſchützen. Im nördlichen Island tragen ſie Seehundsfelle mit Kappen, welche zu ihren Jacken paſſen. Die Unterkleidung beſtand aus einem tuchenen Wamms und ſolchen Hoſen; die Schuhe waren von unbereiteten Seehundsfellen. Etliche trugen wollene Kappen mit Quaſten, die Meiſten aber runde herabhängende Hüte. Ihr Haar war lang und flach; Einige hatten lange Bärte.

Von der See nimmt ſich Island's Hauptſtadt, Reikiavik, elend aus. Sie iſt in einem engen Thale zwiſchen zwey niedrigen Hügeln erbaut, und hat nordöſtlich das Meer und ſüdweſtlich einen kleinen See. Der Hafen iſt gut, durch mehrere kleine Inſeln gegen den

Wind geſchützt und hat ſichern Ankergrund. Wir landeten gegen Abend, und wurden bald von Isländern und Dänen umringt. Alle Häuſer, nur eines, die Kirche und das Gefängniß ausgenommen, ſind von Holz erbaut, und außen mit einer Miſchung von Theer und rothem Thone übertüncht. Die Kirche faßt einige hundert Menſchen; iſt aber ſehr baufällig, ſo daß Wind und Regen von allen Seiten Zugang haben. In der Nähe der Stadt liegen mehrere Kothen (ſchlechte, oft halb unterirdiſche Hütten), von den Arbeitern der Kaufleute bewohnt. Die ganze Bevölkerung Reikiavik's beträgt 500 Seelen. Auf Empfehlung des ehemahligen Befehlshabers der Inſel, des Grafen Trampe, wurde uns ein gut eingerichtetes Haus angewieſen, und unſer erſter Beſuch war bey dem Biſchofe der Inſel, Gur Vidalin, welcher uns ſehr zuvorkommend empfing. Wir trafen in ihm einen gelehrten, offenen, gefühlvollen Mann, der ein wohlgeſetztes Latein ſprach. Späterhin beſuchten wir den geheimen Staatsrath Olaf Stephenſon, der etwas über eine halbe Meile von Reikiavik auf der Inſel Vidoe wohnt. Sein Haus, von Steinen erbaut, liegt zwiſchen zwey grünen Hügeln, und hat eine ſehr angenehme Umgebung. Die Vorderſeite geht auf die See. An der Weſtſeite iſt ein Kirchlein (Capelle), worin der Pfarrherr von Reikiavik alle drey Wochen predigt. Vor der Capelle befindet ſich ein kleiner Garten mit einem Erdwalle umgeben, und hinter dem Hauſe ſind Kothen für das Geſinde und Ställe für Kühe und Schafe. Der Wirth empfing uns an der Thür mit vieler Höflichkeit, als Däniſcher Oberſt gekleidet, und ſchien ſich über unſern Beſuch ausnehmend zu freuen. Er führte uns in ein großes Zimmer, worin auf zerfallenen Wänden noch einige Reſte alter Verzierungen, nebſt Kupferſtichen und Schattenriſſen hingen, und von hier in ſein Schlafzimmer, das bequem eingerichtet war. Wir mußten zu Mittag bleiben. Ein gut ausſehendes Mädchen, ganz in Isländiſcher Tracht, kündigte uns an, daß das Eſſen bereit ſey. Der Anzug des weiblichen Geſchlechtes erſcheint einem Fremden drollig, zumahl der Kopfputz, der entweder gleich einem Zuckerhute himmelan ſtrebt, oder einem Horne ähnlich, vorn über liegt, oder gleich einer männlichen Schlafmütze herunter hängt. Der Leib nimmt ſich ſehr lang aus; die Hüften ſind von einem Gürtel umgeben. Aber in dem ganzen Anzuge liegt Reichthum und Wohlhabenheit; man wird unwillkührlich dabey an die Anzüge unſerer Großmütter erinnert, die derb, gediegen und koſtſpielig waren. Rock, Leibchen, Jacke, Schürze, alles iſt Tuch; Ränder und Näthe haben oft goldene und ſilberne Zierathen oder ſammetne Beſätze. Die Halskrauſen ſind von Sammet gemacht und mit ſilbernen und goldenen Streifen verſehen. Silberne Ketten und

Schauſtücke hängen, wie dieß auch in Schleſien der Fall iſt, vom Halſe herab. Gehen die Frauen in die Kirche, ſo tragen ſie einen Mantel, gewöhnlich von ſchwarzem Tuche, Wadmal genannt. Auch dieſen ziert oft Silber, Gold und Sammet. Die Kopftracht iſt von Leinen oder Kattun und bedeckt ſämmtliche Haare, ſie heißt Faldur; die Schürze, Tvinta; die Jacke, Trojé; der Kragen, Kragé; die Halskette, Halsfesti; die Strümpfe, Sockar (Socken); aus welchen letztern Wörtern ſich die Verwandtſchaft der Isländiſchen Sprache mit der Deutſchen ergibt. Die Verwandtſchaft erſieht man aus vielen tauſend andern Wörtern und Redensarten, z. B. die Zahlen von 1 bis 12: eyrn, tveir, thryr, fioorer, fimm, sex, sive, aatta, nya, tya, ellefu, twolf; bloma heißt die Blume; draumur, der Traum; fader, der Vater; blad, das Blatt; haena, die Henne; hagl, der Hagel; rif, die Rippe; thif, der Dieb.

Das Mittagseſſen war in der großen Stube angerichtet. Wir fanden eine niedlich gedeckte Tafel, worauf für Jeden eine Flaſche Wein ſtand. Dieß beunruhigte uns ein wenig; denn wir fürchteten, unſer Wirth wolle ein Trinkgelage auf Altdäniſche Weiſe halten. Nach der Sagoſuppe erſchien gebackenes Rindfleiſch, und als wir einige Gläſer Wein getrunken hatten, ward ein ſeltſamer ſilberner Becher auf den Tiſch geſetzt, der wohl eine halbe Flaſche in ſich aufnehmen konnte. Unſer Wirth füllte ihn bis an den Rand, legte den Deckel darauf, und reichte ihn dem Nachbar mit der Bitte, hinein zu ſehen — eine gewöhnliche Vorſicht, damit Jeder einen vollen Becher trinkt. — Darauf trank der Wirth unſere Geſundheiten, und ließ jetzt den Becher rund herum gehen. Zwey von uns machten Fehler dabey, und mußten deßhalb zum zweyten Mahl den Becher leeren. Nachdem wir noch Pfannkuchen und einen Sago-Pudding zu uns genommen hatten, kündigte das Taſſengeklirre in der Nebenſtube den Kaffeh an, und wir freuten uns ſehr, durch ihn Erlöſung von dem vielen Eſſen und Trinken zu erhalten. Allein unſer Tagewerk war noch nicht vollbracht. Nach dem Kaffeh erſchien ein großes porzellanenes Gefäß nebſt großen Tumlern (Pokalen). Ängſtlich ſahen wir einer den andern an, da der Deckel abgenommen ward und der Punſch uns entgegen dampfte. Allein wir mußten, um die gute Laune unſers Wirthes zu erhalten, eine heitere Miene zum böſen Spiele machen, und ſo viel als möglich trinken. Des Guten zu viel iſt ein größeres Unglück, als des Guten zu wenig.

Unſer nächſter Beſuch war beym Pfarrherrn von Reikiavik und beym Stadtarzte. Der Pfarrherr Sigurdſon empfing uns an der Thür einer elenden Hütte, und führte uns durch einen langen, düſtern und ſchmutzigen Gang, der durch allerley Hausgeräthe und durch

einen Mann, der Stockfiſch klopfte, beengt wurde, in ein dunkles Zimmer — das beſte in ſeinem Hauſe. Es war ſo niedrig, daß ein Menſch kaum aufrecht ſtehen konnte, und ein Bett, eine Wanduhr, ein Geſchub (Commode) und ein Glasſchrank nahmen den größten Theil des Raumes ein. Sigurdſon, der Pfarrherr in der Hauptſtadt, hat jährlich 120 Thaler Einkünfte, die dazu noch unregelmäßig bezahlt werden, und Weide für zwey Kühe und einige Schafe. Die Leichenbegängniſſe, wovon wir eins in Reikiavik zu ſehen Gelegenheit hatten, werden eben ſo gefeyert, wie in Norddeutſchland. Daſſelbe gilt von den Trauungen. Der Arzt in Reikiavik, Dr. Klog, wohnt mit dem Apotheker in Einem Hauſe, und freute ſich ſehr, daß wir Kuhpockenſtoff mitbrachten. Außer dem Dr. Klog ſind noch fünf andere Ärzte von der Regierung in Island angeſtellt, die, wenn ſie nicht einigen Gehalt erhielten, gar nicht würden leben können. Der Bezirk eines Arztes in Island iſt 40 bis 50 Deutſche Meilen lang. Deßhalb kann ſchnelle Hülfe nur ſelten ſeyn. Leicht entſtehen darum hier verheerende Seuchen. So rafften im J. 1707 die Pocken 16,000 Menſchen weg, den vierten Theil der ganzen Bevölkerung. Im Jahre 1797 ſtarben an den Maſern ſogar 600 Menſchen. Ja im J. 1402 ſoll in einer Peſt nur ein Drittel der Einwohner übrig geblieben ſeyn. Wenn auch ſolche Übel ſelten kommen, ſo ſind doch die meiſten Isländer viel mit Hautkrankheiten geplagt, die daher rühren, weil faſt alle ihre Speiſen aus dem Thierreiche genommen werden. Scharbock und Ausſatz ſind gewöhnlich; von der Krätze findet man wenige gemeine Isländer ganz frey. Zur Pflegung der unheilbaren Ausſätzigen beſtehen drey Kranken-Anſtalten im Lande, die theilweiſe dadurch unterhalten werden, daß an einem gewiſſen Fiſchtage jedes Fiſcherboot den Antheil eines Mannes dieſen Anſtalten abliefert.

Den 13. des Wonnemonaths beſuchte uns Magnus Stephenſon, der Sohn unſers Freundes auf Vidoe. Er iſt Staatsrath und Oberrichter in Island. Er ſowohl als ſeine beyden ebenfalls ſchon angeſtellten Söhne, die er mitbrachte, bothen uns ihre Dienſte an. Überhaupt beeiferten ſich Isländer und Dänen, uns Gefälligkeiten zu erzeigen. Von den letzten muß dieß um ſo mehr gerühmt werden, da die Engländer kurz vorher Kopenhagen beſchoſſen und dadurch viele Verwüſtungen in der Hauptſtadt angerichtet hatten; aber ſie unterſchieden ſehr wohl unſere Regierung und das Engliſche Volk.

Den 14. wohnten wir einer Gerichtsſitzung bey, die wenig Feyerlichkeit hatte. Durch das Rühren einer alten Trommel wurde das Zeichen zum Anfange gegeben. Denſelben Tag unterſuchten wir einige heiße Quellen, etwa eine halbe Meile öſtlich von der Stadt. Ein kleiner Bach fließt quer durch die Quellen, und es iſt darum

nicht ſchwer, die Hand ſo in's Waſſer zu halten, daß der eine Theil friert, während der andere einer ſtarken Hitze ausgeſetzt iſt. Je näher wir der Stelle kamen, wo das heiße Waſſer herausſprudelt, deſto ſichtbarer wurden die Wirkungen der Hitze auf die Pflanzenwelt, und das grüne Ufer des Baches machte einen auffallenden Gegenſatz gegen das öde Land um die Quellen. Die Pflanzen, welche wir aus dem Waſſer zogen, das aus warmem und kaltem gemiſcht war, hatten, ſo wie das warme Waſſer ſelbſt, einen unangenehmen Schwefelgeruch, faſt wie faule Eyer. Die Frauen von Reikiavik waſchen gewöhnlich ihre leinenen Zeuge in dem Schwefelwaſſer und kochen dabey in den Stellen, wo das Waſſer am heißeſten iſt, ihre Fiſche und andere Speiſen. In einem großen lauwarmen Teiche dieſer Gegend baden ſich an einem Tage im Brachmonath alle Mädchen aus der Nachbarſchaft. Viele Ähnlichkeiten haben dieſe Quellen mit denen bey Carlsbad in Böhmen.

Den 15. gaben wir dem zweyten Geſchlechte in und um Reikiavik zu Ehren einen Ball. Eine ſchlecht geſtrichene Geige wurde von einem roſtigen Triangel und der oben ſchon erwähnten Trommel begleitet. Wir konnten uns in die verwickelten Wendungen der Tänze nicht finden. Während des Tanzes wurde Thee und Kaffeh herum gegeben, und die Herren, welche nicht tanzten, tranken Punſch, rauchten dabey Tabak und ſpuckten ohne Weiteres überall auf den Fußboden. Bey dem Abendeſſen ſangen einige Frauen und Jungfrauen ziemlich gut; wir aber hatten keinen Genuß davon, wegen des unaufhörlichen Plauderns der Herren. Einer der Geſänge war zum Lobe der Bewirthenden, und während des Chors wurde mit den Gläſern angeſtoßen. Obgleich es die ganze Nacht hell war, ſo hatte man doch mehrere Leuchter im Zimmer. Um drey Uhr, als die Geſellſchaft aufbrach, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel.

Bey einem zweyten Beſuche in Vidoe lernten wir die Isländiſche Kußſitte kennen. Wir hatten nähmlich der Nichte und der Schwägerinn unſers Freundes einige Kleinigkeiten geſchenkt, und erhielten aus Dankbarkeit einen Kuß. Die Isländer küſſen ſich jedes Mahl beym Kommen und Gehen, wie dieß auch in mehreren Gegenden Deutſchlands Sitte iſt. Sie reichen ſich dabey die rechte Hand, rücken mit der linken an den Hut und ſchlagen ihr langes ſchönes Haar zurück.

Zweyte Fahrt.

Gemacht im Goldſtriche.

Unſere erſte Reiſe im Lande ſollte nach dem goldbringenden Striche (Guldbringe-Syssel) gehen, der wohl wegen der reichen Fiſchereyen ſo genannt iſt. Wir konnten keine Reitpferde erhalten, und wollten deßhalb zu Fuße gehen, worüber die Einwohner nicht wenig ſtaunten, indem der geringſte Mann in Island nie zu Fuße reiſet. Ein junger als Geiſtlicher gebildeter Mann both uns als Führer ſeine Dienſte an, und wir wurden mit ihm Handel eins. Früh Morgens am 20. fingen die Vorbereitungen zur Reiſe an; allein die gedungenen Isländer waren ſo langſam, daß erſt um zwey Uhr Nachmittags die Reiſe vor ſich ging. Unſere Sachen lagen auf Packpferden. Die Packſättel beſtanden aus viereckigen Stücken Torf, über denen ein gebogenes Rückenholz lag, an deſſen beyden Enden ſich ein Pflock zum Anhängen der Sachen befand. Die Pferde wurden zuſammen gebunden; das folgende an den Schwanz des vorhergehenden. — Das Wetter war ſchön, die Gegend, durch die wir kamen, öde und ſcheußlich. Nicht weit von Haunefiord wird der Weg rauh, und wir kamen über eine Landſtrecke, die fürchterliche Spuren des unterirdiſchen Feuers an ſich trug. Auf dieſer Strecke fiel ein ſo dicker Schnee, daß wir nicht über 50 Ruthen weit ſehen konnten. Dieß verſtärkte nicht wenig den Eindruck, welchen der erſte Anblick eines Lava-Stromes auf uns machte. Die geſchmolzenen Maſſen waren nach jeder Richtung auf einander gehäuft, und bildeten verworrene, ſonderbare Geſtalten mit Klüften und Höhlen. Als wir es gar nicht erwarteten, lag unter einer der ſchroffeſten Stellen des Lava-Stromes Haunefiord vor uns, hart an einer Bucht. Wir nahmen unſern Aufenthalt im Sinertſon'ſchen Hauſe und wurden auf das freundſchaftlichſte bewirthet. Wir verſuchten hier zum erſten Mahl unter Eiderdunen zu ſchlafen. Ein ungeheuer angeſchwollenes Deckbette wog nicht mehr als 4 bis 5 Pfund. Dieſe Leichtigkeit war uns anfänglich ſehr zuſagend; allein da die Dunen ſchlechte Wärmeleiter ſind, ſo hielten wir es nicht lange unter denſelben aus.

Am 21. gingen wir nach Beſeſtadt, um einer Schulprüfung in der einzigen Schule von ganz Island beyzuwohnen. Unter Weges beſuchten wir den Propſt vom Goldſtriche, der in der ſchmutzigſten Armuth lebt, und dennoch eine nicht üble Bücherſammlung hat. Herr Jonſon, erſter Lehrer der Schule, empfing uns ſehr freundlich, und führte uns bald in die Kirche, die weit beſſer ausſieht, als die in Reikiavik. An der Thür befindet ſich ein Grabſtein mit dem Bildniſſe

des Statthalters Paulus Stigotus, welcher im J. 1566 ſtarb. Er iſt in voller Rüſtung vorgeſtellt, auf ein zweyſchneidiges Schwert ſich lehnend. Im Schulhauſe empfing uns der Biſchof, der uns auch zur Prüfung hatte einladen laſſen, im vollen Schmucke. Sein Unterkleid war von ſchwarzem Sammet, über demſelben hing ein Oberkleid von Seide, mit Sammet beſetzt. Weiße Hand- und Halskrauſen gaben dem ſchwarzen Anzuge viel Feyerlichkeit. Die Schulſtuben und Schlafſtellen der Schüler ſahen ſchmutzig aus, und man merkte bald, daß es auch in dieſer Schule, wie in vielen ihrer Schweſtern in Deutſchland, am Beſten fehlt. Als wir den Biſchof darauf aufmerkſam machten, rief er aus: „Die Kriege! ach die ſchrecklichen Kriege!“ — Früherhin waren zwey Schulen auf Island, die eine zu Holum in Nord-Island, die andere zu Skalholt, und jede hatte 20 bis 30 Schüler. Gegen das Ende des vorigen Jahrhundertes wurden beyde vereint und nach Reikiavik verlegt. Die liegenden Gründe der Schulen zog leider die Regierung ein, und bewilligte dagegen eine jährliche Summe aus dem öffentlichen Schatze. Vor einigen Jahren kam die Schule hierher, in die ehemahlige Wohnung des Statthalters. Drey Lehrer arbeiten an 24 Schülern. Der erſte Lehrer hat 600 Thaler, die beyden andern nur zuſammen ſo viel. Der größte Theil der Schüler iſt meiſtens zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Jeder wird erſt nach der Einſegnung (Confirmatio) aufgenommen. Die Schule dauert jährlich vom Weinmonath bis zum Wonnemonath; die vier übrigen Monathe ſind frey wegen der Feldarbeiten, woran ohne Unterſchied des Ranges jeder Isländer Theil nimmt. Die Schüler bleiben höchſtens ſieben Jahre auf der Schule, lernen Lateiniſch leſen und ſchreiben, etwas Griechiſch und Hebräiſch, die Auslegekunſt der Bibel, werden mit der Däniſchen Sprache, mit Geſchichte, Zahllehre und Erdkunde bekannt gemacht, und wenn ſie Geiſtliche werden wollen, müſſen ſie auch aus der Kirchengeſchichte etwas wiſſen. Einige von den Entlaſſenen pflegen die Copenhagener Hochſchule zu beſuchen, indeſſen ſind dieß Wenige. Die Andern, wozu die meiſten Geiſtlichen gehören, erhalten weiter keine Bildung. Und, ungeachtet dieſes geringen Schul-Unterrichtes, der doch auch nur Wenigen zu Theil wird, und trotz des geringen geiſtigen Verkehres unter einander, den die großen Entfernungen hemmen, herrſcht in Island viel Bildung. Aber gerade der wenige Umgang treibt die Leute in die Tiefe ihres innern Lebens. Sie ſind umgeben von großen Wundern und furchtbaren Erſcheinungen in der Schöpfung; die langen Winterabende feſſeln ſie an ihre Bücherſammlungen, worauf ſie viel halten, und die herrliche Ausſaat der Vorzeit treibt noch jetzt ſchöne Blüthen. Der Pfarrherr kann ſich in Nichts weiter vor ſeinen Pfarrkindern aus-

zeichnen, als durch Kenntniſſe; denn ſein äuſſerer Stand iſt dürftig; er muß arbeiten gleich dem geringſten Manne. Er iſt nicht bloß Redner, ſondern wahrer Seelſorger und Vorſteher der öffentlichen Erziehung. Will er ſeine Würde als ſolcher behaupten, ſo muß er ein inneres, geiſtiges Anſehen ſich bewahren, und das iſt bey den Meiſten der Fall. Überhaupt liefert Island den klarſten Beweis, daß Bildung auch in den ärmſten Hütten, bey den gröbſten Arbeiten und in der ſtilleſten Einſamkeit Statt finden kann. Der Unterricht ſeiner Kinder macht eine regelmäßige Beſchäftigung des verheiratheten Isländers aus. Während ſeine Hütte ganz in Schnee begraben liegt, und es rund umher dunkel und wüſte iſt, ſchlägt er beym Scheine einer Öhllampe ein Buch auf, worin er Nahrung für den Geiſt ſeiner Kinder findet. Es iſt höchſt ſelten, daß ein Isländer nicht leſen kann. Ja der Geiſtliche hat das Recht, eine Heirath zu verhindern, wenn die Braut nicht im Leſen geübt iſt. In allen Häuſern ſind Leſebücher, in Island geſchrieben und gedruckt, und meiſtens gottſeligen Inhaltes. Bey manchen Kirchen gibt es eigene Büchersammlungen, aus denen man ſich Bücher leiht. Auch tauſcht man ſich wechſelſeitig die Bücher zum Leſen aus. So allgemein eine gewiſſe Bildung über ganz Island verbreitet iſt, ſo ausgezeichnete Gelehrte gibt es im Lande. Dieſe beſchäftigen ſich gern mit der Erforſchung von Gottes Wort, — der Bibel und mit den alten Isländiſchen Schriften, den beyden Edda, dem Landnamabock und vielen alten Geſchichten, die unter dem Nahmen Saga bekannt ſind. Alle angeſehenen Isländer ſprechen Lateiniſch, viele auch Däniſch, Wenige Engliſch und Deutſch. Mehrere verrathen es jetzt noch, daß ſonſt große Dichter (Skalden) unter ihnen lebten; denn bey jeder Gelegenheit liefern ſie Gedichte. Die meiſten werden aber nicht gedruckt. Einer der fruchtbarſten Isländiſchen Schriftſteller iſt jetzt der Oberrichter Stephenſon. Mit der alten Isländiſchen Dichtkunſt beſchäftiget ſich viel der Advocat Finnur Magnuſon in Reikiavik; mit den Schriften der Römer und Griechen Steingrim Jonſon, bisher Rector der Schule zu Beſeſtadt, jetzt Pfarrherr in Odde, Zögling des verſtorbenen Biſchofes Finsſon zu Skalholt; Eggert Olaſſon und Olaf Olaſſon ſind als Beſchreiber von Island bekannt. Viele geborne Isländer haben ſich außerhalb des Landes Ruhm und Anſehen erworben; z. B. der Bildhauer Thorwaldſon. Eine gelehrte Geſellſchaft im Lande befördert die wiſſenſchaftlichen Forſchungen.

Den 22. verließen wir Hauneſiord, wohin wir von Beſeſtadt zurückgekehrt waren. Wir reiſeten am Rande eines alten Lava-Stromes hin, und erſtiegen darauf einen mit lockern Schlacken bedeckten Berg-

rücken. Die Lava war hier an einigen Stellen in die Höhe geſtiegen; eine ſonderbare Erſcheinung, die daher rührt, daß die Oberfläche der Lava erkaltet, während die untere Maſſe noch flüſſig iſt, die dann wie das Waſſer in einer Röhre ſich in die Höhe hebt. Überall ſahen wir ſchwarze Lava-Maſſen, hier höckerig und hügelig, dort Schluchten und Höhlen bildend. In den Höhlungen fanden wir oft Schnee und Eiszapfen, womit wir, in der Hitze des Tages, unſern Durſt löſchten.

An den Ufern des Fluſſes Kald-aa (kalten Waſſers) fanden wir ein grünes Plätzchen, und beſchloſſen dort zu bleiben, weil bis Kriſuvik, wohin wir wollten, keine andere Stelle mehr war, wo unſere Pferde hätten weiden können. Wir ſchlugen unſer Reiſezelt auf, und beſahen eine Lava-Höhle, die 7 bis 8 Fuß hoch war und 55 Ruthen weit ſich erſtreckte. Auf unſerm Rückwege zum Zelte ſahen wir die Quellen des Fluſſes Kald-aa, die im Grunde einer Höhle ein großes Becken bilden, aus dem ſich ein Strom ergießt und nach einer halben Meile unter der Lava ſich verliert, ſo daß er nicht weiter zu finden iſt, und wahrſcheinlich eine unterirdiſche Bahn in's Meer hat. An dem Hügel Helgafell fanden wir eine auffallend ebene Lava-Strecke, an derem Rande Spuren von mehreren Kratern waren, oft in ſonderbaren Formen, z. B. mit Kuppeln verſehen. Durch dieſe Krater mochten wohl die Dämpfe der Maſſe geſtrömt ſeyn, und dieſe darum zu einer Ebene gebildet haben. Am folgenden Tage fanden wir die Überreſte einer Frau, die ſich vor einem Jahre zwiſchen den Lava-Klüften verirrt hatte. Ihre Kleider und Gebeine lagen umher. Wahrſcheinlich hat ſie im Schneeſchauer den Weg verloren, iſt von einer ſteilen Anhöhe heruntergeglitten und die Beute der Adler und Füchſe geworden. Es iſt zum Erſtaunen, wie die Isländer im Winter durch ihre Öden und Wüſten den Weg finden. Hier und da ſieht man wohl Merkzeichen; allein im Winter ſind die gefährlichen Klüfte oft unſichtbar, weil ſie der Schnee ausgefüllt hat. — Nachdem wir einen ſteilen Berg erſtiegen hatten, erblickten wir einen See, und etwas weiter hin ſahen wir Dampf aufſteigen. Wir gingen näher, und bemerkten, daß er aus einem runden Becken, in einer Vertiefung, nahe am Gipfel des Berges, mit Ungeſtüm empor ſtieg; wir hörten ein lautes Plätſchern, und als wir hart an's Becken kamen, das etwa 12 Fuß im Durchmeſſer hat, ſahen wir, daß ein dicker, ſchwarzer Schlamm darin kochte und wallete. Das Sieden und Kochen war heftig, der Schlamm und Broden blieb aber immer in derſelben Höhe. In dem Sande um uns herum entdeckten wir eine Menge kleiner Ritzen, aus welchen mit ziſchendem Geräuſche dampfender Broden herausbrach. Als wir nachdenkend über die unter-

irdiſchen Feuer Islands weiter gingen, ſtiegen wir nach dem Thale von Kriſuvik hinunter, und ſahen unten eine ſolche Menge Dampfes, daß ſich unſer Erſtaunen über die erſte Erſcheinung bald verlor. Der Dampf ſtieg aus Höhlen, Thonlagern und aus Felſenritzen empor. Tiefer unten hatten wir einen ſchönen Anblick der Schwefelberge, des Zieles unſerer Reiſe. Zu Kriſuvik iſt ein Meierhof nebſt einigen Kothen. Wir wollten zuerſt, wie es hier von Reiſenden gewöhnlich geſchieht, in der Kirche übernachten; als wir ſie aber beſehen hatten, zogen wir unſer Zelt vor. Die hölzerne Kirche war 18 Fuß lang, 8 Fuß breit, und bis zum Quergebälke nicht 6 Fuß hoch. Große Kaſten, worin Sachen des Pächters ſich befanden, ſtanden noch in dem engen Raume. Die Kanzel war 2 Fuß erhöht, und der Altar beſtand in einem hölzernen Schranke, worin zugleich Hausgeräthe aufbewahrt wurden. Der Pächter und ſeine Frau räumten ihn etwas ab, ſetzten Milch darauf und luden uns ein, zu eſſen. Dieſe äußere Unheiligkeit der Kirchen, wovon man auch Spuren in Nord-Deutſchland findet, iſt in Island überall. Manches hat die Noth erzeugt; Manches iſt aber auch üble Gewohnheit. Die Isländiſchen Pächter bleiben ſo lange auf einem Gut, als ſie wollen; nur wenn ſie ſchlecht wirthſchaften, können ſie von dem Beſitzer vertrieben werden. Manche aber ziehen dennoch ſehr häufig. Die verpachteten Güter ſind Grasplätze mit den darauf befindlichen Häuſern und Viehherden. In ganz Island gab es zu Anfang dieſes Jahrhundertes 4761 Pachthöfe und 5821 Pächter; ſo daß alſo mehr Pächter als Pachthöfe waren. Außer den Pächtern findet man Heuerlinge; um jene Zeit waren 735 ſolche, die noch Grasgrund hatten, und 590 ſolche, die nichts davon beſaßen. Die Pächter bewirthſchaften die Güter mit Knechten und Mägden, die entweder ihre eigenen Kinder oder Anverwandte von andern Pächtern ſind. Ein Isländiſcher Pachthof gleicht den Schweizer Sennhütten oder den Schleſiſchen Gebirgsbauden, in ſo fern an keinen Ackerbau auf dieſen Beſitzungen zu denken iſt. Das Leben in einem ſolchen Pächterhauſe iſt in den Wintertagen höchſt einfach. Man ſteht des Morgens um 6 oder 7 Uhr auf. Einer ſieht dann nach den Schafen, ein Anderer wartet der Kühe und der Pferde; Andere verfertigen Taue aus Wolle oder Pferdehaaren; Einer arbeitet in der Schmiede und macht Hufeiſen und andere Eiſenſachen. In der Stube wird geſponnen, geſtrickt, gewebt, oder man näht Schafpelze zur Fiſcherkleidung. Beſchäftigen ſich Viele in der Stube, ſo lieſet gewöhnlich Einer etwas vor, und bringt dadurch Abwechſelung in das eintönige Leben. Bisweilen wird Schach oder etwas anderes geſpielt. V o n T r o i l ſchildert die Unterhaltung der Isländer alſo: „Wenn ſie zuſammen kommen, ver-

treiben ſie ſich die Zeit mehrentheils mit Saugulestur, Vorleſung ihrer Sagen, womit der Hauswirth den Anfang macht, und womit die Übrigen, wenn er müde wird, fortfahren. Ein Theil von ihnen weiß dieſe Sagen auswendig; Andere haben ſie gedruckt, oder, wo es daran fehlt, geſchrieben vor ſich. Zu dieſen Zeitvertreiben gehört auch Rümulestur, da Verſe geleſen und bisweilen ſchlecht genug abgeſungen werden. Außerdem vergnügen ſie ſich auch bey ihren Zuſammenkünften mit Wikewaka, da ſich nähmlich eine Frau und ein Mann bey der Hand faſſen, und ein's um's andere Lieder ſingen, die auf einander paſſen, wobey der Chor bisweilen mit einſtimmt. Zu ihren Zeitvertreiben gehört auch Glaeder, da ſich Einer verkleidet; Hnattleikur, da ſie mit Kugeln auf dem Eiſe ſpielen; Lyntriden, da ſie in die Wette reiten u. ſ. w. Sie vergnügen ſich auch mit Kotra (Bretſpiel), und haben vier Arten davon. Sie ſpielen Karten, doch bloß zum Vergnügen, ohne Geld auf's Spiel zu ſetzen.

Im Sommer kommt mehr Abwechſelung in das Leben der Isländer, vorzüglich durch den Fiſchzug und die Heuernte. Iſt das Heu in der Nähe des Hauſes eingeerntet, ſo gibt der Pächter ein Erntefeſt, und am Schluſſe der ganzen Heuernte ein zweytes, wozu ein fettes Schaf geſchlachtet wird. Der Reichthum eines Isländers kann nach Pferden, Kühen und Schafen berechnet werden. Auf den erſten reiſen ſie, die Kühe liefern ihnen Speiſe und Trank, und die Schafe Speiſe und Kleidung. Es gab im Jahre 1804 auf der Inſel 26,000 Pferde, 20,000 Kühe und 210,000 Schafe. Die Schafe und Pferde müſſen ſich das ganze Jahr hindurch ſelbſt nähren; nur ſelten erhalten ſie im Winter etwas Heu. Sie friſten darum kümmerlich ihr Leben und ſehen im Frühlinge ſchrecklich verfallen aus. Die Kühe dagegen werden regelmäßig im Winter gefuttert. Die Isländiſchen Kühe ſind gewöhnlich ohne Hörner, geben aber alle Tage 10 bis 12 Quart Milch. Saure Molken iſt der Isländer Lieblingsgetränk, und Butter, die ein Paar Jahre geſtanden hat, ihr Lieblingseſſen. Fehlt die Butter, ſo eſſen ſie Talg. Die Isländiſchen Schafe ſind weiß, ſchwarz und bunt; ihre Wolle iſt nicht fein, und wird nicht geſchoren, ſondern gezupft. Man melkt ſie gleich den Kühen. Die Schafe werden im Wonnemonath (May) in die Gebirge getrieben und laufen dort bis in den Weinmonath (October) herum. Dann veranſtaltet der Strichmann (Sysselmann) eine Zuſammenkunft von allen Schafbeſitzern des Striches; oft kommen 200 Knechte oder Pächter zu Pferde zuſammen; ſie wählen einen Anführer, treiben unter deſſen Leitung alle Schafe zuſammen, und jeder ſucht ſich die ſeinigen aus, die ihm durch Zeichen kennbar ſind. Fröhliche

Laune wechſelt dabey mit Zank und Trauer; denn nicht ſelten machen Zwey Anſprüche auf daſſelbe Thier, oft fehlen auch welche.

Die Häuſer auf Island ſind auswendig von einer Torfmauer umgeben, die $4\frac{1}{2}$ Fuß hoch und oft 6 Fuß dick iſt. An einer Seite, gewöhnlich gegen Mittag, befinden ſich Thüren, häufig roth angeſtrichen. Von der Hausthür aus kommt man in einen engen, langen, dunkeln Gang, von wo aus man auf beyden Seiten in die Gemächer tritt. Die Gemächer ſind durch Torfwände gebildet. Jedes Gemach hat ſein eigenes Dach, durch das vermittelſt Glasſtücke oder Haut, von 4 bis 5 Zoll im Durchmeſſer, Licht fällt. Nur die Häuſer der Vornehmern haben an der Vorderſeite kleine Fenſter mit Glasſcheiben. Die dicken ſchwarzen Torfwände, der unreinliche Erdboden, die Schmutzigkeit der Geräthſchaften und der Bewohner, macht ſolche Gemächer ſelbſt für den unverwöhnten Ausländer unausſtehlich. Oft ſchlafen zwanzig und mehrere Menſchen in einem ſolchen Behältniſſe; dazwiſchen liegen Häute, Öhlſäcke und gedörrte Fiſche, und friſche Luft kann nirgends eindringen. Die Kothen der gemeinen Leute ſind aber noch weit ſchlechter; ſo elend, daß man es nicht begreift, wie ein menſchliches Weſen darin leben kann.

Am Morgen des 25. traten wir unſere Reiſe nach dem Schwefelberge an. Am Fuße des Berges war eine ſchwefelhaltige weiße Thonſchicht, aus der von allen Seiten Broden heraus ſtieg. Höher herauf bemerkten wir auf einer Kuppe eine Höhlung, in der es kochte und plätſcherte. Sauſend ſtieg aus Spalten ringsum Qualm heraus. Die Höhlung und die ganze Seite des Berges gegenüber waren mit ſchwefeligem Thone von gelblicher und weißer Farbe bedeckt. Das Gehen über dieſe weiche, dampfende Oberfläche blieb ein Wageſtück; leicht konnte die Kruſte brechen und der Thon mit uns ſinken. Einige Mahl waren wir nahe daran uns zu verbrühen. Herr Wright verbrannte ſich auch wirklich etwas an einem Fuße, und litt große Schmerzen. Oft konnten wir uns wegen des Brodens nicht ſehen; dann war für jeden Einzelnen die Gefahr um ſo größer. Wir wandelten gleichſam auf der Schaumkruſte eines ungeheuren Siedekeſſels der Schöpfung. Wo wir Schwefel abbröckelten, ſtieg ſogleich Broden hervor, und an manchen Stellen war der Schwefel ſo heiß, daß wir ihn nicht anfaſſen konnten. Der Broden roch nach geſchwefeltem Waſſerſtoffgaſe. Der Wärmemeſſer, einige Zoll in den Schlamm geſteckt, ſtieg gleich nahe dem Siedepuncte. Einen Keſſel kochenden Schlammes fanden wir, der wenigſtens 15 Fuß im Durchmeſſer hatte, und weit heftiger kochte, als der, den wir den vorigen Tag ſahen. Wir näherten uns ihm bis auf einige Ruthen. Der Wind wehte den Qualm ſeitwärts, und ſo konnten wir den Keſſel gut beobachten.

Der Schlamm war in beſtändiger Bewegung, und wurde oft bis zu einer Höhe von 7 Fuß empor geworfen. Unweit des Schlammkeſſels war ein unförmliches Becken, worin Waſſer lebhaft kochte. Von hier aus gingen wir mehr den Berg hinauf, und fanden zu unſerm größten Erſtaunen hier in dieſer Siedewelt eine kalte Quelle. Der Berg hat oben zwey Spitzen, die ein Rücken verbindet. Dieſer Rücken beſteht ganz aus Schwefel und Thon. Der Schwefel bildet hier eine glatte Kruſte, die einige Zoll dick und ſchön geſtrahlt (kryſtalliſirt) iſt. Unmittelbar darunter fanden wir lockern, körnigen Schwefel, welcher mit dem Broden als Luftmaſſe aufzuſteigen und dann die Kruſte zu bilden ſcheint. Finge man den Broden künſtlich auf, und ſuchte die Dämpfe zu verdicken, ſo würde man wahrſcheinlich hier viel Schwefel gewinnen können. Oder ſammelte man nur den Schwefel, der die Oberfläche bedeckt, ſo ließen ſich viele Speicher damit füllen*). Die Hauptſchwefel-Quelle hatten wir noch nicht geſehen. Um zu ihr zu gelangen, mußten wir noch manche Gefahren beſtehen. Eine Strecke gingen wir über lockerm Thone, in den wir bey jedem Schritte einſanken. Glücklich kamen wir zum Ziele. Eine dichte Dampfſäule, mit etwas Waſſer vermiſcht, bahnt ſich mit Ungeſtüm den Weg durch eine Felſenſpalte. Hinter der Dampfſäule ſtarrt ein ſchwarzer Felſen in die Höhe. Der Dampf dringt ſo gewaltſam hervor, daß er die Luft ringsumher in Erſchütterung ſetzt, und dadurch ein Geräuſch verurſacht, das man bey ſtillem Wetter eine halbe Meile weit hört. Was ein Menſch, ſelbſt von ſtarken Nerven, empfindet, wenn er vor dieſem Schlunde auf einem unſichern Boden ſteht, unter dem er die tiefſten Abgründe ahnet, das läßt ſich mit Worten nicht bezeichnen. Eingehüllt in dicken Dämpfen, betäubt von dem tobenden Geräuſche, ſtarrt er auf den Boden hin, und ſieht zu, ob er noch ſteht; erblickt um ſich überall Verwüſtung, und ſtaunt, daß er noch lebt.

Den 27. brachen wir nach Grundevik auf, und machten 3 bis 4 Meilen durch eine vollkommene Wüſte von Lava, Schlacken und Sand. Unfern ſahen wir eine Spur von Pflanzen. Als wir uns der Küſte näherten, kamen Männer, Frauen und Kinder aus ihren Kothen heraus, wie die Ameiſen aus ihren Hügeln, und gafften uns an; denn vor uns waren in dieſer Gegend noch keine Fremden ge-

*) In Nord-Island bey Reikiahild, unweit des Mückenſees (Myvatn), befinden ſich ähnliche Schwefel-Abſätze, wie bey Kriſuvik, und wurden vor 50 bis 60 Jahren benutzt.

weſen. Je weiter wir kamen, deſto mehr Kothen fanden wir. Überall lagen Fiſche aufgehäuft, und wir ſahen viele Menſchen in Grundevik. Unſere Verwunderung, eine ſo öde Gegend ſo gut bevölkert zu finden, hörte auf, als wir vernahmen, daß im Anfange jeder Fiſchzeit aus den verſchiedenen Landſtrichen viele Menſchen nach den fiſchreichen Küſten ziehen, um ſich auf den Winter mit Fiſchen, der Hauptnahrung, zu verſehen. Eigene Kothen ſind bey den Fiſchereyen, die nur während der Fiſchzeit bewohnt werden. Mit Anfang des Eismonathes (Februars) ziehen aus allen Gegenden viele Bewohner an die weſtlichen und ſüdweſtlichen Küſten. Die Pächter ſchicken ihre Knechte hin, einige kommen ſelbſt. Mitgenommen wird Butter, geräuchertes Hammelfleiſch und ein guter Schafpelz. Die Pächter nehmen auch wohl ein wenig Rockenbrot und Branntwein mit: — Leckereyen auf Island. Reiſet der Isländer vom Hauſe ab, ſo entblößt er ſein Haupt, hält den Hut vor das Geſicht und verrichtet ein Reiſegebeth. In jeder Kothe, bey der er ankommt, iſt er willkommen, und ſelten zahlt er etwas für die Bewirthung. Mancher reiſet 40 bis 50 Meilen mitten im Schnee und in Dunkelheit, weil im Eismonathe wenig Tag auf Island iſt. Der aus dem Innern des Landes verdingt ſich bey dem Beſitzer eines Bootes, verpflichtet ſich bis Mitte des Wonnemonathes zu dienen, und erhält dafür einen Antheil an den gefangenen Fiſchen. Der Eigener des Bootes erhält zwey Antheile, wenn er Angel und Schnüre zum Fangen liefert, und die Hälfte aller Fiſche, wenn er Netze hergeben muß. Die Leute auf einem Boote wohnen gewöhnlich auch zuſammen in einer Kothe. Täglich gehen die Boote 8 bis 12 Stunden in See, und die Leute halten in der Finſterniß und der größten Kälte ſo lange auf dem Meere aus, ohne etwas anders, als ein wenig ſaure Molken, die mitgenommen werden, zu genießen. Bey dem Reinigen und Spalten der Fiſche am Ufer helfen die Frauen. Erlaubt das ſtürmiſche Wetter das Fiſchen nicht, ſo ergetzen ſich die Fiſcher mit Ringen und Spielen, z. B. mit dem Kämmerchen vermiethen. Im Wonnemonathe gehen die Leute, welche bloß zum Fiſchen kamen, wieder nach Hauſe, und laſſen ihre noch nicht trockenen Fiſche, wovon ein Mann etwa 5 bis 600 Stück beſitzt, unter Aufſicht eines dort Wohnenden zurück. In der Mitte des Brachmonathes (Juny), wenn die Pferde ſich ſchon im Freyen wieder etwas ausgefreſſen haben, ziehen die Pächter mit ihren verkäuflichen Waaren, als Talg, Butter und Wolle an die Küſte, erhandeln dafür gewöhnlich noch mehr Fiſche, als ſie ſchon durch die Arbeit ihrer Knechte beſitzen, und bringen den ganzen Wintervorrath zu Hauſe. Die Fiſche, welche am meiſten gefangen werden, ſind Kabliaue, Schellfiſche, Butten und Schollen. Die Häringe

fängt man erſt ſpäter, nähmlich im Brach- und Heumonath (Juny und July), oft in einem Netzzuge ſo viel, daß 150 Fäſſer damit gefüllt werden. Der Kabliau (gadus morhua) lebt in den Meeren des gemäßigten Erdſtriches in ungeheurer Menge, wird 2 bis 4 Fuß lang und 9 Pfund ſchwer. Mehrere tauſend Schiffe gehen jährlich zu ſeinem Fange in's Meer; jetzt vorzüglich nach Neu-Fundland, ſonſt nach Island. Er hält ſich auf dem Grunde auf, frißt Krebſe, Seeſterne und Häringe, und laicht im Winter. Man fängt ihn an Angelſchnüren, die oft eine Viertelmeile lang ſind, und von Elle zu Elle kleinere Schnüre mit dem Köder, gewöhnlich einem Häringe, haben. An der langen Angelſchnur ſind etwa ein Dutzend Tonnen angebracht, damit ſie oben bleibt und wieder gefunden wird. Der an der Luft getrocknete Kabliau heißt Stockfiſch, der eingeſalzene Laberdan, und der, welcher nach dem Einſalzen getrocknet iſt, Klippfiſch. Aus der Schwimmblaſe gewinnt man die Hauſenblaſe, einen Fiſchleim. Die Gräthen gebraucht man in Island zur Feuerung. Der Schellfiſch (gadus aeglefinus) iſt mit dem Kabliau ſehr verwandt, doch etwas kleiner, gewöhnlich nur 1, ſelten 2 Fuß lang und 3 bis 6 Pfund ſchwer. In Island fängt man ihn mit dem Kabliau zuſammen, und behält ihn zum eigenen Gebrauche, während man letzteren verkauft. Der Leng (gadus molva) wird nicht ſo häufig, wie der Schellfiſch, bey Island getroffen; er iſt 4 Fuß lang und 18 Pfund ſchwer. Der gemeine Scholl (pleuronectes platessa) und der Heilbutt (pleuronectes hippoglossus) kommen in nicht geringer Anzahl an. Letzterer wiegt 2 bis 3 Centner, und iſt 5 Ellen lang.

Wir wollten von Grundevik nach Rakianes, unweit des Vorgebirges Reikianes gehen; als wir aber hörten, daß wir dort kein Futter für unſere Pferde finden würden, ſo gingen wir durch eine wilde, fürchterliche Lava-Strecke und über einen langen Kiesgrund, der wohl vom Meere gebildet war, quer über die Halbinſel nach dem Fiſcherdorfe Niardivik, welches 300 Boote beſitzt, und 200 Einwohner für gewöhnlich, in der Fiſchzeit aber gegen 2000 zählt. Auf ganz Island befinden ſich über 2000 Boote, die zur Fiſchzeit faſt alle in See gehen. Von Niardivik machten wir einen Abſtecher nach Kieblivik, wo einige Kaufleute wohnen. Bey einem von demſelben verweilten wir wegen Regen drey Tage, und wurden auf's herzlichſte bewirthet. Den 1. des Brachmonathes reiſeten wir von da über Niardivik nach Haunefiord zurück. Unter Weges verirrten wir uns, litten außerordentlich an Durſt, und zerrißen in der Lava Schuhe und Füße. Den 3. des Brachmonathes kamen wir nach einer Abweſenheit von 14 Tagen in Reikiavik wieder an.

Am 8. ſchifften wir nach Vidoe über, um die Eidergänſe zu ſehen, welche um dieſe Zeit zum Niſten ſich verſammeln und zahm ſind, während ſie zu andern Zeiten ſich nicht ſehen laſſen. Sie ſtehen in Island, wie in andern Gegenden, unter dem Schutze der Geſetze. Wer während der Brutzeit eine Eidergans tödtet und darüber ertappt wird, muß 30 Thaler Strafe zahlen. Als unſer Boot ſich dem Ufer näherte, kamen wir durch ganze Haufen dieſer Thiere, die uns kaum auswichen. Zwiſchen dem Landungsplatze und dem Hauſe unſers alten Freundes war der Boden mit Eidergänſen bedeckt, und wir mußten uns in Acht nehmen, daß wir nicht in ihre Neſter traten. Die Gänſeriche ſchrieen, ähnlich den Tauben: Huhu oder Ao, und waren weniger ſcheu als unſere zahmen es ſind. Rund um das Wohnhaus, an der Gartenmauer, an den Dächern der Kothen, ſelbſt im Innern der Häuſer und in der Capelle ſaßen Gänſe auf ihren Neſtern. Die, welche noch nicht lange geſeſſen, verließen dieſelben, wenn man ſehr nahe kam; welche aber ſchon ein Paar Eyer gelegt hatten, blieben ruhig ſitzen, ließen ſich ſogar berühren, und brauchten ſpielend höchſtens den Schnabel, um die nahe Hand zu entfernen. Iſt ein Gänſerich bey ſeinem Weibchen, ſo geräth er ſehr in Bewegung, wenn ſich Jemand nähert, reckt den Kopf empor und kurret. Die Neſter ſind mit Dunen ausgefüttert, welche die Gans ſich mit dem Schnabel aus der Bruſt rauft. Um's Neſt hat ſie mehr Dunen liegen, womit ſie die Eyer bedeckt, wenn ſie auf Nahrung geht, was gewöhnlich zur Ebbezeit geſchieht. Man nimmt der Gans zwey Mahl die Dunen aus dem Neſte, ſo daß ſie gezwungen wird, ſich drey Mahl zu rupfen. Ja zuweilen muß ſie dieß vier Mahl thun. Sind ihre Dunen alle ab, ſo erſetzt der Gänſerich das Fehlende. Auch nimmt man gewöhnlich mit den Dunen eine gewiſſe Anzahl Eyer weg, die für eine Leckerey gehalten werden. Unſer Freund zu Vidoe ſchickte uns einige Mahl 200 Stück. Gekocht ſind ſie nicht übel, ſtehen jedoch den Hühner- und Änteneyern nach. Schwaneneyer dagegen, wovon wir auch einige erhielten, ſchmecken vortrefflich. Die Eidergans legt drey Mahl, und jedes Mahl fünf grünliche Eyer. Das Äußere der Neſter beſteht aus Heu und Moos, was man auch wohl an ihre Brutſtellen hinbringt, um ihnen den Neſterbau zu erleichtern und ſie dadurch anzuziehen. Die Eidergans ſelbſt ſollte eigentlich Eideränte heißen (anas molissima). Das Männchen iſt geſcheckt, oben weiß, unten ſchwarz, am Nacken blaßgrün; das Weibchen iſt roſtgelb und in der Quere ſchwarz geſtreift. Die Eidergans iſt kleiner als unſere Gans, und ein wenig größer als unſere zahme Änte. Sie lebt nur in kalten Gegenden, als in Grönland, Norwegen und Gothland. Selten

kömmt eine nach Deutſchland. Sie taucht 12 Faden tief unter, und nährt ſich von Fiſchen, Krebſen und andern Seethieren. Sobald die Jungen aus den Eyern gekrochen ſind, nimmt die Gans ſie auf den Rücken und ſchwimmt eine Strecke in's Waſſer, taucht dann unter, und läßt die Kleinen ſich ſo im Schwimmen verſuchen. Von nun an führt die Mutter ihre Jungen zu Lande und zu Waſſer, bis ſie ziemlich ausgewachſen ſind. Im Herbſte verſchwindet Jung und Alt, man weiß nicht wohin — eine auffallende Erſcheinung! — —

Die geſammelten Dunen werden im Winter getrocknet und von Gras und andern Unreinigkeiten geſondert. Ein Neſt gibt etwa ein halb Pfund ungereinigter Dunen, oder ein Sechstel bis ein Viertel Pfund gereinigter. Ein Pfund Dunen gilt zwey Thaler Däniſch Geld. Dazu gehören ungefähr fünf Neſter. Alljährlich werden aus Island 1000 bis 1500 Pfund Eiderdunen ausgeführt. Außer der Eidergans gibt es viele andere Waſſervögel auf Island. An der Südküſte halten ſich vorzüglich die Rothgänſe (pelecanus bassanus) auf. Die Seeraben (pelecanus graculus) und die Waſſerraben (pelecanus carbo) ſitzen auf allen Felſen. Unzählbare Möven und Sturmvögel niſten in den Klippen; die ſchwarze Möve kommt auch in den Sümpfen vor. Änten, Kneifet (merganser) und Taucher von allerley Art ſchaukeln ſich auf Seen, Strömen und in Buchten und Buſen des Meeres. Die Seeſchwalben (sterna hirundo) niſten häufig bey friſchem Waſſer unweit der Meeresküſte. Ihre Eyer ſchmecken ſehr angenehm, und gehörten auf unſern Reiſen zu unſern Leckereyen. Auf die Möven machen die Isländer eine beſondere Jagd. Sie fahren nähmlich mit einem Boote an den Fuß eines Felſens, der von Möven bewohnt wird; hier ſteigen Einige aus, während die Andern im Boote bleiben. Die Ausgeſtiegenen ſind mit Stangen von 10 bis 12 Ellen Länge verſehen, an deren Spitze ein eiſerner Haken iſt, ſo, daß ſie unſern Feuerhaken gleichen. Der Eine hat auch einen langen Strick um den Leib. Durch die Stangen ſucht man immer höher und höher zu kommen. Einer hilft dem Andern dabey, ſtützend und ſchiebend mit den Stangen. Wo ſie Neſter finden, da nehmen ſie die Vögel, die Dunen und die Eyer. Gemeiniglich ſitzen die Vögel ſtill; wollen ſie wegfliegen, ſo wirft man ein Vogelnetz auf ſie zu. Die getödteten Vögel werden in's Boot geworfen. Der Mann, welcher den Strick um den Leib hat, muß die gefährlichſten Stellen beſteigen, während zwey Andere an den Enden dieſes Strickes, die oft mehrere Ellen lang ſind, ihn halten. Allein bisweilen geſchieht es dennoch, daß alle Drey jählings von dem Felſen herunter ſtürzen und zerſchmettert werden. Ein früheres Geſetz in Norwegen, wo auch dieſe Jagd Statt findet, erklärte die ſo Um-

gekommenen für Selbſtmörder; vielleicht um dadurch mehr Vorſicht zu empfehlen. Weil manche Klippen von unten unzugänglich ſind, ſo ſucht man von daneben ſtehenden Klippen ſie zu erreichen. Man legt die Stange hinüber, und rutſcht auf derſelben hin. Kann man an einer ſchroffen Seite nicht von unten hinauf kommen, ſo läßt ſich Einer von oben an einem Seile hinunter, und wird von den Andern gehalten. Bisweilen unternimmt dieſes Wageſtück auch ein Einzelner, und bindet das Tau oben an einer Felſenſpitze feſt. Auf den Orkadiſchen und andern nördlichen Inſeln treibt man dieſelbe Jagd, und erhält dadurch außerordentlich viele Vögel ſammt Eyern und Dunen. Die Isländiſchen Landvögel kommen den Waſſervögeln bey weitem nicht nach. Ganz arm iſt das Land an Singvögeln; nur die Schneeammer (emberiza nivalis) ſingt etwas. Der Goldkibitz, die Regenſchnepfe und die Heerſchnepfe kommen auf dem Lande noch am häufigſten vor. Ihre unangenehmen Töne machen aber die öden Sumpfgegenden, worin ſie hauſen und die ſie durchſchreyen, nur noch grauſender.

Ein Land, das ſo kalt iſt, als Island, kann wenig Käfer (Inſecten) haben. Von den Schmetterlingen kommen gar keine Tag- (papilio) und Abendvögel (sphinx) vor. Hooker, der das Land in dieſer Beziehung unterſuchte, fand außer einigen Nachtvögeln, wenig Käfer; einen Grabkäfer (scarabaeus), einige Rüſſelkäfer (curculio), und Laufkäfer (carabus) und einen Sonnenkäfer (coccinella). So gering die Anzahl der Käfer iſt, eben ſo gering iſt die Anzahl der Pflanzenarten. Mooſe und Flechten kommen am häufigſten vor. Mehrere Gras- und Seggenarten wachſen auf den Wieſen, darunter die Moorſeide (eriophorum polystachium), deren Samenfederchen zu Lampendochten gebraucht werden, und die Mannahirſe (festuca fluitans). Der Bitterklee, deſſen Wurzeln ein ſicheres Netz über den Moorgrund ſpinnen, iſt ſehr gemein. Mehrere Steinbrecharten ſtehen zwiſchen Mooſen und Rauſchbeeren (empetrum nigrum); Bärentrauben (arbutus uva ursi) und Heidekraut (erica vulgaris) ſind die weſentlichſten Bekleidungen der Felſen. In der See wachſen mehr Salzpflanzen, nähmlich Tangenarten (fucus), wovon einige als Viehfutter dienen. Die Palmtange wird in Milch gekocht und von Menſchen gegeſſen. Das Sandhaargras (elymus arenarius), von den Isländern Malur genannt, welches faſt in ganz Europa im Flugſande wächſt, und denſelben befeſtiget, iſt das Isländiſche Getreide. Man ſchneidet es im Erntemonath mit der Sichel, bindet es in Garben, ſchlägt zu Hauſe die Ähren ab, und hebt dieſe in einem Kornhauſe auf, während man das Stroh zum Dachdecken gebraucht. Im Winter trocknet man die Ähren, reibt ſie aus,

reiniget die Körner, und mahlt ſie auf Handmühlen, deren Steine aus Lava gemacht ſind. Aber man gewinnt dieſes Getreide nicht in allen Gegenden, und immer nur in geringer Menge.

Am 11. des Brachmonathes wohnten wir der Einſegnung der Kinder in Reikiavik bey, die faſt eben ſo wie in Deutſchland gehalten wird. Der Pfarrherr verrichtete dabey Alles. Der Biſchof war ein bloßer Zuſchauer.

Dritte Fahrt.

Gemacht nach Nordweſten.

Unſere zweyte Reiſe in Island ging nordweſtwärts. Wir kauften dazu noch fünf andere Pferde, und gaben für die Packpferde 8 bis 10, und für unſere Reitpferde 12 Thaler. Es waren wohl keine ſchönen Reitpferde, aber zu der Reiſe geeignet. Alle unſere Pferde hatten noch die langen Winterhaare, und unſere Führer und Pferdebeſorger waren außerordentlich langſam; — ein Hauptfehler der Isländer. Den 15. des Brachmonathes ſendeten wir des Morgens die Pferde mit unſerm Gepäcke zu Lande ab, wir ſelbſt aber ſetzten Nachmittags auf einem Boot über die Bucht hinüber, und langten an dem Fuße des Eſſian-Berges an. Hier fanden wir ein ganz anderes Land, als den Goldſtrich. Von der Küſte bis zum Fuße des Berges iſt alles grün, nirgends zeigen ſich Spuren von unterirdiſchen Feuern. Der Berg erhebt ſich ſteil aus der Moorebene, etwa 1500 Fuß hoch, und an ſeiner ſchroffen Vorderſeite erkennt man ſehr deutlich die verſchiedenen Lagerungen der Gebirgsmaſſen. Leider trafen wir unſere Pferde hier nicht, irrten lange umher, wurden vom Regen durchweicht, zerbrachen einen unſerer Schwermeſſer (Barometer), und fanden endlich einige Kothen, deren Bewohner ſchon ſchliefen. Wir weckten ſie, und ließen uns nach einem uns als Nachtherberge empfohlenen Pächterhof führen, wo wir in der Kirche ſchliefen, ohne von Geiſtern geplagt zu werden. Der Altar diente auch hier als Tiſch, und ward mit einer Schüſſel voll geſottener Eidergänſe-Eyer beſetzt. Unſere Pferde waren durch die Moorgründe aufgehalten, und kamen erſt um 11 Uhr an. Den andern Tag reiſeten wir längs dem Hual-Fiord (Wallfiſch-Arm) hin, der einige ſchöne Ufer hat, denen weiter nichts als Wald fehlt. Felſen und Moorgründe wechſeln hier mit einander, und letztere liefern gutes Futter. Die Isländiſchen Pferde ſind außerordentlich vorſichtig auf den Moorgründen. Sie wiſſen, wo ſie mit Sicherheit hintreten können;

ſind ſie zweifelhaft, ſo fühlen ſie erſt mit dem Fuße zu, ob der Boden auch trägt. Iſt Gefahr da, ſo laſſen ſie ſich weder durch Streicheln noch durch Gewalt weiter bringen; ſie ſuchen dann von ſelbſt eine beſſere Stelle. Bisweilen ereignet es ſich dennoch, daß ein Pferd bis an den Leib einſinkt; aber da hilft es ſich mit ſichtbarer Ruhe wieder heraus.

Unſer Weg führte uns durch einen kleinen Seearm, einen Theil des Hual-Fiord, etwa 2000 Schritt breit. Dieſer Durchritt wollte uns zuerſt nicht gefallen; doch folgten wir unſerm Führer, und kamen glücklich an's andere Ufer. Bald darauf erreichten wir einen Pachthof, worin wir übernachteten und mit Lachs bewirthet wurden, den man hier, wie in mehreren Theilen Islands, in den Flüſſen fängt. Die Lachſe werden theils in Netzen, theils in beſonders eingerichteten Kaſten, Lachskaſten genannt, gefangen. Um die Fiſche in die Kaſten zu leiten, errichtet man Steindämme an den Abfällen des Waſſers. Bey dem Pachthofe trafen wir auch eine Art Garten mit regelmäßigen Beeten, worin eine Frau Kohlpflanzen ſetzte. Es gibt über 200 ſolche Gärten auf der Inſel, d. h.: eingehägte Landſtücke, worauf man etwas Gemüſe zu bauen wagt, und bisweilen auch wirklich gewinnt. Unweit dieſes Pachthofes ſetzten wir in einem Nachen über den Hual-Fiord nach Saurbar, und ließen unſere Pferde um den Meerbuſen herum führen. Wir kehrten bey dem Pfarrherrn Hialtalin ein, der ſchon 24 Jahre in Saurbar mit einem Gehalte von 30 Reichsthalern, und Land für Kühe und Schafe lebt. Aus zwey Ehen waren ihm 24 Kinder zu Theil geworden, wovon 13 lebten. Sein Haus ſah reinlicher aus, als es in Island zu ſeyn pflegt; das Wohnzimmer enthielt außer einer Menge Büchern auch einen Ofen, der in Island nicht ſo gewöhnlich iſt, als man der Kälte wegen wohl glauben ſollte. Wir unterhielten uns viel mit dieſem würdigen Geiſtlichen. Sein Pfarrbezirk iſt etwa vier Meilen lang und zwey und eine halbe Meile breit, alſo zehn Meilen im Geviert. Darauf wohnen 200 Seelen, wovon 30 verheirathet ſind. Jährlich ereignen ſich ſechs bis ſieben Geburten und Sterbefälle, und kaum Eine Heirath. Herr Hialtalin führt über ſeine Kirchkinder ein genaues Verzeichniß. Von jedem iſt bemerkt, wo es wohnt, wie alt es iſt, in welchen häuslichen Verhältniſſen es lebt, womit es ſich beſchäftiget, welches Alter es erreicht, welche Kenntniſſe es hat, wann es zum heiligen Abendmahle gegangen, was für Fähigkeiten es beſitzt, und wie es ſich aufführt. Bey jedem Hauſe findet man angegeben, welche Bücher darin ſind, und bey manchem Hauſe iſt dieſes Verzeichniß nicht klein. In allen Pfarreyen werden ähnliche Liſten geführt. Überhaupt ſind die kirchlichen Einrichtungen Islands mit vieler Umſicht gemacht, und

ſo äußerlich arm auch die Kirchen und ihre Diener erſcheinen, ſo innerlich reich ſind doch beyde an wahrhaften, dauernden kirchlichen Gütern. Seit der Reformation in Island (1551) beſtehen gegen 300 Kirchſpiele auf der Inſel, und da die ganze Bevölkerung derſelben noch nicht 50,000 Menſchen beträgt, ſo kommen auf jedes Kirchſpiel nicht 200 Seelen. Die Geiſtlichen ſtehen unter Pröpſten, deren es 19 auf der Inſel gibt. Die Oberaufſicht über alle Kirchen hat der Biſchof; er wacht über die Aufführung der Geiſtlichen, entſcheidet in geiſtlichen Streitigkeiten, weihet die Pfarrherren ein und leitet die häusliche Erziehung; darum bereiſet er alle Jahr einzelne Landſtriche. Er genießt jährlich 1800 Reichsthaler Einkünfte. Der Gehalt der Pfarrherren ſteigt von 5 bis 180 Reichsthaler jährlich, und beſteht in Zehnten, die zu Geld veranſchlagt ſind. Außer dieſen Zehnten haben alle Pfarrherren Grundbeſitz, erhalten freye Arbeiter für gewiſſe Tage und genießen Opferpfennige und Gebühren. Selbſt die beſte Pfarre iſt nicht reichlich ausgeſtattet. Die in Beſeſtadt vorbereiteten jungen Geiſtlichen erhalten bis zu ihrer Prüfung und Anſtellung vom Biſchofe Aufgaben zu Ausarbeitungen, die ſie einſenden müſſen, und helfen bis zur Erhaltung einer Pfarre ihren Anverwandten durch Heuen, Fiſchen u. ſ. w. mit das Brot verdienen. Dieſe Geſchäfte ſetzen ſie als Pfarrherrn auch fort. Der gewöhnliche Gottesdienſt beſteht in Gebethen, Pſalmen, einer Predigt und einer Vorleſung aus der heiligen Schrift, und wird mit vielem äußeren Anſtande und mit wahrer innerer Erbauung gehalten. Wären nicht die vielen Kirchen, ſo könnte nicht jeder Isländer alle Sonntage ſeine kirchliche Erbauung haben; da aber ſo viele Kirchen ſind, und das Bauholz erſt zu Schiffe aus andern Ländern kommen muß, ſo können freylich die Kirchen nur dürftig ſeyn. Die Verſammlung der Isländer bey ihrer Kirche iſt einzig in ihrer Art. Oft liegen die Kirchen zwiſchen öder Lava, oder an nie ſchmelzendem Schnee, oder in andern ſchauerlichen Gegenden. Da verſammeln ſich des Sonntags ſtattlich geputzte Pächter und Pächterinnen, begrüßen jeden neu Hinzukommenden mit einem Kuſſe, und ſind in der Regel von ihren Kindern begleitet. In der Ferne weiden die Pferde, worauf ſie kamen. Der Eine freut ſich, den Andern zu ſehen; man knüpft allerley Geſpräche an, bis der Geiſtliche erſcheint. Der küßt auch Alle, läßt ſich zu dem kleinſten Kinde herab, und geht nun als ein treuer Hirt mit ſeiner Herde in die Kirche.

Obgleich zwey Isländiſche Überſetzungen der Bibel, die eine von Thorlakſon, die andere von Skulaſſon vorhanden ſind, ſo herrſchte doch ſeit einiger Zeit Mangel an Bibeln. Dieſem wurde neulich abgeholfen, indem die Engliſche Bibelgeſellſchaft im J. 1814 den Herrn

Prediger Paterſon mit Bibeln nach Island ſchickte. Und mit welcher Liebe die Isländer die Bibeln aufnahmen, erſieht man aus einem Briefe Paterſon's, woraus wir nur folgende Stelle anführen:

„Wären Sie doch gegenwärtig geweſen, als ich mein Zelt im Thale aufſchlug, und hätten Sie doch die begierige Menge vor meiner Thür ſitzen geſehen, denen ein armer Jüngling, der ein neues Teſtament von mir erhalten hatte, das 3. Cap. des Ev. Joh. vorlas! Feyerliche Aufmerkſamkeit war in jedem Geſicht, und von Zeit zu Zeit ſah man bey Alt und Jung milde Thränen in ſtiller Andacht die Wangen hinab rollen.“ —

Von Saurbar reiſeten wir nach Indreholm, und fanden einige verkümmerte Birken, die erſten Bäume, die wir auf Island ſahen. Dieſe Birken werden gewöhnlich in Kohlen verwandelt, die man beym Schmieden gebraucht. In Weſt-Island, z. B. in Steingrimfiord, am Skirdalsbrun, bey Stigehild und Gronnehild findet man auch ein verkohltes auf einander geſchlichtetes Holz, Surturbrand (Teufelsbrand) genannt. Es kommt in langen Stücken vor, und heißt auch wegen ſeiner Schwere und Härte Isländiſches Ebenholz. Theils ſteckt es in Torflagern, theils in Felsſchichten, und aus ſeiner Verſchiedenheit ergibt ſich, daß es mehreren Holzarten angehört. Man kann es brennen gleich den Steinkohlen, aber auch gleich dem Holze zu Tiſchen und andern Geräthſchaften verarbeiten. Einige glauben, dieſes Holz rühre aus früheren Jahrhunderten oder Jahrtauſenden her, in welchen Island wärmer geweſen ſey und große Waldungen gehabt habe. Wahrſcheinlicher möchte der Surturbrand, altes Treibholz ſeyn, das von den großen Flüſſen Amerika's aus, nach den Nordpolgegenden, und alſo auch nach Island noch heut zu Tage treibt. Der größte Theil der Böte und Häuſer in Island iſt aus Treibholz erbaut.

Indreholm liegt in einem Moorgrunde am Fuße eines faſt 2000 Fuß hohen Berges, des Akkrefell. Wir wurden daſelbſt von dem Beſitzer, dem Sohne unſers Freundes auf Vidoe, dem Oberrichter Stephenſon, ſehr herzlich empfangen, und gleich mit Kaffeh, Wein, Zwieback und Engliſchem Käſe bewirthet. Zu Abend hatten wir gekochten Lachs, gebackenes Hammelfleiſch, Kartoffeln (aus England), Sago mit Sahne, Engliſchen Porter und vortrefflichen Portwein. Die Frauen und Fräulein im Hauſe brachten die Speiſen herein und richteten Alles an. Wir glaubten, ſie würden miteſſen, und wollten uns nicht eher ſetzen, bevor ſie Platz genommen; allein ſie ſagten uns, ſie hätten ſchon gegeſſen. Die Frauen in Island, vom höchſten und vom geringſten Stande, werden nähmlich als Mägde betrachtet, wie dieß früherhin auch in England der Fall war. Die Hausfrau ſtand,

ſo lange wir Männer aßen, bey der Thür, und ſah zu, ob Alles ſeinen Schick (?) habe; ihre Töchter und ein anderes Fräulein beſchäftigten ſich mit dem Tellerwechſeln. Während der Mahlzeit ließ ſich plötzlich eine angenehme Muſik hören. Es ſchien uns, als würde über uns ein Pianoforte geſpielt; allein man ſagte uns, wir hörten ein eigenthümliches Isländiſches Werkzeug, das Langſpiel, worauf die Tochter und der Sohn unſers Wirthes ſehr ſtark ſeyen. Das Langſpiel wird, wie die Geige, mit einem Bogen geſtrichen, und hat nur drey Saiten. In der Ferne nimmt es ſich, zumahl wenn Zwey ſpielen, ſehr gut aus; in der Nähe iſt es zu harſch und rauh. Die Fräulein unterhielten uns auch mit Geſang, und unſer Wirth beſaß eine kleine Orgel. Das Stephenſon'ſche Haus möchte auch wohl das einzige auf Island ſeyn, in welchem Sinn für Geſang und Tonkunſt angetroffen wird. Herr Stephenſon ſelbſt iſt ein ſehr gebildeter Mann; er beſitzt eine ſchöne Bücherſammlung, und hat gegen 20 Schriften herausgegeben, und mannigfaltig auf die Bildung Islands als Beamter und als Mann von Geiſt eingewirkt. Wir verdanken ihm viele Aufſchlüſſe über Island, und ſeinem Hauſe viele Freude während eines dreytägigen Aufenthaltes. Stephenſon's Haus iſt eigentlich ein Häuſergehäuſe. In einer kleinen Entfernung davon liegen die Milch- und Speiſekammern, eine Waſſermühle und eine Schmiede. Jeder Pächter oder Gutsbeſitzer in Island hat faſt eine Schmiede, und jeder Isländer verſteht etwas vom Schmieden und kann ein Pferd beſchlagen. Wir ſahen den Sohn und Erben unſers Wirthes damit beſchäftiget.

In Indreholm waren zwey Gärten, worin Kohl, Rüben und zuweilen auch Kartoffeln mit Erfolg gebaut werden. Die Weiden umher ſind gut. Häufig wächſt die Grasnelke (statice ameria) darauf. Nicht weit vom Ufer liegt eine kleine Inſel, worauf Eidergänſe brüteten, für die man mehrere ſteinerne Behälter zum deſto bequemern Niſten gemacht hatte. Unſer Wirth hielt 25 Kühe und 300 Schafe, und war damit beſchäftiget, letztere durch Spaniſche Zucht zu veredeln. Er hat eine große Fiſcheranſtalt von 20 Böten, und beſitzt außer Indreholm in mehreren Theilen des Landes beträchtliches Grundeigenthum.

Den 20. des Brachmonathes beſtiegen wir den Akkrefell, und hatten von da eine herrliche Ausſicht; den 21. brachen wir nach Leira auf. Hier aßen wir ein Gericht von Isländiſchem Mooſe (lichen islandicus, *L.*) Daſſelbe wird klein gehackt und erſt drey bis vier Mahl im Waſſer abgekocht, um ihm die Bitterkeit zu benehmen. Iſt dieß geſchehen, ſo kocht man es in Milch, läßt es kalt werden, wobey es zu einer Gallerte gerinnt, die mit Milch oder Sahne gegeſſen wird, und nicht übel ſchmeckt. Bey Leira beſuchten wir heiße Quellen, die Vieles um

ſich herum verſteinert hatten. Wir kamen des Nachts um zwölf Uhr von dieſen Quellen zurück, und obgleich nach Norden der Geſichtskreis durch eine enge Bergkette beſchränkt und der Himmel bewölkt war, ſo konnten wir doch zwiſchen zwölf und ein Uhr den kleinſten Druck leſen; denn Untergang und Aufgang der Sonne folgten nahe auf einander. Unweit Leira beſuchten wir eine Buchdruckerey, die einzige auf der Inſel. Sie liegt in einem Moorgrunde, wäre im vorigen Winter durch die Fluth faſt fortgeſchwemmt worden, und ſteht elend aus. Auch hat ſie wenig zu thun.

Von Leira nach Huaneyre überſtiegen wir einen hohen Bergrücken, an deſſen beyden Seiten ſich noch weit höhere Berge aufthürmten. Von oben herab ſahen wir das Thal des Huitaa (weißen Fluſſes), eines der größten Flüſſe Islands. Beym Herabſteigen vom Berge kamen wir über einen tiefen, reißenden Fluß, der ſich von Felſen zu Felſen herabſtürzte und herrliche Waſſerfälle bildete. In Huaneyre wohnte damahls der Bruder des Oberrichters, und bekleidete die Stelle eines Amtmannes vom weſtlichen Island. Ganz Island iſt nähmlich in vier Landestheile, in das Weſtland, Nordland, Oſtland und Südland getheilt. Jedem Lande ſteht unter dem Statthalter ein Amtmann vor. Die Landestheile ſind wieder in Striche (syssels) getheilt, denen der Strichmann (sysselmann) vorgeſetzt iſt. Die Striche zerfallen in Kirchſpiele, und jedes Kirchſpiel hat in ſeinem Voigte (Hrepsſiore) ſeinen Beamten. Faſt alle Beamte ſind zugleich Grundbeſitzer oder Pächter, und fallen darum dem Lande wenig zur Laſt. Abgaben entrichten die Isländer überhaupt wenig, und dieſe in Sachen, als in Fiſchen, Talg u. ſ. w., an den Strichmann, der ſie in Geld umſetzt. Zur Unterhaltung der Armen, die aber nicht in beſonderen Häuſern untergebracht, ſondern unter Aufſicht von den Verwandten verpflegt werden, müſſen die Isländer viel ſteuern. Es ſind darüber ſehr genaue Geſetze vorhanden. Allen Isländiſchen Geſetzen liegt das im J. 1280 eingeführte Jonsbok zum Grunde.

Den Herrn Amtmann Stephenſon trafen wir nicht zu Hauſe, was wir weniger darum vermißten, weil uns der Oberrichter noch immer begleitete. Die Frau des Amtmannes, eine Predigertochter, nahm uns ſehr freundlich auf. In Huaneyre hat der Herr Amtmann Stephenſon 35 Pferde, 50 Kühe und 250 Schafe. Die Weiden um den Borgarfiörd ſind unſtreitig die beſten in Island. Hier halten ſich auch viele Schwäne auf. Wir ſahen an einem Morgen 40 Stück unweit unſerer Behauſung.

In Huaneyre ward uns Lachs, gekochter Sauerampfer, ſüßer Kuchen, Kaffeh, Sago-Gallerte, Rahm, Rockenbrot und Zwieback

zum Frühſtücke vorgeſetzt. Hinter Huaneyre mußten wir über den Huitaa, deſſen Waſſer von dem Thone, den er mit ſich führt, milchig ausſieht. Wir fuhren mit unſern Sachen in einem Nachen über; die Pferde ſchwammen durch. Bis an's Ufer begleitete uns der Oberrichter. Der Fluß trennt den Strich Borgarfiord von dem Moorſtriche (Myre Syssel), der ſeinen Nahmen mit der That führt; denn die ſüdlichen Theile dieſes Striches ſind im Sommer wegen der Sümpfe unzugänglich. Wir übernachteten in Svigna-Skard, und mußten wegen Regenwetter einen Tag dort bleiben. Hinter Svigna-Skard kamen wir durch eine felſige Landſchaft, ſahen mehrere Birkenbüſche, drey bis vier Fuß hoch, einige Seen zwiſchen den Hügeln, und reißende Bergbäche. Nachdem wir die Skardsheide, welche dieſe felſigen Gegenden enthält, überſtiegen hatten, kamen wir auf Lava, die Burgen, Thore und Feſtungen hier zu bilden ſchienen. Die Nacht brachten wir zu Stadar-Hraun (Lava-Stadt) in der Kirche zu, und hatten eine ſchöne Ausſicht auf den Snäfelljokul. Auf unſerer Reiſe von hier über Kolbeindſtadir nach Miklaholt ereignete ſich wenig. Wir trafen viel Lava, einige Krater, kegelförmige Hügel und viel Moorgrund. In einer Moorgegend war der Weg ſo ſchlecht, daß wir in fünf Stunden kaum zwey Meilen zu Pferde zurücklegten. Vor Miklaholt trafen wir mehrere Isländiſche Zelte, welche die Eingebornen auf ihren Reiſen mit ſich führen. Es ſind dieſelben kleiner und von wollenem Zeuge gemacht. Sie werden durch zwey Stangen und eine Querſtange in die Höhe gehalten und unten durch Pflöcke oder Steine befeſtiget.

Von Miklaholt reiſeten wir nach Butterſtad, einem Handelsplatze, worin außer mehreren Kothen ein Kaufmannshaus, ein Lagerhaus und eine Kirche ſich befinden. Das Kaufmannshaus iſt von Ziegelſteinen gebaut, welche von Kopenhagen hierher gebracht ſind. Die Lava hinter Butterſtad iſt ſchroffer als irgend eine andere, welche wir ſahen. Zahlreiche Riſſe und Klüfte trifft man darin, die oft große Höhlen bilden. Zwiſchen Butterſtad und Stappen, einem andern Handelsorte, fanden wir eine große Strecke ebenen Sandes, der den Strand ausmachte, und maßen von da aus den Snäfelljokul. Wir fanden ihn 4558 Fuß hoch. Als wir den Strand verließen, wurde unſer Weg reitzend. Er ſchlängelte ſich oft neben Klippen hin, die über das Meer hingen; ging bergauf, bergab, und wurde von vielen Gebirgsbächen durchſchnitten. Oft rauſchten uns Waſſerfälle entgegen, und mehrere Seevögel belebten das Ganze. Stappen ſelbſt liegt auf einer Reihe ſäulenartiger Felſen, die ſich als Inſelgruppen noch in die See erſtrecken. Die ganze Küſte bey Stappen iſt höchſt merkwürdig. Auf einer Strecke von faſt einer halben Meile ziehen ſich

die ſäulenförmigen Klippen hin, alle ungefähr 50 Fuß hoch und einige höchſt regelmäßig. Viele bilden die ſchönſten Inſelgruppen im Meere, andere enthalten herrliche Höhlen. In zwey derſelben fällt das Licht durch Spalten in der obern Decke, und bewirkt eine ſehr mahleriſche Erleuchtung. Man fährt in einem Nachen vom Meere aus in dieſe Höhlen. Die Einfahrt in die eine gleicht einem mächtigen Thore, das in eine Feſtung führt. Die meiſten Säulen ſtehen ſenkrecht, manche aber ſchief, und bilden ſo die ſonderbarſten Gruppen. Weſtlich von Stappen ſteht ein großes Felſenthor, durch welches man eine herrliche Ausſicht hat. Im Vordergrunde liegen die verſchiedenen Gruppen von Felſen-Inſeln, und in der Entfernung eine hohe Bergkette. Alle dieſe Bildungen ſind vulkaniſch, aber ſehr alt; denn ſo lange Island bevölkert iſt (ſeit dem neunten Jahrhunderte), weiß man nichts von Feuerausbrüchen in dieſen Gegenden.

Am Strande bey Stappen erblickten wir mehrere Hayfiſche, die wegen des Öhles, der Leber und der Haut waren gefangen worden. In verſchiedenen Theilen Islands, beſonders an der nördlichen und nordweſtlichen Küſte, macht der Hayfiſchfang eine ordentliche Beſchäftigung aus. Starke Angeln mit Ködern werden an Ketten befeſtiget, in einer kleinen Entfernung vom Ufer eingeankert und daran die gefangenen Fiſche an's Land gezogen. Von der Haut macht man Schuhe, und das Fleiſch wird theilweiſe geräuchert und verſpeiſet. Uns war es unmöglich, davon zu eſſen; wir konnten es nicht einmahl riechen. Das von jungen Hayen ſoll beſſer ſchmecken. Der Hay gehört zu den Knorpelfiſchen, gebiert lebendige Junge, hat eine nackte, zappige (chagrinartige) Haut, und kommt in mehreren Arten vor. Einige Arten werden nur 3 bis 4 Fuß lang, dagegen andere 30 Fuß lang und 1500 Pfund ſchwer. Die großen ſind ſehr reißend und gefräßig; ſie verſchlucken Menſchen und Pferde. Einige beſitzen Spritzlöcher, gleich den Wallfiſchen, andere nicht. Die merkwürdigſten Arten ſind: a) der Schwaber-Hay (squalus squatina), der über 1000 Pfund ſchwer und bisweilen gegen 7 Fuß lang wird, und Menſchen beißt, wenn er ſie beym Baden trifft. Von ſeinem Felle machen die Türken Uhrgehäuſe und Degengriffe. b) der Schwert-Hay (squalus pristis oder pectinata), gewöhnlich Schwertfiſch genannt. Dieſer hat ein ſobliges, beyderſeits gezahntes, knochiges Schwert, das ein Drittheil ſeiner Leibeslänge beträgt, und vorn abgerundet iſt. Die Zähne in dieſem Schwerte ſind eingezapft, und an jeder Seite ſitzen etwa zwey Dutzend. Mit dieſer Säge greift dieſes mächtige Ungeheuer, das 15 Fuß lang iſt, die größten Wallfiſche an. Man ſagt, daß es den erlegten Wallfiſchen nur die Zunge ausfreſſe. Im Kampfe gegen einen Wallfiſch oder ſtoßend gegen ein

Schiff bricht es bisweilen ſeine Säge ab. c) der Pferde-Hay (squalus maximus oder peregrinus). Dieſer wird gegen 30 Fuß lang und an 160 Centner ſchwer. Er hat über 4000 ſehr kleine Zähnchen, 4 Mägen und eine 20 Centner ſchwere Leber, die zwey Drittheile der Bauchhöhle einnimmt. Sein Kopf hat Ähnlichkeit mit dem eines Pferdes, darum er auch das Seepferdchen genannt wird. d) der Rieſen-Hay (squalus carcharias), 15 bis 30 Fuß lang. Er hat in ſechs Reihen 400 Zähne, wovon einige Reihen im Fleiſche ſitzen, weßhalb ſie nach allen Seiten beweglich ſind. Dieſer Fiſch lebt vorzüglich im mittelländiſchen Meere, und darum findet man ſeine Zähne häufig auf Malta und Sicilien unter dem Nahmen Schlangenzungen. Die Rieſenhaye werden ſo groß, daß ein Menſch in ihrem Rachen ſchlafen könnte, und daß man einen gefangenen zerhauen und auf zwey Wagen laden muß, um ihn fortzuſchaffen. Nach den ausgegrabenen Hayzähnen zu ſchließen, müſſen früherhin die Haye noch einmahl ſo groß geweſen ſeyn, als jetzt. Der Rieſenhay kommt in allen Meeren vor, hält ſich gewöhnlich in den Tiefen auf, und nähert ſich nur dem Strande, wenn er ſeinem Fraße nachgeht oder vom Pottfiſche verfolgt wird, den er ſogar todt noch fürchtet. Er verſchlingt Alles, todt oder lebendig, Rochen, Kabliaue, Robben, Thunfiſche und ſelbſt ſeines Gleichen. Wo er einen Menſchen erwiſchen kann, packt er ihn. Beym Baden gelingt ihm dieß bisweilen; man hat mehrere Beyſpiele, daß er Menſchen ein Bein abbiß. Er verfolgt die Sclavenſchiffe, um die geſtorbenen und ausgeworfenen Sclaven zu erſchnappen, und ſchnellt ſogar 20 Fuß hoch aus dem Waſſer nach ihnen. In dem Magen eines Hayes, der 1500 Pfund wog, fand man ein ganzes Pferd, und in dem Magen eines andern einen gepanzerten Mann. Er beſitzt einen ſtarken Geruch und wittert faules Fleiſch über eine Meile weit. So fein ſoll ſein Geruch ſeyn, daß, wenn Weiße und Schwarze mit einander baden, er die letztern nur anpackt, weil ſie ſtärker als die erſtern ausdünſten. Hört er Leute reden, ſo kommt er aus der Tiefe herauf; darum ſind die Fiſcher ganz ſtill, wenn ſie dergleichen vermuthen. Er vermehrt ſich nicht ſehr ſtark. Vierzig Eyer mit Jungen hat man in einigen gefunden. Die Neger in Afrika fangen dieſen Fiſch auf eine ſehr kühne Weiſe. Sie ſchwimmen ihm nach, und während er ſich auf Einen zuwendet, um ihn zu ſchnappen, taucht dieſer etwas tiefer, und ſchneidet dem Fiſche den Bauch auf. Im Jahre 1758 ereignete ſich im mittelländiſchen Meere folgende Merkwürdigkeit mit einem Haye. „Ein Matroſe fiel über Bord und wurde von einem Haye verſchlungen. Eine Kanone ward ſogleich auf den Fiſch gerichtet und er durch eine Kugel durchbohrt; als er den Schmerz fühlte, ſpie er den Matroſen wieder

von ſich, den man lebendig an Bord brachte. Der Fiſch verblutete ſich an ſeiner Wunde und ward todt auf's Schiff gezogen. Der Matroſe zog hernach mit dem ausgeſtopften Fiſche in Deutſchland umher, und ließ ſich mit demſelben für Geld ſehen."

Von Stappen aus konnten wir den Snaefelljokul wegen des ſchlechten Wetters nicht erſteigen, darum reiſeten wir nach Olafsvik, und hatten auf der hohen Bergſtraße eine ſchöne Ausſicht auf den Breidefiord und die Berge umher. Von Olafsvik erſtiegen meine Reiſegefährten den 3. des Heumonathes den Snaefälljokul. Sie kamen auf die höchſte Spitze dieſes hohen, in den Urzeiten feuerſpeyenden Berges nicht hinauf; eine tiefe Kluft in dem ewigen Schnee, der mit 2700 Fuß anfängt, hielt ſie auf. In Olafsvik verweilten wir einige Tage bey Herrn Clauſen, einem ſehr gebildeten Kaufmanne, der Engliſch ſprach und uns viele Nachrichten über Island gab. Bey Olafsvik fanden wir an den Küſten des Breidefiord mehrere Seehunde, ſchoſſen auch nach einigen, aber ohne Erfolg. Seehunde werden nur wenige bey Island gefangen. Weiße Bären ſind nicht heimiſch; es pflegen aber auf dem Treibeiſe alljährlich einige von Spitzbergen und Grönland, etwa ein Dutzend, anzukommen, werden dann aber bald erlegt. Zwey Fuchsarten trifft man auf Island, den weißen Fuchs (vulpes alba) und den blauen (v. fuliginosa). Man richtet die Hunde zur Jagd auf ſie ab. Im Ganzen iſt Island arm an Säugethieren. Das zahme Schwein wird gar nicht gehalten, und unſer Wild fehlt dort ganz. Dagegen findet man in dem Goldſtriche Herden von 30 bis 40 wilden Rennthieren, die von einigen Paaren herſtammen, welche man im Jahre 1770 von Norwegen auf die Inſel brachte. — Von den Wallfiſchen fangen die Isländer in der Regel nur die kleinern Arten, die größern unterſtehen ſie ſich nicht anzugreifen, weil ihre Böte dazu zu klein ſind. Ja ſie haben vor einigen eine abergläubige Furcht, wagen nicht ihren Nahmen zu nennen, und ſuchen ſie durch Wachholderreiſer, Schwefel und andere ſtark riechende Sachen vom Boote entfernt zu halten. Bisweilen aber kommen die Wallfiſche mit der Fluth nahe an die Küſte, und können bey eintretender Ebbe nicht raſch genug wieder zurück. Dann machen die Isländer Jagd auf ſie und erlegen bisweilen einen durch Steine und Lanzen.

Von Olafsvik bis Grunnefiord hatten wir einen wilden Bergweg; an einigen Stellen ſehr ſchmal und ſchroff, an andern an tiefen Schlünden gelegen. An einer Stelle ging er an einer faſt ſenkrechten, 1000 Fuß hohen Wand hin. Er war durch Gerölle und Gries hin und wieder noch beſchüttet, und wir ſchwebten oft in der größten Gefahr. Hinter Grunnefiord fanden wir einen 150 Fuß

hohen Waſſerfall, der vom Schnee herab über einen ſonderbar gebildeten Felſen ſtürzte. Nach einem mühſeligen Wege in vielen Zickzacken kamen wir nach Stikkesholm, welches auf der Spitze einer kleinen Halbinſel liegt. Auf der Landenge trafen wir das Dörfchen Helgafell (heiligen Hügel), eine der früheſten Niederlaſſungen auf Jsland. Etwa 150 kleine Jnſeln umgränzen Stikkesholm, und manche davon bergen viele Schwäne. Jn Stikkesholm waren wir einen Sonntag, und bemerkten da erſt, was uns bis jetzt entgangen war, daß die Jsländer ihren Sonntag des Sonnabends um 6 Uhr anfangen und des Sonntags um 6 Uhr endigen, ſo daß ſie ſich ſogar dann umziehen und wieder an ihre Geſchäfte gehen. Von Stikkesholm bis nach Snoksdalr kamen wir größten Theils durch eine öde Gegend, und hatten Gelegenheit, in einem Pächterhauſe die ſchlechte und langſame Art zu weben, welche die Jsländer haben, kennen zu lernen. Hinter Snoksdalr durchreiſeten wir mehrere grasreiche Thäler, wovon der Bezirk Thalſtrich (Dale-Syssel) heißt. Am oberen Guitaa trafen wir die größten Birken, 6 bis 10 Fuß hoch. Von Sidumule gingen wir den Guitaa zwey Meilen hinunter, ſetzten dann über, und kamen glücklich in Huaneyre an. Von hier aus beſuchten wir Reikholt, wohin wir von Sidumule nicht kommen konnten, weil dort das Überſetzen über den Fluß zu ſchwierig und bedenklich war. Nach Reikholt hin begleitete uns der älteſte Sohn des Amtmannes Stephenſon, ein Jüngling von 16 Jahren; er ſprach gut Lateiniſch, und hatte im Engliſchen bey ſeinem Oheime auch ſchon anſehnliche Fortſchritte gemacht. Über jeden Gegenſtand redete er mit außerordentlichem Verſtande und großer Beſcheidenheit. Die heißen Quellen im Thale von Reikholt oder im Reikiadal ſind ſehr des Beachtens werth. Wir ſahen, als wir in's Thal kamen, an verſchiedenen Stellen Dampfſäulen aufſteigen. Als wir uns näherten, fanden wir eine Menge Öffnungen in einem Felsbecken, welches mit einer Kalkkruſte belegt war. Aus einigen Öffnungen quoll das Waſſer ſanft hervor, aus andern mit Gewalt, und trieb Strahlen von 2 bis 3 Fuß Höhe. Die Hitze des Waſſers betrug 212 Grad nach Fahrenheit. Etwas weiter im Thale iſt ein Fels, mitten im Fluſſe, etwa 10 Fuß hoch und 96 Ruthen im Gevierte. Aus der höchſten Stelle deſſelben bricht mit Heftigkeit ein Strahl kochendes Waſſer hervor und ſteigt mehrere Fuß hoch. Nicht weit davon befindet ſich ein 2 Fuß breites Loch mit ſiedendem Waſſer, und an der andern Seite ein zweytes der Art. Höher herauf liegt Reikholt ſelbſt und dabey ein vor 600 Jahren von Snorro Sturleſon erbautes Bad, wozu man eine heiße Quelle benutzt. Auf unſerer Rückreiſe von Reikholt fanden wir eine Quelle, aus der das Waſſer in beſtimmten Zeitabſätzen hervorbrach. Man hatte neben die-

ſer Quelle einen Schuppen eingerichtet, um die Hitze derſelben zum Trocknen der Wäſche zu benutzen. Eine Viertelmeile davon trafen wir eine ganze Gruppe von Quellen, 16 in einer Reihe, auf einem Felſen, von etwa 50 Ruthen Länge, wovon einige das Waſſer hoch emportreiben. Unter dieſen iſt eine Doppelquelle. Sie hat zwey Öffnungen, die etwa eine Ruthe von einander entfernt ſind, und die abwechſelnd ſteigen und fallen. In dem einen Becken erhebt ſich der Strahl 12 bis 15 Fuß hoch, und das über vier Minuten, dann ſinkt er, und es erhebt ſich ein Strahl aus dem andern Becken, etwa fünf Fuß hoch und dauert drey Minuten. Iſt dieſer Strahl geſunken, ſo ſteigt der in dem andern Becken wieder, während das Waſſer in dieſem nur kocht.

Auf unſerm Rückwege fuhren wir von Indreholm zur See nach Reikiavik, wo wir nach einer Abweſenheit von einem Monath und zwey Tagen ankamen, in welcher Zeit wir 80 bis 90 Deutſche Meilen gemacht hatten. Wir wohnten bald nach unſerer Ankunft einem Lachsfiſchfange bey, der den Einwohnern von Reikiavik eine Art Feſt war. Es wurde der eine Arm eines Fluſſes abgedämmt, ſo daß das Waſſer ablief, und man die Lachſe leicht fangen konnte. Neunhundert erhielt man an dieſem Tage; oft aber ſoll man ſchon 2—3000 mit einem Mahle dort gefangen haben.

Vierte Fahrt.

Zu den Geiſern und dem Hekla.

Den 25. des Heumonathes traten wir unſere letzte Reiſe in Island an, begleitet von zwey Isländiſchen Freunden, Herrn Fell und Herrn Jörgen. Wir durchreiſeten ein hügeliges Land, ſahen einen Waſſerfall und den Dampf von mehreren heißen Quellen. Den Pfarrherrn eines Dorfes fanden wir mit dem Grasmähen beſchäftiget. Bey unſerer Ankunft verließ er ſogleich ſeine Arbeit und führte uns in ſein Haus, wo es reinlich und nett war. Seine Frau bewirthete uns reichlich mit Milch, während er ſelbſt einigen unſerer Pferde die Hufeiſen befeſtigte. Vor Thingvalla geriethen wir in ſeine tiefe, gräßliche Bergſpalte, die, wie mehrere ähnliche in dieſer Gegend, welche mit ihr gleich laufen, Erzeugniſſe des unterirdiſchen Feuers ſind. Plötzlich kamen wir zu einem jähen Rande, und während unſer Blick noch davor zurück ſchauderte, machten unſere Pferde ſchon Anſtalten, hinunter zu klimmen. Wir ſtiegen aber ab, um den Pferden die Arbeit zu erleichtern. Mehrere merkwürdige Höhlen ka-

men uns zu Geſicht, und nachdem wir aus der engen Bergſchlucht heraus waren, ſetzten wir durch einen kleinen Fluß, welcher in den See von Thingvalla fließt, und übernachteten in der Kirche dieſes Ortes. Wir aßen hier ſchöne Forellen, deren es viele im See gibt.

Die Forelle gehört zu den Salmen (salmo), die alle länglich ſind, einen ſpitzen Kopf haben, und auf ihrem ſilberigen Leib größten Theils dunkle Augen beſitzen. Der bekannteſte Salm iſt wohl der Lachs (salmo salar.), welcher über 20 Pfund ſchwer wird und gegen 30,000 Eyer enthält. Er ſteigt im Eis- und Lenzmonath aus dem Meere die Flüſſe hinauf, und gibt ſich ſogar Mühe, durch Schnellen und Springen über Wehre und Waſſerfälle wegzukommen. In den Flüſſen laicht er, und geht im Herbſte in's Meer zurück; bleibt aber in der Nähe der Flußmündungen. Ziehen dieſe Fiſche die Flüſſe hinauf, ſo ſoll dieß in einem Keil geſchehen, an deſſen Spitze ein Weibchen iſt. Sie ſchwimmen bey gewöhnlichem Wetter oben im Waſſer mit vielem Geräuſche; beym Gewitter gehen ſie nach unten. Sie machen große Reiſen; denn in der Elbe kommen ſie bis nach Böhmen und in dem Rhein bis in die Schweiz, und nähren ſich von kleinen Fiſchen, Würmern und Käfern (Inſecten). In Schottland und Schweden hat man einige von 70 bis 80 Pfund gefangen. Der Lachs wird vier Tage eingeſalzen und dann geräuchert. Der Rheinlachs iſt in Deutſchland der beſte. In Island fängt man faſt in allen Flüſſen Lachs, doch verſpeiſet man ihn bald ſo, daß keiner ausgeführt wird. — Die Lodde (salmo grönlandicus) gehört ebenfalls zu den Salmen, und wird in den nördlichen Gegenden, zumahl in Grönland, getrocknet, und theils als Viehfutter gebraucht, theils als Brot gegeſſen; ſie iſt etwa ein und ein halbes Pfund ſchwer. Die Forelle (salmo fario) wohnt am liebſten in den Gebirgsbächen, kommt aber in jedem fließenden klaren Süßwaſſer vor. Sie ſchnellt ſich wie der Lachs, indem ſie den Schwanz in's Maul nimmt, oft 5 bis 6 Fuß hoch, frißt Würmer, Krebſe, kleine Fiſche, und wird auf mancherley Art gefangen; ſie iſt etwa ein halb Pfund ſchwer; ſelten trifft man einige von drey Pfund. Die Lachsforelle und die Steinforelle ſind beſondere Forellen-Arten. Auch der Stint (salmo eperlanus) gehört zu den Salmen. Er wird im ſüßen Waſſer drey Zoll, im Meere wohl einen Fuß lang, glänzt grün, blau und weiß, und iſt durchſichtig; ja ſo ſehr, daß man durch den Kopf in's Herz ſehen und alle Rückenwirbel zählen kann. Er kommt Tonnenweiſe in die Städte unweit der Nord- und Oſtſee, ſtinkt leicht und iſt ſchwer zu verdauen.

Die Gegend um Thingvalla würde ſchön ſeyn, hätte ſie Gehölz. Der See, zwey Meilen lang und eine Meile breit, gibt einen

ſchönen Waſſerſpiegel, und hat zwey niedliche Eilande. Alles iſt hier ein Erzeugniß von dem unterirdiſchen Feuer. Thingvalla war ſonſt die Gerichtsſtätte von ganz Island, das Alldiug hatte dort ſeinen Sitz. Nur ein kleines Gebäude diente dazu. Gewöhnlich ſaßen die Verſammelten unter Zelten. Die zum Tode verurtheilten Männer wurden auf einer Inſel im Fluſſe enthauptet, die Weiber aber in einem tiefen Pfuhle unter der Lava erſäuft. Thingvalla (Thingwalla in Shetland und Dingwall in Roßhire) heißt Gerichtsſtätte. Der Biſchof von Skalholt hielt auch bisweilen mit den Pröpſten zu Thingvalla ein geiſtliches Gericht. Zwiſchen Thingvalla und Skalholt hatten wir auf einem Berge die erſte Anſicht vom Hekla. Auf unſerm Wege fanden wir Birken- und Weidengebüſche, und mußten auf einem Nachen über den Fluß ſetzen, der aus dem Apa-See kommt. Skalholt's Lage iſt angenehm. Berg, Thal und Waſſerſpiegel vereinigen ſich zu einem freundlichen Ganzen. Den 27. des Heumonathes machten wir uns von da nach den Geiſern auf, die faſt vier Meilen nördlich davon liegen. Unſer Weg führte durch viele Moorgründe. Der Hügel, an deſſen Seite die berühmten Geiſer ſind, iſt nicht über 300 Fuß hoch. An der Oſtſeite desſelben liegen mehrere Thonbänke; aus dieſen ſteigt Broden an vielen Stellen hervor, und hin und wieder kocht Waſſer, manches von rother, anderes von grauer Farbe, bewirkt durch die verſchiedenen Thonmaſſen. Unter den Thonbänken zeigen ſich bruchige Überrindungen, wohl durch frühere Springquellen gebildet. Aus dieſen Überrindungen kommt in einem Bezirke einer Viertelmeile ebenfalls Broden und Waſſer heraus. Am nördlichſten von dieſen Waſſerſprudelungen iſt der große Geiſer. Durch die erdigen Waſſerabſätze hat er um ſich einen rauhen Hügel von 7 Ruthen Höhe gebildet. Auf dem Gipfel dieſes Hügels iſt das Becken ſechs und fünfzig Fuß im längſten, ſechs und vierzig im kürzeſten Durchmeſſer. Um drey Viertel auf 3 Uhr Nachmittags kamen wir bey dieſem Becken an, und fanden es voll heißen Waſſers, was ein wenig überlief. Wir gingen von da etwas höher, und fanden eine unförmliche Öffnung, mit dem helleſten heißen Waſſer angefüllt. Durch dasſelbe erkannten wir auf dem Grunde die wunderbarſten Formen, welche die Überrundungen angenommen hatten, und erblickten in der Mitte einen tiefen, düſtern Abgrund, über welchem die Rinde, worauf wir ſtanden, eine nicht ſehr dicke Kuppel gewölbt hatte. Neben dieſem ſtillen Waſſerbecken drang aus mehreren Löchern Dampf hervor; aus dem einen mit dumpfem Geräuſche. Vielleicht iſt dieß der ehemahlige brüllende Geiſer, den John Stanley, der im Jahre 1789 hier war, alſo beſchreibt: „Eine der merkwürdigſten dieſer Quellen warf eine große Menge Waſſer aus, und von

dem beſtändigen Geräuſche nannten wir ſie den brüllenden Geiſer. Die Ausbrüche dieſes Springbrunnens waren ſtätig. Jede vier bis fünf Minuten wurde das Waſſer mit Heftigkeit heraus geworfen, und bedeckte mit dem, was es abſetzte, den Grund in einem großen Umkreiſe. Die Strahlen waren von dreyßig bis zu vierzig Fuß Höhe; ſie zerſtiebten in die feinſten Stäubchen und waren mit großen Dampfwolken umgeben. Dieſe Quelle lag achtzig Ruthen vom Geiſer, da wo der Hügel ſich erhebt.“ — Wahrſcheinlich hat ein Erdbeben die damahlige Beſchaffenheit dieſer Quelle verändert. — Nach Unterſuchung mehrerer Höhlen kehrten wir zum großen Geiſer zurück, und ich ſchlug von den Überrindungen einige Stücke ab. Kaum hatte ich aber einige Schläge gethan, ſo hörte ich einen Schall, wie wenn in der Ferne eine Kanone gelöſet würde und der Boden unter mir bebte. Der Schall wiederhohlte ſich, das Waſſer ſtieg höher und höher, und kaum hatte ich Zeit den Rand zu verlaſſen, als eine große Waſſerſäule aufſtieg, begleitet von Dampfwolken, zehn bis zwölf Fuß hoch. Die Säule theilte ſich oben und das Waſſer im Becken floß über. Die Säule ſank wieder; aber bald ſtieg eine noch höhere auf, von etwa fünfzehn Fuß, und dieſes wiederhohlte ſich achtzehn Mahl. Jede Säule hielt ungefähr fünf Minuten an, und manche konnte wenigſtens fünfzig Fuß hoch ſeyn. Der letzte Strahl war der heftigſte, und nach ihm verſchwand das Waſſer im Becken plötzlich, und lief in eine Röhre, die in der Mitte desſelben ſich befand. Die dicken Qualmwolken, welche die Säulen, ungeachtet eines ſtarken Windes, umgaben, bewirkten, daß wir nur den obern Theil der Waſſerſäulen ſehen konnten. Nachdem aber die Säulenbildung aufgehört hatte, verſchwand auch der Broden, das heiße Becken trocknete, und wir ſtiegen hinein, um die Röhre zu unterſuchen, in welche das Waſſer etwa zehn Fuß tief hinein geſunken war, und ſich allmählich wieder zu heben ſchien. Der Durchmeſſer der Röhre betrug oben ſechzehn, unten zehn Fuß; die ſenkrechte Höhe des Beckens drey, und die Röhre über ſechzig Fuß. Allein ſicher gibt es große Seitenröhren, welche unſer Senkloth nicht ausmitteln konnte. Die Hitze des Waſſers war 209 Grad Fahrenheit. Da dasſelbe erſt ein Viertel des Beckens wieder gefüllt hatte, kamen von neuem drey Strahlen in die Höhe, jeder dreyßig Fuß hoch. Etwas ſpäter zeigten ſich noch mehrere Strahlen, wovon einer vierzig Fuß hoch war, aber das Waſſer fiel nicht.

Den Abend ſchlugen wir unſer Zelt 100 Ruthen vom Geiſer auf, und theilten uns zum Nachtwachen ein, damit, wenn Waſſerſäulen kämen, der Wachende die Schlafenden wecke. Gegen 12 Uhr entſtand ein unterirdiſches Getöſe; das Waſſer im Becken kam in

ſtarke Bewegung, aber die Strahlen blieben aus. Dasſelbe ereignete ſich um halb 3 Uhr. Gleich nach 4 Uhr, es war am Morgen eines Sonntags, weckte uns Herr Bright, und wir hatten eine außerordentliche Erſcheinung. Fünfzig Ruthen von uns, an einer Stelle, worauf wir vorher gar nicht gemerkt hatten, ſahen wir Waſſer empor ſteigen, begleitet von Broden und einem gewaltigen Getöſe. Des Waſſers war nicht viel; aber eine weiße Schaum- und Dampfſäule von ſechzig Fuß Höhe ſtellte ſich drey Stunden unſern Blicken dar. Es war dieß der neue Geiſer. An dem Bache, den das Waſſer der Geiſer bildet, fanden wir köſtliche Verſteinerungen. Birken- und Weidenblätter waren in weiße Steine verwandelt, und jede Faſer dabey ſichtbar geblieben. Torfmaſſen, Gras und Binſen befanden ſich in demſelben Zuſtande. An der Außenſeite des Hügelbeckens, worin der große Geiſer iſt, ſehen alle hervorſtehenden Theile wie Blumenkohlköpfe aus, und ſind von gelblich-brauner Farbe. Dieß kommt von dem beſtändigen Abſetzen und Abſpülen durch Waſſer. Die innere Seite des Beckens iſt verhältnißmäßig glatt, und die Maſſe grau mit ſchwarzen und weißen Streifen. — Nördlich vom großen Geiſer findet man einige kleine Becken mit kochendem Schlamme, der Alaun enthält. Die Waſſerabſätze der Geiſer bilden einen kieſelerdigen Stoff, der eine Achtel Meile weit in jeder Richtung ſichtbar iſt. Wir unterſuchten die ganze Umgegend der Geiſer, noch immer wieder einen neuen Ausbruch erwartend. Einige Mahl knackte und tobte es, und es floß auch das Waſſer über, aber ohne Strahl. Der neue Geiſer ſtrahlte aber des Abends noch ein Mahl drey Viertel Stunden lang, ohne daß ſich die Erſcheinung durch irgend etwas vorher angekündigt hätte. Endlich um Mitternacht donnerte und krachte es in den Tiefen, und der große Geiſer ſprühete ſeine Strahlen, wovon der höchſte über 90 Fuß betrug. Wolken trübten den Himmel; es war aber doch ſo hell, daß man die furchtbar-ſchöne Erſcheinung recht gut beobachten konnte. Um halb 10 Uhr des andern Morgens brauſete der neue Geiſer wieder auf; die Dampf- und Waſſerſäule blieb ganz ſenkrecht, obgleich ein ſtarker Wind dagegen ſtieß. So ſtark war die Kraft. Er ſpielte länger als eine halbe Stunde, und ein thauartiger Regen erfüllte die Luft umher. Wenn man Steine in die Röhre warf, während der Broden heraus brach, ſo wurden ſie ſofort, und gewöhnlich in Stücken zerſprengt, hoch in die Höhe geſchleudert. Der kleine Geiſer war, wie man uns ſagte, vormahls eine unbedeutende Quelle. Seine Röhre hat kein Becken, und bey ſeinem ruhigen Stande befindet ſich das Waſſer, etwa 20 Fuß unter der Mündung, in einem beſtändigen heftigen Kochen. Außer dem großen und dem neuen müſſen wir noch

den kleinen Geiſer bemerken, der ſein Waſſer 4 bis 5 Fuß hoch wirft, und in ſeiner Einrichtung ſehr dem großen Geiſer gleicht. Mehrere andere Öffnungen treiben bisweilen Strahlen von 1 bis 10 Fuß hoch. Überhaupt gleicht der ganze Berg in dem Torfgrunde einem großen unterirdiſchen Keſſel, worin es immerwährend kochet und ziſchet. Ob nun jede einzelne Öffnung oder Quelle ihren beſondern Keſſel hat, oder ob alle mit einander in Verbindung ſtehen, und was die Hitze erzeugt, und was den Dampf und den Knall und das wechſelnde Strahlen des Waſſers bewirkt — dieß, Leſer, beantworte Dir ſelbſt! Und kannſt Du es nicht, ſo erkenne darin Den wieder, der Blitze ſchleudert, Wolken ſammelt und die Erde als einen Ball in's Leere warf!

Wir kamen den 29. wieder in Skalholt, dem alten Sitze der Biſchöfe, an. Von Süd-Island reiſet man nach Nord-Island gewöhnlich von Skalholt oder Thingvalla aus durch das Innere des Landes, und braucht dazu drey bis vier Tage. Das Innere Islands, eine Landſtrecke von etwa 1000 Quadrat-Meilen, iſt eine ſcheußliche, unwirthliche Wüſte, ohne eine einzige menſchliche Wohnung; denn nur die Küſtenländer ſind eigentlich bewohnt. Die vier nördlichen Landſtriche Hunavare, Hegranes, Vadle und Thingoes haben zuſammen nur 12,000 Einwohner. Der Hafen von Eyafiord iſt der beſte an der nördlichen Küſte. Bey Huſavik befindet ſich eine Quelle, die Ochſenquelle (Oxehver) genannt, weil ein Ochſe einmahl hinein gefallen, und ſo gekocht verſpeiſet worden ſeyn ſoll. Dieſe Quelle macht ein großes Geräuſch, hat ein Becken, das einer umgekehrten Glocke gleicht, und oben 16 Fuß im Durchmeſſer enthält. Die Ochſenquelle ſpritzt, nach Olaſſon's Bericht vom Jahre 1755, das Waſſer vier Ellen hoch in Einer Minute, wobey daſſelbe im Becken an drey Viertel Ellen fällt. In 2 bis 3 Minuten ſteigt das Waſſer wieder; man hört einen dumpfen Knall, wie von einer Flinte im Grunde, und den Augenblick treibt von neuem der Waſſerſtrahl in die Höhe. Um die Ochſenquelle ſind mehrere andere; alle ſtehen in drey Reihen von Norden nach Süden. Zehn Schritte von der Ochſenquelle iſt eine, noch ein Mahl ſo groß als jene; ſie ſpeyt aber nicht zu allen Zeiten Waſſer. An dem Kiölgebirge finden ſich ebenfalls mehrere heiße Springquellen; die eine ziſchet beſtändig mit ſtarkem Geräuſche aus engen Spalten, und drey andere löſen ſich wechſelweiſe in Strahlenbildern ab.

Schellfiſche, Hayfiſche und Häringe werden an den Nordküſten viele gefangen. Hoffos und Skagaſtrand ſind nach Eyafiord die wichtigſten Handelsplätze. Von erſtem liegt ſüdlich der alte Biſchofſitz von Nord-Island, nähmlich Hoolum. Die Fiords an der Nordküſte frieren alle Winter zu; die offene See nur in ſtrengen Wintern. Aber

Treibeis kommt im Sommer und im Winter mehr auf der Oſt- als auf der Weſtſeite an.

Den 30. des Heumonathes verließen wir Skalholt, um den Hekla zu beſteigen. Wir kamen durch eine ſandreiche Gegend, ſahen viele Weidengebüſche, legten Reikum zurück, wo im Jahre 1789 durch ein Erdbeben eine heiße Quelle entſtand, ſetzten über den Fluß Thiorſaa, und übernachteten in Kalſholt.

Den 1. des Erntemonathes (Auguſt) kamen wir durch den Fluß Weſter-Rangaa, deſſen Waſſer vollkommen durchſichtig iſt. Sein Bette beſteht aus großen Lava-Maſſen, welche hier und da in Spitzen ſich erheben, und dadurch den Fluß ſehr reißend machen. In Naifurholt, einer Meierey am Fuße des Hekla, änderten wir plötzlich unſern Entſchluß, dieſen Berg ſogleich zu beſteigen; denn der Isländer Brandtſon zeigte uns eine Menge Obſidian, ein Mineral (minerale), zu deſſen Unterſuchung wir vorzüglich nach Island gekommen waren, und das wir bisher noch nicht getroffen hatten. Er ſagte uns dabey, daß die Stelle, wo ſich daſſelbe befände, eine Tagereiſe entfernt ſey. Wir beſchloſſen, den folgenden Tag dahin aufzubrechen. Auf unſerm Wege trafen wir viel vulkaniſchen Sand, Bimsſtein, Lava und ausgebrannte Schlacken und Kohlen. Er war ſehr öde, wüſte und leer. Hin und wieder quollen Bäche aus dem Schnee der Berge hervor; mehrere niedrige Krater erblickten wir, und ſelten Grasplätze. Endlich kamen wir in ein enges Thal, fanden einen kleinen See, und ringsum große Maſſen von Obſidian, mit Bimsſtein bedeckt; und erhielten ſohin einen ſchönen Beleg für die Behauptung, daß Obſidian und Bimsſtein vulkaniſche Erzeugniſſe ſind. Als wir eine jähe Spitze erſtiegen hatten, erblickten wir eine ſchauerlich öde Gegend; ſchneebekrönte Jokuln, mehrere Krater, große Lava-Strecken, Waſſerfälle in Öden, und Seen zwiſchen kahlen, bleichen Bergen. In einer großen Entfernung ſahen wir den Fiſchſee (Fiske Vatn). Wir kehrten denſelben Tag unter Brandtſon's herrlicher Führung zurück, und traten den andern Morgen um 10 Uhr unſere Reiſe auf den ſo berühmten Hekla an. Den größten Theil des Weges mußten wir zu Fuße machen; je höher wir kamen, deſto ſchwieriger wurde die Arbeit. An mehreren Stellen waren loſe Schlacken und ſchwarzer Sand, die bey jedem Fußtritte ausrutſchten. Ehe wir den erſten Gipfel erreicht hatten, umgaben uns Wolken; wir aber ſtiegen weiter. Bisweilen hatten wir Durchblicke durch die Wolken, die wir zur Einortung (Orientirung) benutzten; denn bis auf die höchſte Spitze war unſer Führer ſelbſt noch nicht geweſen. Wie Seiltänzer ſchwebend, mußten wir einen ſcharfen Bergrücken entlang gehen, und von da aus erreichten wir die höchſte Spitze des Berges.

Glücklicher Weiſe erheiterte ſich jetzt der Himmel und gewährte uns eine ſchöne Rundſicht.

Wir erblickten viele Berge und Seen. Der Skaptaa-Jokul begränzte die Ausſicht nach Nordoſt, und der Torfa-, Tinfialla- und Eyafialla-Jokul die nach Oſten. Nach Süden hin ſahen wir hinter der Landebene die See. Die höchſte Spitze des Hekla ſteht zwiſchen zwey andern, und hat eine jetzt mit Schnee angefühlte Höhlung, — den ehemahligen Krater. Der ganze Gipfel beſteht aus Schlacken; an den Seiten ſind viele Öffnungen, woraus wahrſcheinlich in frühern Zeiten die Lava floß. Als wir die Schlacken unterſuchten, fanden wir die untern noch warm, ja heiß, und Waſſerdämpfe ſtiegen aus einigen Stellen heraus. Ob dieſe Wärme noch von dem Ausbruche, der im Jahre 1766 Statt fand, herrührte, oder ob ſie eine Bothinn von künftigen Ausbrüchen iſt, will ich nicht entſcheiden. Iſt aber die Beobachtung der Umwohner richtig, daß der Schnee des Hekla jetzt von Jahr zu Jahr abnehme, ſo läßt ſich das Letzte behaupten. Unter vielen Beſchwerden ſtiegen wir an demſelben Tage noch den Berg wieder herunter, der über 4000 Fuß hoch iſt. In den Jahren 1137, 1222, 1300, 1341, 1362, 1389, 1538, 1619, 1639, 1693 und 1766 hat dieſer Berg Feuer geſpieen. Im Jahre 1728 zeigten ſich in der Nachbarſchaft deſſelben Flammen. Im Jahre 1554 waren Ausbrüche auf den öſtlichen Bergen, und im Jahre 1754 auf den weſtlichen. Dem Ausbruche im Jahre 1766 folgten 1767 Flammen, und 1768 wurde erſt der Berg ganz ruhig, und iſt es ſeit der Zeit geblieben. Im Jahre 1755 ereignete ſich ein ſchrecklicher Ausbruch auf dem Berge Kattlagia. Den 17. des Weinmonathes dieſes Jahres vernahm man des Morgens um 10 Uhr in Myrdal ſehr geſchwinde und unordentliche Erderſchütterungen, wodurch die Häuſer beſchädiget wurden. Bald ergoß ſich in drey Armen Waſſer aus dem Berg und überſchwemmte die ganze Gegend umher, 5 Meilen lang und 4 Meilen breit. Die Waſſerſtröme führten eine Menge Eisberge mit, einzelne Stücke von den zerborſtenen Gletſchern. In den Eisbergen ſaßen Felsſtücke, einige ſo groß als ein Haus. Das Waſſer war überall mit Bimsſtein und Aſche angefüllt. Feuer und Waſſer ſchienen ſich verbunden zu haben, um Alles zu vernichten. Dicke Rauchwolken ſtiegen gegen Himmel, und ein Steinhagel fiel weit um den Berg herum. Der Erddonner und die Erſchütterungen dauerten dabey fort, und wirkliche Blitze zückten vom Berge herab. Die ausgeworfenen Steine waren alle glühend, und beſtanden aus Bimsſtein und aus einer feſten Schlacke von hellblauer und grauer Farbe. Zuweilen wurden große, helle Feuerkugeln hoch in die Luft geworfen, die alsdann in unzählbare Stücke zerſprangen und

in den entfernteſten Gegenden niederfielen. Auf den Feuerausbruch und den Steinhagel folgte ein wirklicher Hagel, nur dadurch eigenthümlich, daß jedes Hagelkorn in ſeinem Innern, als Kern Sand oder Aſche enthielt. In der Nacht auf den 18. ſah man ein prachtvolles, ſchreckliches Feuer. Der ganze Himmel ſchien in Flammen zu ſtehen und die ganze Erde ein Raub der Gluth zu werden. Auf dem Berge ſelbſt ſtand eine große Feuerſäule, aus der Blitze und feurige Kugeln ſprangen. Weit umher war es ſo hell, wie am Tage. Die Feuerſäule wechſelte in ihren Formen und Farben. Das Brauſen in der Luft, das Krachen der Erde und das Donnern in den Felſen dauerte dabey fort. Die Luft war von Schwefeldämpfen geſchwängert, und eine feine Aſche drang Jedem in Naſe und Mund. Den 18. verhüllte ein dicker Nebel mit Regen den Berg und die ganze Umgegend. Das Krachen dauerte aber den Tag über fort, und am Abende zeigte ſich von neuem die Feuerſäule. Den 19. ſah man die Rauchſäule voll rother Funken auf der Weſtſeite; auf der Oſtſeite hingegen war es finſter, und ſchwarzer Sand nebſt Aſche verbreiteten ſich auf ganz Oſt-Island. Das Knallen war oftmahls ſo ſtark, daß man es im Goldſtriche und andern Theilen des Südlandes, 25 bis 30 Meilen weit hörte. So weit ſah man auch die Feuerſäule nebſt den Feuerkugeln. Die Aſche verbreitete ſich ſogar bis auf die Faroe-Inſeln und auf Süd-Island. Waſſergüſſe wechſelten fortwährend mit dem Feuer. Den 7. des Regenmonathes (November) beruhigte ſich der Berg etwas, die Feuer- und Waſſerſtrömungen hörten auf, der Donner blieb aus. Im folgenden Jahre fing der Berg einige Mahl ſein Spiel wieder an; doch waren dieſes nur noch die Nachwehen ſeiner vorjährigen Kreiſung, und ſchreckten mehr als ſie verwüſteten. Die Zerſtörungen, welche der große Ausbruch der Kattlagia machte, erſtreckten ſich weit. Die Fluthen rißen Vieles mit fort; die Aſche, der Sand und die Steine bedeckten Wieſen und Wälder; denn der Sand lag an einigen Stellen 4 bis 6 Fuß hoch. Steine, 10 bis 15 Pfund ſchwer, waren 4 Meilen weit geſchleudert. Gegen 50 Grundbeſitzungen mußten verlaſſen werden. Mehrere neue Klippen und Berge ſtanden jetzt an der Seeküſte, die vorher nicht da geweſen waren. Längs dem Myrdalsſand traf man drey gleichlaufende Bergrücken, wovon jeder ſechzig Ellen hoch war, und die zuſammen eine Breite von einer halben Meile hatten. Sie beſtanden aus Stein und Eisklumpen, mit Bimsſtein, Sand und Aſche vermiſcht. Die Einwohner, welche ihre verſandeten Höfe, Weiden und Wälder verlaſſen mußten, waren alle an den Bettelſtab gebracht. Nur zwey hatten das Leben eingebüßt. Vor den Waſſerfluthen retteten ſich mehrere auf einen einzelnen Berg, der bald eingeinſelt war. Sie mußten

darauf ſieben Tage ohne Eſſen und Trinken verweilen — unter Feuer, Kälte, Regen und Steinhagel. Über Myrdalsſand konnte man vor den vielen angetriebenen Eisbergen gar nicht vorbey kommen, außer an dem äußerſten Rande der Seeküſte. Alles Trinkwaſſer wurde von der Schwefelluft verdorben, und der Schwefelgeſtank war ſo heftig, daß die Menſchen faſt erſtickten. Die Bruſt wurde dadurch angegriffen, Geruch und Geſchmack verſchwanden, die Augen rötheten ſich, die Augenlieder ſchwollen auf, und an dem Zahnfleiſche bildeten ſich Beulen. Manches Stück Vieh ertrank in den Fluthen; der Steinhagel machte andere raſend, ſo daß ſie wild umher liefen und zuletzt todt niederfielen. Viele ſtarben aus Hunger; denn das Gras war verwüſtet und die Zähne fielen ihnen aus. Die feine Aſche, welche überall durchdrang, verdarb auch ſehr viele Lebensmittel. Ein Blitz erſchlug eilf Pferde und zwey Menſchen. Nach der Ausſage eines Strichmannes hat ſich während der Kreiſung des Kattlagia ein Berg heftig auf und nieder bewegt, und iſt zuletzt faſt doppelt ſo groß geworden, als er war. Dieſe an ſich wahre Erzählung hat die Veranlaſſung zu den wandernden Bergen auf Island gegeben. Olafſon nennt den ſüdlichen Skeideraa-Jokul auch einen wandernden Berg, erzählt von ihm, daß er ſich ſtoßweiſe vorwärts und rückwärts bewege, wobey man Feuerfunken ſehe, und daß ſeine Bewegungen ſich nach den Kreiſungen anderer Berge richten. Er ſagt, daß glaubwürdige Leute ihm erzählten, wie ſich gleich Meereswellen dieſer Berg bewegt, und hin und wieder Waſſerſtröme ausgeſpieen habe, und daß zu der Zeit Keiner es gewagt habe, über ihn zu gehen. Daß bey Erdbeben ſich Berge bewegen, iſt gewiß; aber was jene glaubwürdigen Leute geſehen haben wollen, das liegt wohl theils in ihrer Einbildungskraft.

Vor dem Jahre 1755 hatte man vom Jahre 900 an ſechs Ausbrüche des Kattlagia gezählt. Der Eyrefa-Jokul brach im Jahre 1720 aus, und vier Jahre früher ſprühete der Grims-See (Grims Vatn) Feuer. Den Ausbruch des Hekla im Jahre 1766 beſchreibt Finnſon alſo: „Der Winter vom Jahre 1765 auf 1766 war ſo gelinde, daß man vor Oſtern nur zwey Mahl Froſt hatte; alle Quellen, Bäche und Seen nahmen ab, und um den Berg vertrocknete vor Hitze das Heidekraut. Die Umwohner ſahen mit Schrecken einem Ausbruche entgegen, der am 5. des Windmonathes (Aprill) des Morgens um halb vier Uhr erfolgte. Schon die ganze Nacht hindurch bemerkte man ein Erdbeben, und des Morgens ſtieg unter furchtbarem Krachen eine ſchwarze Sandſäule in die Höhe, vermiſcht mit Feuer und glühenden Steinen. Zwey bis drey Meilen vom Berge entfernt fielen Bimsſteine nieder, die drey Ellen im Umfange

hatten, und andere, die über ſieben Pfund wogen. Viele Kirchſpiele wurden ganz überſandet, und der Fluß Rangaa von Bimsſteinen verſtopfet. Ringsum herrſchte dabey Finſterniß; ſelbſt in Hoolum, was dreyßig Meilen vom Hekla liegt, war der Tag gleich einer dunklen Nacht. Acht Stunden dauerte dieſer Sandausbruch. Viele andere Tage im Wind-, Wonne- und Brachmonathe brannte der Hekla mit großer Heftigkeit bey ſtarkem Erdbeben und einem erſtaunlichen Donnern und Krachen. Das Brüllen war alle Tage ſo ſtark, daß man es an ſieben Meilen weit hörte. Den 9. des Windmonathes brach wahrſcheinlich der Lava-Strom aus, und den 23. des Wonnemonathes bemerkte man zuerſt einen ſtarken Waſſerſtrahl, der häufig in der Sandſäule aufſchoß. Viele Häuſer wurden durch die Erdbeben umgeworfen, ſelbſt auf dem Goldſtriche, an Orten, die ſechzehn Meilen vom Berge entfernt liegen. Das Feuer gewährte oft herrliche Farbenſpiele. —

Der Krabla in Nord-Island ſpie von dem Jahre 1724 bis zum Jahre 1730. Einige der Lava-Ströme floßen in den Mückenſee (My Vatn), tödteten die Fiſche darin und trockneten ihn ſtellenweiſe aus. Eine weite Strecke bewohntes Land ward dadurch verwüſtet. Im Goldſtriche und dem Meer dabey beobachtete man in den Jahren 1000, 1340 und 1583 Ausbrüche und Feuer. Überhaupt zählt man auf Island ungefähr 42 große Ausbrüche. Auffallend iſt es, daß oft die Ausbruchsjahre vom Veſuv bey Neapel und dem Ätna auf Sicilien mit den Ausbrüchen auf Island zuſammenſtimmen. Welch' eine Verbindung mögen dieſe Feuerſchlünde haben, quer unter Europa durch! — Der neueſte Ausbruch auf Island iſt der des Skaptaa-Jokul im Jahre 1783. In dem Brachmonathe dieſes Jahres bemerkte man um dieſen Berg eine Erderſchütterung. Einige Tage darauf brachen an drey Orten Feuer hervor. Der ganze Dunſtkreis ward durch Sand, Aſche und Bimsſtein verfinſtert, und pechartige Maſſen träufelten vom Himmel. Aus den Wolken brachen ungeheure Ströme ſalzigen Regens hervor, und alles Land umher war überſchwemmt. Die Hitze verwandelte die Feuermaſſen in die dichteſten Dämpfe; die Sonne leuchtete blutig durch dieſelben, und die ganze Schöpfung ſchien in Feuer und Waſſer aufgehen zu wollen. Alle Pflanzen ſtarben ab, das Vieh verhungerte und die Menſchen flohen aus dieſem Bezirke. Die Lava brach aus drey Öffnungen hervor, die zwey Meilen von einander entfernt waren. Sie drang ſieben bis neun Meilen vor, und nach einem Jahre hatte ſie noch eine ſolche Gluth, daß man ſich ihr nicht nähern durfte. Der Fluß Skaptaa trocknete in vier und zwanzig Stunden aus, ausgefüllt von der Lava, die das Waſſer in Dunſt verwandelte. Und dieſer Fluß war vier Meilen lang, dreyßig bis hundert Klaftern breit und ſehr tief. Über alles

ſtieg die Lava jetzt weg und bildete in Nordweſten eine Feuerſee von ſechs und dreyßig Quadrat-Meilen. Ein und zwanzig Dorfſchaften und Meiereyen, worunter ſieben Kirchdörfer waren, bedeckte die Gluthmaſſe, vier und dreyßig Ortſchaften litten beträchtlich, zwey hundert und zwanzig Menſchen verloren ihr Leben durch Feuer, ein und zwanzig durch Waſſer und von zwölf Flüſſen erkannte man die Spur nicht mehr. Um dieſelbe Zeit ſtieg mit großem Krachen die auf unſerer Karte bemerkte Inſel aus dem Meere hervor, und warf Feuer und Bimsſtein um ſich.

Es iſt kein Land in der bekannten Welt, wo Feuerausbrüche ſo zahlreich geweſen ſind, und eine ſo große Strecke einnahmen, als Island. Kein Theil der Inſel iſt ganz frey vom unterirdiſchen Feuer, welches ſich noch weit über die Küſten hinaus erſtreckt, wie die Ausbrüche in der Umſee beweiſen. Die Krater ſelbſt auf den höchſten Jokuln haben ſicher Verbindungen mit dem Meere; das Waſſer iſt bey den meiſten Ausbrüchen ſalzig und ſetzt auch bisweilen Salz ab.

Die nächſte Nacht raſteten wir in Mirende, in deſſen Umgegend viel Engelwurz (Angelica) wächſt, welche die Einwohner genießen. Die Landſchaft hier herum iſt mahleriſch. Zwiſchen Klippen, die als Säulen da ſtehen, rauſcht das Waſſer des Markneſliot, und an der öſtlichen Seite erhebt ſich der Eyafialla-Jokul, fünf tauſend und fünf hundert Fuß hoch, und um zwey Drittel mit beſtändigem Schnee bedeckt, der an den Seiten ſchöne Gletſcher bildet, die theilweiſe bis in's Thal hinunter reichen. Die aus Lava gebildeten Weſtmann-Inſeln erblickt man ſehr deutlich. Nur eine dieſer Inſeln, Heimacy, iſt bewohnt; aber von einem rohen, verdorbenen Menſchenſchlage. Unſer Plan war anfänglich, auch Oſt-Island zu bereiſen, vielleicht über Berufiord, wo man den ſchönen Isländiſchen Kalkſpath trifft, und Rodeſiord nach Vapnafiord, welche drey Orte die einzigen Häfen an dieſer Seite der Inſel ſind. Allein die Reiſe bis dahin ſoll ſehr beſchwerlich ſeyn, und wir hörten, daß in kurzem die Brigg Flora von Reikiavik nach England abgehen würde; darum dachten wir an die Rückreiſe. Auch ſehnt man ſich, nachdem man das Hauptziel der Reiſe erreicht hat, gewöhnlich wieder nach der Heimath, zumahl wenn man in unwirthlichen öden Gegenden iſt.

Über Odde reiſeten wir nach Eyarbaik, und ſahen den Dampf von den heißen Quellen bey Reikum, die wir ſelbſt wegen der Eile nicht mehr beſuchten, und deren Beſchreibung wir nach John Stanley machen. „Die Quellen liegen in einem fruchtbaren Thale, faſt Quelle bey Quelle, über hundert in Einem Bezirke, alle von Thonbänken umlagert. Manche ſind klein, andere kochen in großen Becken von drey bis vier Fuß im Durchmeſſer. Die Farbe des Waſſers

iſt verſchieden in den Quellen, wie die Farbe der Thonbänke. Die Quellen, aus welchen das Waſſer ſtark überfließt, haben helles Waſſer. Darunter zeichnet ſich eine aus, deren Becken ſechs Fuß im größten Durchmeſſer hat, und Reikum's Geiſer heißt. Faſt jede Minute ſpringt aus ihm Waſſer in die Höhe. Die Strahlen zerſtäuben im Aufſteigen zu Schaum, und heben ſich etwa zwanzig bis dreyßig Fuß hoch, begleitet von Dampfwolken. Zwey oder drey große Steine am Rande des Beckens bewirken, daß die Waſſerſtrahlen nicht ſenkrecht, ſondern ſchräg in die Höhe ſteigen. Eine andere Quelle (Badſtofa genannt) gibt dieſer an Schönheit nicht viel nach, ja ihre Ausbrüche ſind in mancher Hinſicht ſchöner. Sie ſteigen auch zwanzig bis dreyßig Fuß, die Waſſermaſſe iſt größer, der Strahl dauert zehn Minuten und zerſtäubt weniger. Auch dieſe Strahlen gehen ſchräg. Andere Quellen werfen nur zu Zeiten, während ein Paar Secunden, Strahlen in die Höhe, und ſind größten Theils ſehr tief, eilf bis achtzehn Ellen. Nach dem obern Ende dieſes Thales iſt ein Loch, welches früherhin wohl eine Quelle enthielt, und ſechs Fuß im Durchmeſſer hat. Unten verliert ſich die Öffnung in mehrere Gänge. Aus dieſem ſtrömt Broden mit einem dumpfen, anhaltenden Geräuſche und Geheule hervor. Die Hitze in dieſem Becken, das Seyder heißt, iſt ſo groß, daß die Leute aus der Nähe Fleiſch, Fiſche, Milch und andere Speiſen darin kochen. Die Waſſerabſätze um dieſe Quellen ſcheinen kalk- und thonartige Erden zu ſeyn. Nur bey einem fanden wir Kieſelmaſſe, wie bey dem eigentlichen Geiſer. Die Maſſe des Waſſers, das der Reikum's Geiſer auswirft, beträgt in jeder Minute 78,956 Würfelfuß. Abergläubige Isländer wollen beſondere Vögel geſehen haben, die auf und in den heißen Quellen von Reikum leben."

Den 7. des Erntemonathes langten wir um Mitternacht in Reikiavik an, nachdem wir ſechzig Meilen zurück gelegt hatten. Alle unſere Freunde empfingen uns mit vieler Zärtlichkeit. Den 12. ward uns zu Ehren ein Gaſtmahl veranſtaltet. Von allen Seiten her erhielten wir noch ſchriftlich und mündlich viele Beweiſe von Liebe und Freundſchaft, und tief wird immer in uns das Andenken an ein ruhiges, harmloſes Volk eingeprägt ſeyn, das oft unſer Mitleiden erregt hat, in dem Einfachheit und Schlichtigkeit noch herrſcht, gebothen von der Schöpfung ſelbſt: das mit der Sorge für den Wintervorrath die Sorge für das Seelenheil verbindet; deſſen Geiſtlichkeit den wahren Hirtenſtand darſtellt, deſſen Gaſtfreyheit eben ſo groß iſt, als ſeine Armuth; das freylich nicht mehr ſeinen alten Ruhm bewährt, aber dennoch auch jetzt mit Geduld und Zufriedenheit, ohne große Begehrungen, ſeine Angelegenheiten ordnet, und das

vor allen Völkern zeigt, wie Armuth und Bildung gepaart ſeyn können.

Am 19. des Erntemonathes verließen wir dieſes Volk, und ſchifften uns ein. Mitten auf offener See ſetzte ſich ein großer Hauſe Bachſtelzen und zwey Sperber auf das Takelwerk unſers Schiffes; mehrere Wallfiſche begegneten uns und vergegenwärtigten durch ihre Spritzlöcher die Isländiſchen Quellen. Nach einer Fahrt von vierzehn Tagen kamen wir zu Stromneß an, beſahen die Stadt Kiekwal, ergetzten uns an dem neuen Anblicke von Bäumen und Kornfeldern, und gelangten nach einer Abweſenheit von fünf Monathen glücklich wieder in Edinburgh an.

Fünfte Fahrt.

In Island's Vorzeit.

In die Heimath zurück gekehrt, war Island lange noch der Gegenſtand unſerer Arbeit und unſerer Unterhaltung. Wir ſahen zwar nicht mehr die ſchneebekrönten Feuerberge, die Strahlen der Geiſer, die öden Lava-Strecken und die unſichern Torfmoore; aber deſto lebendiger trat uns der Menſch entgegen, und wir bemerkten auch hier, daß doch der Menſch bey dem Menſchen zuletzt am liebſten und am längſten verweilt. Was konnte die Vorfahren der Isländer bewegen, eine ſolche furchtbare Inſel zu ihrem Aufenthalte zu wählen? Kamen ſie vielleicht aus noch ödern Gegenden? Oder trieb ſie Noth und Drangſal aus einem andern Lande, ſo, daß ſie hier eine Zufluchtsſtätte fanden? — Aber welche Zufluchtsſtätte konnte dieſe Inſel darbiethen! — Oder war ſie vielleicht milder, reichte ſie den Vorfahren mehr dar, als ſie den Nachkommen gewährt? — Wir wollen uns bemühen, es zu erfahren.

Ob Island ſchon den Römern bekannt geweſen iſt, daran kann uns wenig liegen: denn viel haben ſie ſicher nicht davon gewußt, und ſollte auch ihr Thule unſer Island geweſen ſeyn, woran Arngrim Jonas mit Recht zweifelt, ſo haben wir dadurch über Island weiter keine Belehrung. Die alten Normänner, Germaniſche Völker im Norden Europa's, die im neunten, zehnten und eilften Jahrhunderte die Meere durchkreuzten, fanden im J. 860 die Inſel. Nadodr wollte im Herbſte von Norwegen nach den Faroe-Inſeln ſegeln, und ward vom Winde nach Island getrieben. Er landete, beſtieg einen Hügel, und ſah nichts als ſchneebedeckte Hügel und Berge in einer einſamen Wüſte, und nannte darum die Inſel Schneeland (Sniá-

land). Vier Jahre ſpäter ſuchte Gardar Suafarſon, der von dieſer zufälligen Entdeckung wußte, das Land mit Fleiß auf, umſchiffte es, und nannte es Gardarsholm. Floke, ein berühmter Raubritter der damahligen Zeit, ſegelte bald darauf von Norwegen aus hinüber. Er nahm einige Raben mit, nach deren Flug er ſich richten wollte. Der erſte, welchen er hinter den Faroe-Inſeln fliegen ließ, kehrte nach jenen Inſeln zurück; der zweyte kam wieder zum Schiffe, weil er kein Land ſah, der dritte aber nahm ſeinen Flug nach Island. Floke blieb zwey Winter dort, unterſuchte einen großen Theil der Süd- und Weſtküſten, und weil er viel Treibeis an der Nordküſte fand, ſo gab er der Inſel den Nahmen, welchen ſie jetzt noch führt. Die Nachrichten, ſo die erſten Unterſucher der Inſel von ihr mitbrachten, waren wohl nicht dazu geeignet, Leute nach Island zu locken. Und doch ward Island bald nach ſeiner Entdeckung von Norwegen und Schweden aus bevölkert. Es herrſchte nähmlich vor dem J. 863 in Süd-Norwegen ein kleiner König, Halfdan der Schwarze. Der ſtarb, und ihm folgte in dem erwähnten Jahre ſein Sohn, Harald der Schönhaarige, ein ausgezeichnet wohlgebildeter und geiſtreicher Jüngling. Der bewarb ſich um die Hand der ſchönen Lyda; dieſe aber verſprach ſie ihm nur zu geben, wenn er ſich zum Könige von ganz Norwegen machte. Harald gelobte ſogleich, nicht eher ſein Haar zu kämmen und zu beſchneiden, bis ganz Norwegen ihn als König anerkenne. Er bekriegte zuerſt ſeinen nächſten Nachbarn, war glücklich, und eroberte ein Fürſtenthum nach dem andern. Mehrere Häupter unterwarfen ſich zuletzt freywillig, und Harald ward ſo König von ganz Norwegen und Gatte der ſchönen Lyda. Allein mehrere Fürſten konnten die ehemahlige Freyheit und Unabhängigkeit nicht vergeſſen; Harald haßte und fürchtete ſie, weil ſie tapfer gegen ihn in der Schlacht bey Hafursfiord geſtritten, und ſie haßten ihn ob ſeiner Herrſchſucht. Die Freyheit hatte er ihnen genommen; ſie, die ehemahligen Herrſcher, waren Unterthanen geworden. Auf der Väter Eigenthum erblickten ſie als freye Leute das Tageslicht, ohne von einem andern abzuhängen, als von dem, der über Erde und Himmel herrſcht; jetzt ſtellte ſich ihres Gleichen über ſie. Am regſamſten war dieſer Freyheitsſinn im Drontheim'ſchen. — „Hin auf das neue Eiland! Da herrſcht kein Harald über uns!“ — Das war die Loſung der Mißvergnügten. Ingolfr und ſein Freund Leifr reiſeten im J. 870 in dieſer Abſicht nach Island. Beyde brachten den Winter dort zu, und im Frühjahre ſegelte Ingolfr nach Norwegen, um alles zur Einrichtung auf der Inſel anzuſchaffen, und Leifr ging nach England auf Raubzüge. Nach vier Jahren trafen

beyde auf der Inſel wieder zuſammen; der Erſte brachte viele Leute und Geräthſchaften, der Andere große erworbene Schätze mit. Von der Zeit an ſtrömten viele Leute nach dem Lande, wo man, wie Grim zu Ingemund ſagte, „keine Unterdrückung zu fürchten hatte.“ Ja binnen 60 Jahren waren alle Küſtenländer Islands bevölkert. Harald ſuchte zuletzt das Auswandern dadurch zu verhindern, daß er Jeden, der nach Island wollte, eine Abgabe von einer halben Mark Silber — etwa vier Reichsthaler — entrichten ließ.

Die erſten Anſiedler fanden an einigen Küſtenſtellen hölzerne Kreuze und anderes Geräthe, woraus man ſchließen konnte, daß das Land ſchon früher, zufällig oder abſichtlich, beſucht geweſen war, und das von Chriſten. Wahrſcheinlich waren Fiſcher aus Brittannien bis hierher gekommen, und hatten entweder im Lande ihren Untergang gefunden, oder waren nach einem kurzen Aufenthalte heimgekehrt. Lange können ſie ſich ſchwerlich da aufgehalten haben; denn ſonſt hätten ſie gewiß an Wohnungen gedacht, wovon ſich keine Spuren fanden. Einige Isländiſche Sagen erzählen wohl, daß die Inſel ſchon vor der Anſiedelung der Normänner ſey bewohnt worden; ſie nennen ſogar einen Ort Kirkiubai an der Südküſte, wo dieſe Leute wohnten, geben ihnen den Nahmen Papae, und behaupten, daß dieſe Island aus Widerwillen gegen die heidniſchen Fremden verlaſſen haben. Allein recht heimiſch ſind dieſe Bewohner ſchwerlich auf der Inſel geweſen; ſonſt würden die Isländiſchen Sagen, die ſo genau jedes Einzelne erwähnen, auch nähere Kunde von ihnen geben. Bekannt mag Island den Britten ſchon im ſechsten Jahrhunderte geweſen ſeyn; allein daß die Könige Arthur und Malgo das Land erobert und beherrſcht haben, gehört in das Reich der Fabeln.

Ingolfr und Leifr fanden bey Begründung ihrer neuen Wohnungen keine andern Hinderniſſe, als die, welche der Boden ſelbſt darboth, der an einigen Stellen ſo mit dickem Strauchwerke bewachſen war, daß man erſt Durchwege hauen mußte. Die Küſte bey Reikiavik wurde zur erſten Niederlaſſung erkoren, und wie man glaubte, von den Göttern ſelbſt. Denn nachdem Ingolfr ſich der Küſte näherte, ſo warf er unter Anrufung des Gottes Thor, die Thronſäulen ſeines ehemahligen Hauſes, nach Normänniſcher Sitte, in die See, um den Ort der Niederlaſſung da zu nehmen, wo dieſe Thronſäulen antreiben würden. Ingolfr's Thronſäulen wurden aber in der Gegend gefunden, wo jetzt Reikiavik liegt. Andere Einwanderer wählten andere Orte. Keiner bekümmerte ſich um die Mitbewohner. Jeder brachte außer den Seinigen Hausleute und Vieh mit. Denn nur Wohlhabende, denen ein eigenes Schiff zu Gebothe ſtand,

konnten eine ſolche Überſiedelung wagen; und auch nur die Angeſehenſten in Norwegen waren aus Liebe zur Freyheit dazu geneigt. Anfänglich ſoll Harald ſogar dieſe Auswanderungen begünſtiget haben, vielleicht, um die großen Vaſallen los zu werden, vor denen er ſich fürchtete. Das Landnamabok (Landnehmbuch — Anſiedelungsbuch), welches im zwölften Jahrhunderte aufgeſchrieben iſt, erzählt ſehr weitläufig die Ankunft und Verbreitung der Anſiedler, und gibt genau ihre Abſtammung von den ältern Königen und Fürſten an, woraus erhellet, daß außer den Norwegern auch Dänen, Schweden, Schotten und Irländer ſich auf der Inſel niederließen. Wie in Norwegen, ſo kämpften auch in den andern Ländern die kleinen Fürſten gegen einander, und wie in Norwegen, zogen gewiß auch in den andern Ländern mehrere die Auswanderung der Unterwerfung vor. Das neuentdeckte Land, wo viele kühne Männer ſich angeſiedelt hatten, ward bald von Mund zu Mund als das Land der Freyheit geprieſen. Der Normann, der Schwede und Schotte, ſie alle waren rauhe Gegenden gewohnt, und die fiſchreichen Küſten der Inſel ſicherten gegen den Hunger.

Die Norweger brachten Sprache, Glauben, Sitten und andere ehrwürdige Denkmähler ihrer Vorfahren mit. Jeder lebte als freyer Mann auf dem Bezirke, welchen er ſich angeeignet hatte. Die Aneignung geſchah durch Umziehen mit Feuer oder durch Errichten von Scheiterhaufen, die ſo weit von einander entfernt waren, daß man von jedem die beyden nächſten ſehen konnte. Das angeeignete Land theilte der Anführer unter die freyen Leute ſeines Zuges aus. Weil Viele ſich zu große Stücke angeeignet hatten, ſo ward späterhin feſtgeſetzt, daß Jeder nur ſo viel nehmen dürfe, als er an Einem Tage mit Feuer umziehen könne. Manche Nachbarn geriethen ob dem Beſitze in Streit: neue Ankömmlinge drängten ſich zwiſchen alte Beſitzer hinein, und ſo fühlte man allmählich die Nothwendigkeit, alle Beſitzer unter ein gemeinſchaftliches Geſetz zu vereinigen, und an die Stelle der Willkühr Recht und Pflicht zu pflanzen. Es geſchah dieß im Jahre 928. Man theilte das Land in vier Gaue, denen man Richter vorſetzte. Die Gaue zerfielen in Striche, deren es zwölf gab, und dieſe in Gemeinden. Die Gemeinde-Vorſteher ſorgten für Ruhe und Frieden in den Gemeinden, die Strich-Vorſteher im Striche, und die Gau-Vorſteher im Gaue. Über Alle ſtand, an der Spitze der ganzen Landes-Verwaltung, der Laugmann oder Laugsaugumadur. Dieſe Beamten wurden auf gewiſſe Zeiten erwählt; und, um dieſe Wahlen zu halten, und über nöthig gewordene neue Geſetze abzuſtimmen, welche die Beamten keinesweges nach eigenem Gutdünken geben konnten, beſtanden größere und kleinere Volksverſammlungen.

Manche richterliche Ausſprüche, und manche Anordnungen im Gottesdienſte mußten ebenfalls von dieſen Volksverſammlungen ausgehen. Zu den Volksverſammlungen der Gemeinden konnten alle unbeſcholtenen Männer kommen. Die Angelegenheiten der ganzen Inſel wurden alljährlich auf dem All-Ding (Althing) abgemacht, welches an den Küſten des See's Dingwalla als eine allgemeine Volksverſammlung Statt fand. Außer den Beamten waren viele Abgeſandte vom geiſtlichen und weltlichen Stande hier zugegen. Jedes im abgelaufenen Jahre geſprochene Urtheil konnte hier geprüft, jede Obrigkeit hier zur Verantwortung gezogen werden. Der Laugmann oder Verwalter des Geſetzes leitete die Verſammlung; nach Verdienſt hatte man ihn als den Würdigſten gewählt. Obgleich die Dauer ſeines Amtes von den Ständen abhing, ſo bekleidete doch Mancher mehrere Jahre, einige ſogar lebenslänglich dieſe Würde. Mit großer Macht und Anſehen war der Laugmann bekleidet; aber dennoch hatte ihn die Verfaſſung des Landes ſo beſchränkt, daß er nur viel Segen ſtiften, aber kein Unheil über dasſelbe bringen konnte. Die Isländiſche Verfaſſung erkannte jeden Beſitzer als freyen Mann an; die ehemahligen Anführer, welche zuerſt das Land in Beſitz genommen, und es unter die Leute getheilt hatten, welche ſie mitbrachten, genoſſen wenig Vorzüge vor jenen. Sie waren nur die Vorſteher von freyen Leuten, wurden gewöhnlich zu den geiſtlichen und weltlichen Beamten-Stellen erwählt, und hatten als ſolche kleine Einkünfte. Auch empfingen ſie Geſchenke von denjenigen, deren Geſchäfte ſie als Beamte zu betreiben hatten, und erhoben einen kleinen Zoll von den Schiffen, die auf ihrem Gebiethe landeten. So wohlthätig und weiſe auch die Isländiſche Verfaſſung war, ſo kam es doch bisweilen, daß ſtatt der Geſetze die Gewalt galt, und daß Holmgänge (Zweykämpfe) über die Wahrheit entſchieden. Welche Geſinnung die Vernünftigern darüber hatten, bezeugen Erich's, auch Guddalen's Worte: „Es geziemt ſich nicht, daß Männer mit einander kämpfen, ſo lange noch ein ſolcher Volksmangel im Lande iſt.“ — Solche Stimmen fanden aber nicht zu allen Zeiten offene Ohren. Einige Mahl brachen ſogar ordentliche Kriege aus; die Sturlunga saga führt ein Beyſpiel an, das 1300 Mann und 20 Schiffe gegen einander fochten. In ſolchen Zeiten ward mancher kleine Gutsbeſitzer abhängig von einem größern. Allein nie wichen die Isländer lange von ihren ſchönen Ordnungen und Einrichtungen ab. Die beſondern Geſetze waren mit eben der Weisheit gegeben, wie die ganze Verfaſſung. Muſterhaft ſind z. B. die Geſetze über Heirathen, über das Erbe, über das Mein und Dein, das Armenweſen, und über Maß und Gewicht. Sonderbar

muß es uns vorkommen, daß die meiſten Verbrechen, ja der Mord, durch Geld abgebüßt wurden; doch iſt dieß bey den Altgermaniſchen Völkern allgemein, und es beweiſet, wie erſt durch das Chriſtenthum der Menſch dem Menſchen im vollen Werthe erſchien. Die Richter waren dazu beſonders vereidete Männer, welche die Verhältniſſe des zu Richtenden hinlänglich kannten; — eine vortreffliche Einrichtung, die unter dem Nahmen des Geſchwornen-Gerichtes in England jetzt noch Statt findet. Das Gericht ward öffentlich gehalten, um alle Rechtsumgehungen dadurch zu vermeiden.

Eines der wichtigſten Ereigniſſe für Island war die Einführung des Chriſtenthumes, wodurch aber die Verfaſſung nicht verändert wurde. Der Sächſiſche Biſchof Friedrich brachte im Jahre 981 zuerſt dasſelbe nach Island. Ein Isländiſcher Gefangener, den er taufte, veranlaßte ihn dazu; allein nicht mit beſonderm Erfolge verkündigte er auf der Inſel ſelbſt die Lehre von dem Heilande. Der Norwegiſche König, Olof Trygvaſon, der das Chriſtenthum in Norwegen verbreitete, bemühte ſich, dasſelbe auch in Island zu verpflanzen. Er ſchickte einen in Dänemark bekehrten Isländer, Stefner, auf die Inſel; den aber wollten die Isländer tödten, und da ſchon mehrere im Auslande bekehrte Chriſten auf Island waren, ſo verwieſen ſie ſogar auch dieſe, und erklärten die Chriſten für ehrlos. Der Norwegiſche Hofgeiſtliche Thangbrand, ein geborner Deutſcher, unternahm ſpäterhin eine Bekehrungsreiſe nach Island, ward aber mit Spottliedern verhöhnt, und richtete wenig aus. Allein die Zeit war gekommen, das Licht ſollte auch in Island leuchten. Um das Jahr 1000 kehrten mehrere chriſtliche Isländer, begleitet von Geiſtlichen, auf ihre Inſel zurück. Bald nach ihrer Rückkehr wurde am See Thingvalla die große Volksverſammlung gehalten. Hier kam der neue Glaube zur Sprache, und man ſtritt heftig darüber. Während des Streites trat ein Bothe in die Verſammlung, und berichtete, daß im Süden ein unterirdiſches Feuer ausgebrochen ſey, und Alles vor ſich her verwüſte und verzehre. „Das verurſachen die abſcheulichen Ketzereyen, welche ſeit einiger Zeit ſich in's Land geſchlichen haben!“ riefen die Anhänger am Heidenthume aus. — „Aber was,“ erwiederte Snorro, ein eifriger Vertheidiger des Chriſtenthumes, „was entbrannte denn den Zorn Eurer Götter, als der nähmliche Felſen, worauf wir nun ſtehen, in Feuer ausbrach?“ — Darauf ſchwiegen die Heiden; und es ward endlich die allgemeine Annahme des Chriſtenthumes auf der Volksverſammlung beſchloſſen. Die öffentlichen Götteropfer wurden unterſagt; aber manche heidniſche Sitte, z. B. das Ausſetzen der Kinder, die man nicht haben mochte, und das Eſſen des Pferdefleiſches, noch beybehalten. Alle Theilnehmer an der

Verſammlung ließen ſich ſogleich taufen; und Alle übrigen im Lande folgten, ſo daß nun alle Glaubensſtreitigkeiten aufhörten. Man erbaute Kirchen, führte den Zehnten zur Unterhaltung der Geiſtlichen ein, und ſtellte die Biſchöfe in Hoolum und Skalholt an. Die Biſchöfe wählte man in den erſten Zeiten auf den großen Volksverſammlungen durch Stimmgeben; und darum waren die erſten Biſchöfe muſterhafte, fromme, biedere und gelehrte Leute.

Die früherhin angedeutete Isländiſche Verfaſſung, welche durch das Chriſtenthum in manchen Einzelnheiten noch menſchlicher ward, dauerte über drey Jahrhunderte, und 38 Laugmann kommen während der Zeit vor. Das Volk führte während dieſer Jahrhunderte ein glückliches Leben, und hatte ſein goldenes Zeitalter. Fern von den andern Ländern, in denen damahls Kriege über Kriege herrſchten, lebten die Isländer unter einer zweckmäßigen Verfaſſung, und nach Geſetzen, die eben ſo weiſe an ſich ſelbſt, als in ihrer Handhabung waren. Wiſſenſchaften und die Dichtkunſt blühten hier auf, und verbreiteten ſich von hier aus über benachbarte Länder und Völker, welche damahls noch in der Nacht der Unwiſſenheit ſchlummerten. Durch Handel waren die Isländer mit den Britten, Norwegern und andern Völkern verbunden; manche ihrer Häupter und Gelehrten beſuchten fremde Höfe, und kehrten mit reichen Beobachtungen und Erfahrungen wieder zurück. Der ritterliche, abenteuerliche Geiſt der ganzen damahligen Zeit nahm in Island eine beſondere Geſtalt an. Die urſprünglichen Anſiedler hatten ſich früherhin in Norwegen und auf den Meeren ritterlich umher getummelt; in Island dagegen bauten ſie friedlich Hütten, machten Landſtriche zu Anpflanzungen und Wieſen urbar, achteten auf Herden und auf den Fiſchfang, und ordneten die friedlichen Verhältniſſe ihrer Mitbewohner. Mit Sehnſucht ſahen ſie gewiß oft nach dem Lande ihrer Heldenthaten zurück, das ihnen ſo Vieles gegeben, nur nicht Freyheit. Alles, was von daher kam, hatte einen beſondern Reitz für ſie; vorzüglich aber die Erzählungen von den Thaten der Vorfahren, die im Gedächtniſſe und in der Einbildungskraft aufgezeichnet waren. Geſchichte und Dichtung wurden ſo Eins, wie dieß in allen Isländiſchen S a g e n der Fall iſt. Der Kreis der Isländiſchen Thätigkeit blieb immer nur eng; an große Raub- und Ritterzüge zu Waſſer konnte man nicht denken, da es an Holz zur Ausrüſtung von großen Schiffen fehlte, welche man erſt von andern Völkern kaufen mußte. Dadurch wurde der Isländer mehr in ſein Inneres getrieben. Im Winter mußte er lange im Finſtern zubringen; die Einſamkeit der Winterſtube reitzte zu traulichen Erzählungen, Mährchen und Sagen, und den Stoff dazu lieferten außer den Geſchichten der Vorzeit, die kleinen Fehden der

Gegenwart, das ländliche Leben ſelbſt und die Wunder der Schöpfung. Die öffentlichen Volksſammlungen, die Handhabung der Rechtspflege und die ganze Staatsverfaſſung gab dem Isländer Gelegenheit, ſeine Willenskraft, ſein Gemüth, ſeinen Verſtand, und damit auch ſeine Sprache auszubilden. Weil überhaupt in Island um dieſe Zeit ein echtvolksthümliches, freyes Leben war, ſo blüheten die Wiſſenſchaften auf. Späterhin traten Ehrſucht und Eiferſucht mit in's Spiel; ſie, die alten Würmer, die ſich gern an alles Große hängen. Die Isländiſchen Dichter und Erzähler wurden von den Königen ferner Länder geſucht, geliebt und geehrt. Sie kehrten mit Schätzen beladen nach der Heimath zurück, und ihr Glück spornte Andere an, etwas Ähnliches zu ſuchen.

Die Isländiſchen Gedichte aus dieſer Zeit enthalten die heidniſchen Sitten- und Glaubenslehren, nebſt manchen damit in Verbindung ſtehenden Fabeln und Erzählungen. Die darin vorkommenden Schilderungen tragen ganz das Gepräge der nordiſchen Schöpfung an ſich. Überall tritt eine tiefe Gefühlswelt und ein großes inneres Gemüthsleben hervor. In Räthſeln, Wechſelgeſängen und kurzen Liedern aus dem Stegreife ſpricht ſich oft eine große Scharfſinnigkeit aus; ſo wie Spott- und Scherzlieder den Witz der Isländer bezeugen. An Spottliedern ſcheinen ſie vorzüglich Gefallen gehabt zu haben; denn es ward einmahl das Verfertigen von Spottliedern auf einen Norwegiſchen König unterſagt, weil er deßhalb die Isländer mit Krieg bedroht hatte. Die Verſe ſind mit vieler Kunſt gebaut, nicht allein in Abſicht der Reime und Stimmlaut-Anklänge, ſondern ſelbſt mehr Mitlaute ſtehen nach gewiſſen Regeln und Geſetzen. Die Gezeilen (Stanzen) haben gewöhnlich vier Zeilen, und jede Zeile ſechs Spellen (Sylben).

Eines der ſchätzbarſten Werke aus der Dichterzeit iſt die alte Edda; wahrſcheinlich nicht das Werk eines Menſchen, ſondern eine der älteſten Gedichtſammlungen, welche vielleicht ſpätern Dichtern als Schatz und als Muſter diente. Das Werk beſteht aus mehreren Oden, deren theilweiſe Unverſtändlichkeit die Meynung veranlaßt hat, dieſe Oden ſeyen nur Überbleibſel von weit größern verloren gegangenen Gedichten. Der erſte Theil, die Voluspa, enthält die Götterlehre; der zweyte Theil, Havamaal, die Sittenlehre, und der dritte, Runa, die Wiſſenſchaften des Odin. Aus dem zweyten Theile mögen hier einige Denkſprüche ſtehen. „Es iſt kein ſicherer Freund auf der Reiſe, als eine große Klugheit. Es iſt kein Vorrath angenehmer. An einem unbekannten Orte iſt eine Klugheit beſſer, als große Schätze. Dieſe unterhält auch die Armen, und ernährt ſie auch in der Fremde. — Ein Schlemmer frißt ſeinen eigenen Tod in ſich,

wenn er nicht wach iſt. — Lobt die Schönheit des Tages, wenn er zu Ende iſt; — eine Frau, wenn Ihr ſie erſt werdet kennen; — einen Degen, wenn Ihr ihn erſt gebraucht; — das Eis, wenn Ihr darüber gegangen ſeyd; — das Bier, wenn Ihr es gekoſtet habt. — Das Herz des Menſchen allein weiß das, was in ihm vorgeht, und Derjenige, der den Geiſt betriegt, betriegt ſich ſelbſt.“ Manche dieſer Sinnſprüche fließen auf der Oberfläche, und haben weiter nicht viel für ſich, als das Alter; Andere dagegen enthalten eine tiefere Bedeutung. Mehrere ſchreiben dem Sämund Siegfuſon die Edda zu. Dieſer war Pfarrherr in Odde, und ſtarb im Jahre 1123. Er hatte viele Reiſen in Frankreich und Wälſchland gemacht, brachte die Schreibekunſt nach Island, und ſoll die Edda aus den Runiſchen Denkſtäben, welche vorhanden waren, zuſammen geſchrieben haben. Er legte auch mehrere Schulen an. Ja manche wollen den Nahmen Edda von Odde herleiten; Andere dagegen meynen, Edda heiße die Ode, und noch Andere überſetzen Edda durch Großmutter, und ſagen, der Nahme komme daher, weil dieſes Buch die Groß- oder Urmutter der Isländiſchen Dichtung geweſen ſey. Mehrere Jahrhunderte hindurch war die alte Edda gänzlich von den Geiſtlichen als ein verruchtes, heidniſches Buch unterdrückt worden. Erſt im J. 1630 brachte der Biſchof von Skalholt, Bryniolſus Suenonius, es wieder an's Licht.

Die neuere Edda ſcheint zum Unterrichte in der Dichtkunſt beſonders eingerichtet zu ſeyn. Der erſte Theil derſelben liefert in Geſprächsform die alte nordiſche Götterlehre; der zweyte enthält eine Art Anleitung zum Dichten. Die alte nordiſche Götterlehre, die wir den beyden Eddaen, vorzüglich dieſer letzten verdanken, vereinigt auf eine wunderbare Art Himmel und Erde, Götter und Menſchen, und ſtammt wohl gleich dem Volke, dem ſie angehört — den Germanen, aus Aſien ab. — Odin, Wodan, Guodan (Gothe, Gute, Gott) iſt der oberſte Gott; mehrere Söhne und Anverwandte beherrſchen mit ihm die Welt. Sein Sohn Thor zeichnet ſich durch Stärke aus, und zerſchmettert Alles mit einem gewaltigen Hammer. Thor's Bruder, Balder, iſt der ſchönſte Gott, und beſitzt eine außerordentliche Beredſamkeit. Er wurde von dem Gott des Reichthumes, Hoder, der in der Unterwelt wohnt, getödtet. Der Gott des Meeres und des Feuers heißt Niord, und iſt kein Anverwandter von Odin. Niord's Sohn, Frei, iſt der gütigſte Gott. In ſeiner Macht ſtehen Regen und Sonnenſchein. Die Götter heißen auch die Aſen (die aus Aſien ſtammen), und bildeten zuſammen den Aſenrath — eine Götter- oder Reichsverſammlung, in der Odin den Vorſitz hatte. Nur zwölf Götter durften in den Aſenrath kommen, die andern

hatten keine Stimme darin. Oft waren die Götter uneinig; ſie machten Reiſen und beſtanden Abenteuer. Die oberſte Göttinn, Odin's Frau, hieß Frigga. Von den andern Göttinnen hatte jede ihr Fach; die eine heilte, die andere beſorgte die Rechtshändel in der Welt, eine diente als Bothinn u. ſ. w. Die Sonne (Sunna) und die Erde (Hertha) gehörten auch zu den Göttinnen, ſo wie der Mond (Mane) zu den Göttern. Lok iſt der böſe Gott; er verleumdet die Aſen, iſt der Meiſter des Betruges und ſtammt von den Rieſen, den ewigen Feinden der Götter, die er oft in die größte Verlegenheit bringt. Seine Kinder ſind ein Wolf, eine Schlange, und Hela, die Göttinn des Todes. Zu den dienenden Göttinnen gehören die Nornen, welche die Geſchicke der Menſchen leiten, und die Diſen, welche die Schlachten anordnen, und in Walhalla, dem Sitze der Seligen, die Bedienung bey Tiſche machen. Gleich dieſen Göttinnen ſtreifen überall die Alfen als gute und böſe Geiſter umher. Der erſte Rieſe, Ymer, entſtand aus gefrornen Dämpfen, und nährte ſich von vier Milchflüſſen. Er ward getödtet, und in ſeinem Blute erſoffen Alle bis auf Einen. Aus Ymer's Fleiſche ward die Erde, aus ſeinem Schweiße das Meer, aus ſeinen Gebeinen die Felſen, aus ſeinen Haaren die Kräuter, aus ſeiner Hirnſchale der Himmel, den vier Zwerge, Oſt, Weſt, Süd und Nord tragen mußten. Die Zwerge waren anfänglich Würmer, denen ſpäterhin die Götter Menſchengeſtalt gaben.

Der Hauptort, wo die Götter ſich verſammeln, iſt unter einer Äſche. Sie ziehen dahin auf der Brücke des Regenbogens. Die Wurzeln dieſes Baumes gehen in die Hölle (Niflheim) und in die Rieſenbehauſung (Jotunheim). Die Götterſtadt heißt Asgard, im Mittelpuncte der Welt erbaut. Die im Kriege gebliebenen Helden wohnen, eſſen, trinken und kämpfen in Walhalla. Der Lichtort iſt in Süden, und heißt Muſpelheim. Von da aus werden einſt Weſen kommen, ſich mit den Rieſen verbinden, und einen allgemeinen Krieg gegen die Aſen anfangen, wobey Himmel und Erde vertilgt werden. Doch es weicht alles Unglück wieder und es herrſcht der Allvater. — Dieſer letzte Glaube, wie auch mehrere andere Züge deuten wohl auf den Sieg des Chriſtenthumes über das Heidenthum. Viele Dunkelheiten bleiben immer in der nordiſchen Götterlehre; und daß auch die neue Edda Manches mehr nur ahnen läßt, als ſie wirklich verkündet, können wir aus der erſten von folgenden beyden Stellen erſehen, die wir nach Rühs Überſetzung aus ihr entlehnen. Die erſte gibt nähmlich eine Beſchreibung vom Himmel. Ein König, der ſich Gangler oder Wanderer nannte, war in's Aſengebieth gekommen,

um ſich näher nach der dortigen Einrichtung zu erkundigen. Die zweyte Stelle enthält eine Sage, kurz und einfach erzählt.

1. Von dem Merkwürdigen im Himmel.

Da ſagte Gangler: „Wo iſt der Götter vornehmſte und heiligſte Stelle?“ Har antwortete: „Bey der Äſche Ygdraſil. Da halten die Götter täglich Gericht.“ Gangler ſagte: „Was wird davon berichtet?“ Jafnhar erwiederte: „Der Äſchenbaum iſt der größte und höchſte aller Bäume; ſeine Zweige breiten ſich über die ganze Welt aus, und reichen hinauf über den Himmel. Drey Wurzeln hat der Baum, die ſich weit ausdehnen; die eine zu den Aſen und die andere zu den Hrymthuſſen, da wo ehemahls Ginungagap war. Die dritte reicht bis nach Niflheim, und bey ihr iſt Hvergelmer, wo Nidhögr von unten auf an der Wurzel nagt. Bey der andern Wurzel hingegen, die nach dem Hrymthuſſen geht, iſt Mimer's Brunnen, worin Weisheit und Verſtand verborgen ſind. Der Eigner des Brunnens iſt voller Weisheit, weil er jeden Morgen des Brunnens aus dem Gjalderhorn trinkt. Einmahl kam der Allvater dahin, und verlangte einen Trunk, erreichte ſeinen Wunſch aber nicht eher, bis er ſein Auge zum Pfande ſetzte. So heißt es in der Voluſpa:

Alles weiß ich, Odin,
Wo dein Auge iſt,
In jener klaren
Mimer's Quelle.“

„Bey der dritten Wurzel des Äſchenbaumes, die zum Himmel geht, iſt Urd's Brunnen; da haben die Götter ihre Gerichtsſtätte. Täglich reiten die Aſen dahin über Bifroſt, die auch Aſenbrücke heißt. Dieß ſind die Nahmen der Aſenpferde: Sbipner, das beſte, hat Odin, es hat acht Füße; das zweyte iſt Glodr; das dritte, Gyller; das vierte, Glenr; das fünfte, Skejedbrimer; das ſechste, Silfrintop; das ſiebente, Siner; das achte, Gjel; das neunte, Falhofner; das zehnte, Guldtop; das eilfte, Letfete; Balder's Pferd ward mit ihm verbrannt. Thor geht zu Fuß zum Gerichte, und watet über folgende Flüſſe:

Kormt und Ormt,
Und zwey Furthe,
Sie ſoll Thor durchwaten,
Wenn zu Gericht er geht,
Bey der Äſche Ygdraſill;
Denn die Aſenbrücke brennt,
Die heiligen Waſſer brauſen auf.“

…te Gangler: „Brennt denn Feuer auf Bifroſt?“ Har …as Rothe, das du im Regenbogen ſiehſt, iſt bren-… Bergrieſen würden den Himmel beſteigen, wenn …en über Bifroſt kommen könnten.“ Da ſagte …iſt weiter Merkwürdiges vom Äſchenbaume zu er-…ar antwortete: „Davon iſt viel zu erzählen. Ein … der Äſche Zweigen, der viele Dinge weiß. Zwiſchen …en ſitzt ein Habicht, Vedrfölner. Ein Eichhörnchen, das …ur heißt, läuft am Baume auf und ab, und ſucht zwiſchen …ler und Nidhog Streit zu ſtiften. Vier Hirſche laufen um-…m des Äſchenbaumes Zweigen, und beißen die Knoſpen ab. Sie …ßen ſo: Dain, Dvalin, Dunayr und Düratror. In Hvergelmer bey Nidhögr ſind ſo viele Schlangen, daß keine Zunge es beſchreiben kann, wie es heißt:

Ratatöskur
Heißt das Eichhorn,
Das laufen ſoll
Auf der Äſche Ygdraſill.
Des Aar's Worte vernimmt es oben
Und ſagt ſie Nidhögr unten.
Hirſche ſind vier,
Die an den Zweigen nagen;
Mehrere Schlangen liegen
Unter der Äſche Ygdraſill,
Als man denken kann.
Die Äſche Ygdraſill
Duldet Arbeit,
Mehr als Menſchen wiſſen.
Oben nagt der Hirſch.
An der Seite fault ſie,
Unten nagt Nidhögr.“

„Viele ſchöne Stellen gibt es im Himmel, die mit einem göttlichen Schirme beſchützt werden. Auch ſteht ein ſchönes Gebäude am Brunnen unter dem Äſchenbaume. Aus demſelben kommen die drey Mädchen, die Urd, Verdante und Skuld heißen. Dieſe Mädchen beſtimmen aller Menſchen Lebenszeit, und heißen Nornen. Es gibt noch mehrere Nornen, nähmlich diejenigen, die ſich bey der Geburt eines jeden Kindes einfinden, um ihm ſeine Lebenszeit zu beſcheren; ſie ſind vom Göttergeſchlechte; Andere dagegen ſind vom Elfengeſchlechte, und die dritte Art vom Zwerggeſchlechte.“ Da ſagte Gangler: „Herrſchen die Nornen über die Verhältniſſe der Menſchen, ſo theilen ſie ihnen ſchrecklich ungleich aus. Einige leben in Pracht und Herrlichkeit; Andere kärglich und elend. Einige haben ein langes Leben, Andere ein kurzes.“

Har antwortete: „Die Nornen, die ſanft und von guter Herkunft ſind, beſcheren Glück, und gerathen einige Menſchen in's Unglück, ſo verurſachen es die böſen Nornen. Noch weiter wird erzählt, daß die Nornen, die ſich an Urds Brunnen aufhalten, täglich Waſſer aus dem Brunnen nehmen, und es zugleich mit dem Dünger um den Brunnen auf die Äſche ſprengen, damit ihre Zweige nicht verfaulen und ausgehen mögen. Das Waſſer iſt ſo heilig, daß Alles, was in den Brunnen kommt, weiß wird, wie die Haut in einer Eyerſchale.

Eine Äſche weiß ich ſteh'n,
Heißt Ygdraſill,
Laubvoll, beſprengt mit
Weißem Waſſer,
Davon kommt der Thau,
Der in die Thäler fällt."

„Den Thau, der daraus entſteht, nennt man Honigthau, und er iſt der Bienen Nahrung. Zwey Vögel werden genährt in Urds Brunnen, ſie heißen Schwäne, und von ihnen ſtammt dieſe Vogelart ab." Da ſagte Gangler: „Große Dinge haſt du hierüber berichtet, aber was für andere merkwürdige Stellen gibt es im Himmel, außer der bey Urds Brunnen?" Har erwiederte: „Es gibt viele vortreffliche Wohnungen; unter andern Alfheim, das der hellen Elfen Aufenthalt iſt; aber die Schwarz-Elfen wohnen unten in der Erde, und gleichen jenen weder an Anſehen, und noch weniger in ihren Unternehmungen. Die Licht-Elfen ſind glänzender als die Sonne anzuſehen, die Schwarz-Elfen hingegen ſchwärzer als Pech. Eine andere Stätte daſelbſt heißt Breidablik, und dieſe iſt die allerhöchſte. Es gibt auch einen Saal, Nahmens Glitnir, ſeine Wände und ſämmtlichen Zimmer ſind von rothem Golde, das Dach von Silber. Eine Wohnung ferner heißt Himinborg, die am Ende des Himmels ſteht, da wo die Brücke Bifroſt mit ihm verbunden iſt. Noch weiter eine große Wohnung Valaskjalf, die dem Odin gehört. Die Götter machten ſie, und deckten ſie mit Silber. Im Saale iſt der Ehrenſitz, der Hlidskjalf heißt, von dem der Allvater die ganze Welt überſieht. Am ſüdlichen Ende der Welt iſt ein Pallaſt, der ſchönſte von allen, und heller als die Sonne. Sein Nahme iſt Gimle. Er wird ſtehen, wenn Himmel und Erde vergehen. Den Pallaſt bewohnen gute und rechtſchaffene Menſchen in allen Zeiten; ſo heißt es in der Voluſpa:

Einen Saal weiß ich ſteh'n,
Wie die Sonne ſchön,

Gold bedeckt,
In Gimle,
Ihn ſollen rechtſchaff'ne
Menſchen bewohnen,
Und allzeit
Gunſt genießen.«

Da ſagte Gangler: „Wer bewahret dieſen Pallaſt, wenn Surturs Flamme Himmel und Erde verzehrt?“ Har antwortete: „Man erzählt, daß es einen andern Himmel ſüdlich und oberhalb von dieſem gibt: er heißt Aundlang. Der dritte, der wieder über dieſen iſt, heißt Vidblain, und wir glauben, daß in dem Himmel dieſer Pallaſt iſt, ſo wie auch, daß allein die Licht-Elfen dieſe Gegenden bewohnen.“

2. Von Hogni und ſeiner Tochter Hildur.

„König Hogni hatte eine Tochter Hildur. Sie machte zu Gefangenen Hedin, Königs Harandis Sohn, da Hogni nicht zu Hauſe war. Da er erfuhr, daß ſein Reich angegriffen und ſeine Tochter gefangen fortgeführt ſey, wollte er den Hedin mit einem Heere aufſuchen; er hörte, daß er nach Norden, längs der Norwegiſchen Küſte gezogen ſey; hier vernahm er, er ſey nach den Orkneys geſegelt; dahin begab ſich Hogni, und fand den Hedin mit einem zahlreichen Heere auf Hdey. Hildur ging ſogleich zu ihrem Vater, und both ihm in Hedins Nahmen Frieden an; ſetzte aber hinzu, daß Hedin zum Kampfe bereit ſey, und ihm nichts weiter geben werde, wenn er die Bedingung ausſchlage. Sie begab ſich darauf wieder zum Hedin, und ſagte, daß Hogni den Frieden gänzlich verwerfe, weßwegen ſie ihn ermahnte, ſich zur Schlacht zu rüſten. Beyde thaten es, ſtiegen an's Land und ordneten ihre Heere. Hedin rief ſeinem Schwiegervater, both ihm Frieden und viel Gold zur Buße; da ſagte Hogni: „Zu ſpät biethest du es, nun habe ich den Deinsleif aus der Scheide gezogen, der Menſchen tödten muß, ſo oft er bloß iſt, und keine Wunde, die er ſchlägt, iſt heilbar.“ Da ſprach Hedin: „Du rühmſt das Schwert, doch nicht den Sieg; das nenne iſt gut, das ſeinem Herrn hold iſt.“ Sie begannen darauf den Streit; der Hjadningavig genannt wird, und ſchlugen ſich den ganzen Tag; am Abend gingen die Könige zu Schiffe; allein Hildur ging in der Nacht zur Wahlſtadt, und weckte durch Zauberkunſt Alle auf, die getödtet waren. Den andern Tag gingen die Könige zur Schlachtſtätte, und es kämpften auch alle Diejenigen, die den vorigen Tag fielen; ſo dauerte der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fielen, und alle

Waffen, die auf dem Felde lagen, wurden zu Steinen; allein wenn es tagte, ſtanden alle Todten auf und die Waffen waren neu. In den Liedern heißt es, daß die Hjadningar bis zum Untergange der Welt warten ſollen; hiervon wird der Krieg Hildur genannt.“ —

Der Verfaſſer der neueren Edda iſt eben ſo wenig mit Sicherheit ausgemittelt, als der der alten. Mehrere ſchreiben dieſes Werk dem berühmten Snorro Sturleſon zu, dem mächtigſten und vermögendſten Manne ſeiner Zeit. Er ward im Jahre 1178 geboren, bekleidete zwey Mahl die Würde eines Laugmann, und erſchien einige Mahl auf der Volksverſammlung zu Thingvalla mit einem Gefolge von 800 bewaffneten Männern. Sein Ruf als Gelehrter drang ſelbſt in andere Länder, und außer der neuern Edda ſchrieb er eine Norwegiſche Geſchichte. Er ward drey und ſechzig Jahre alt, und von ſeinem eigenen Schwiegerſohne Thorwaldſon als ein Vaterlandsverräther hingerichtet; denn ſein Ehrgeitz hatte ihn dazu verleitet, mit Norwegen über die Unterwerfung Islands zu unterhandeln. — Als Gelehrter, als Dichter und Geſchichtſchreiber ſind viele Männer dieſes Zeitraumes berühmt; z. B. Isleif, der erſte Biſchof von Skalholt, der im Jahre 1080 ſtarb; Are Thorgilſon, der vorzüglich an dem Landnamabok arbeitete, und im Jahre 1148 ſtarb. Die Menge der jetzt noch vorhandenen Sagen bezeugt es, wie viele damahls mögen bearbeitet worden ſeyn. Nur eine ſoll in der gedrängteſten Kürze einen Platz finden.

„Im weiten Thale des Borgarfiord wohnten Thorſtein und Illugi, beyde reich und berühmt. Thorſtein, der Sohn des berühmten Dichters Egill hatte eine liebliche Tochter, die Krone aller Jungfrauen von Island. In Illugi's Hauſe zeichnete ſich Gunnlaug vor Allen aus. Obgleich der jüngſte von Illugi's Söhnen, übertraf er doch alle an Wuchs und Stärke und an hohem Sinne. Ungeſtüm war dabey ſein Gemüth und unnachgiebig ſein Wille. Die Enge des väterlichen Hauſes genügte ihm nicht mehr, obgleich er erſt fünfzehn Sommer erlebt hatte; in's Weite ging ſein reger Sinn. Der Vater wollte die unerfahrne Jugend noch nicht den ſtürmiſchen Wogen der Welt Preis geben; er verſtattete Gunnlaug die gewünſchte Reiſe nicht. Aber der ungeſtüme Jüngling nahm mit Gewalt, was väterliche Liebe verweigerte. Er verließ im Jahre 1003 als ein fünfzehnjähriger Jüngling das älterliche Haus, und floh zu Thorſtein. Dieſer nahm ihn gaſtfreundlich auf, und bildete ſeinen Verſtand, während die Nähe von Helga in dem trotzigen Jüngling ſanfte Gefühle erweckte. So ward Gunnlaug ein gebildeter Jüngling, kehrte reumüthig zu ſeinem Vater zurück, erhielt Verzeihung von ihm, und lebte abwechſelnd in Thorſteins

und in Jllugi's Haus. Als er ſein achtzehntes Jahr erreicht hatte, verſtattete ihm der Vater eine Reiſe in's Ausland. Bevor Gunnlaug abreiſete, ließ er ſich von Thorſtein das feyerliche Verſprechen geben, daß ihm Helga's Hand zu Theil würde, wenn er nach drey Jahren zurück käme. Thorſtein verſprach dieſes, da Helga ſich für Gunnlaug erklärte. Der Jüngling beſuchte die Höfe von England, Irland, Norwegen und Schweden, und fand überall die ehrenvolle Aufnahme, wozu ihn ſeine Würde und Bildung berechtigten. Seine Geſchicklichkeit aus dem Stegreife zu dichten, war groß, und weil ſeine Gedichte oft beißende Launen enthielten, und die Thorheiten und Schwächen der einzelnen Menſchen beſpotteten, ſo nannte man ihn Ormſtunga, d. h.: Schlangenzunge. Die Großen der damahligen Zeit hörten aber auf dieſe Art die Wahrheit gern, und bewunderten und belohnten darum den Dichter. Am Hofe des Schwediſchen Königs Olaf kam er mit einem Landsmanne, dem berühmten Dichter Rafn, zuſammen. Beyde ſchloſſen bald Freundſchaft; leider aber dauerte ſie nicht lange. Der König forderte Beyde zu einem dichteriſchen Wettkampfe auf, und gab Gunnlaug den Vorzug. Rafn gelobte auf der Stelle, ſich zu rächen. Er kehrte bald nach Island zurück, und bemühte ſich, ſeinem Feinde die ſchöne Helga zu entreißen. Drey Jahre waren ſeit Gunnlaug's Abweſenheit aus Island verſtrichen, ohne daß man dort Kunde von ihm hatte, und nach einigem Zögern vermählte Thorſtein ſeine Helga mit Rafn, ſo ſehr ſich auch die Tochter ſträubte, deren Herz dem Gunnlaug getreu blieb. Gunnlaug eilte indeſſen auch nach Island zurück, um Helga's Hand zu fordern. Allein eine Verletzung, die er beym Ringen erhielt, verzögerte ſeine Heimkunft, und er erreichte ſeines Vaters Haus an demſelben Tage, an welchem Helga Rafn's Gattinn ward. Gunnlaug eilte ſogleich in das Hochzeithaus, und die Schönheit ſeines Wuchſes und der Reichthum ſeines Anzuges zogen bald die Augen aller Anweſenden auf ihn. In ſtummer, ſchwermüthiger Trauer ſahen Helga und Gunnlaug ſich an, und die bitterſten Qualen durchbohrten ihre Herzen. Düſter und freudenlos ging das ganze große Hochzeitfeſt vorüber; ein Zweykampf auf der Stelle wurde zwar durch die dringende Vermittelung der Gäſte und Freunde verhindert; aber mit dem grimmigen Blicke: „W i r ſ e h e n u n s," und mit der tiefſten Erbitterung im Innern, ſchieden Beyde von einander."

„Rafn's Loos war nicht beſſer als Gunnlaug's; er lebte m i t der Helga o h n e die Helga; denn ſie brachte ihre Tage in dem tiefſten Grame zu; ihr Herz und ihre Liebe gehörten Gunnlaug an. Dieſer forderte auf der großen Volksverſammlung bey Thingvalla ſeinen Gegner zum öffentlichen Holmgang auf. Beyde trafen auf

einer Inſel zuſammen; der Kampf war heftig, blieb aber unentſchieden, und konnte den folgenden Tag nicht erneuert werden, da die Verſammlung es unterſagte. Gunnlaug ſah hier auf einige Augenblicke und zum letzten Mahl ſeine geliebte Helga, und beklagte in Gedichten ihre beyderſeitigen Leiden. Allein nichts milderte den Groll; und ſelbſt Rafn ſuchte den Zweykampf, verfolgt von Gewiſſensqual und eigenem Unglücke. Beyde machten die weite Fahrt über's Meer nach Schweden, um dort das auszuführen, was in Island das Geſetz verwehrte. Sie trafen ſich, Beyde begleitet von Streitgenoſſen. Der Kampf beginnt, die Streitgenoſſen von beyden Seiten fallen, Gunnlaug und Rafn bleiben allein übrig. Des letztern Fuß wird durch und durch von Gunnlaugs Schwert durchbohrt, dieſer will jetzt den Kampf aufgeben; aber Rafn ruft, daß er ihn fortſetzen wolle, wenn er nur etwas Waſſer zur Stillung ſeines Durſtes habe. Der großmüthige Gunnlaug traut der Ehre ſeines Gegners, und hohlt aus einem nahen See ihm Waſſer in ſeinem Helme. Der tückiſche Rafn ergreift den entſcheidenden Augenblick, als ihm das Waſſer gereicht wird, und thut einen tödtlichen Streich auf ſeines großmüthigen Gegners entblößtes Haupt, ausrufend: „Es ſey ihm unerträglich, mit dem Gedanken zu ſterben, daß ſein Gegner die ſchöne Helga beſitzen würde.“ Gunnlaug tödtet jetzt ſeinen treuloſen Gegner, ſtirbt aber bald darauf ſelbſt an der erhaltenen Wunde, fünf und zwanzig Jahre alt. Die trauernde Helga wird gezwungen einem andern reichen Isländer ihre Hand zu geben; die zweyte Hochzeit iſt aber eben ſo freudenleer als die erſte. Sie weihet ſich ganz dem Grame und ſie verſiecht in ihm. Ihre letzten Blicke ſind auf ein von Gunnlaug erhaltenes Kleid gerichtet, ihre letzten Seufzer ſprechen ſeinen Nahmen aus.“

Die Isländiſche Gelehrſamkeit, welche ſich keineswegs auf Dichtung und Geſchichtſchreibung beſchränkt, ſondern Geſetzgebung, Sprachforſchung, Größenlehre (Mathematik) und mehrere andere Wiſſenszweige umfaßte, ward durch Schulen genährt und erhalten. Isleif ſtiftete die erſte zu Skalholt, und kurz darauf wurden noch drey oder vier andere errichtet. Die Klöſter thaten ebenfalls das Ihrige, indem ſie junge Leute erzogen. Auch ſcheint es Sitte geweſen zu ſeyn, daß die Angeſehenen und Reichen ſich mit der Ausbildung ausgezeichneter Köpfe beſchäftigen. — Die Einführung der Buchſtabenſchrift, ſtatt der in den heidniſchen Zeiten üblichen Runenzeichen, einer Sachſchrift, die man den Wänden und Balken des Hauſes, den Schilden und beſonderen Stäben und Geräthſchaften eingrub, erleichterte die Verbreitung der Wiſſenſchaften.

Die Luft und der Boden Islands waren in dieſem Zeitraume

noch nicht ſo kalt als jetzt; nach aller Wahrſcheinlichkeit baute man in einigen Gegenden Getreide und das Holz wuchs höher. Dieß und der Handel bewirkten einen größeren Wohlſtand auf der Inſel, als wir jetzt finden, und dieſer Wohlſtand begünſtigte ebenfalls die Wiſſenſchaften. Der damahlige Wohlſtand der Isländer geht aus mehreren Erzählungen hervor, die ſo mit andern wahren Geſchichten verknüpft ſind, daß man ſie unmöglich für bloße Fabeln halten kann. So beſchreibt die Lardäla-ſaga ein Feſt, wozu 900 Menſchen ſich einfanden, und das mit vielem Glanze und großer Feyerlichkeit 14 Tage dauerte. Ja, das Landnamabok ſpricht von einem Gaſtmahle, das zwey Brüder gaben, worauf 1400 Gäſte verſammelt waren.

Dieſe Wohlhabenheit verſchwand allmählich in Island; auch die wiſſenſchaftliche Bildung erhielt einen Stillſtand, und ſelbſt die Verfaſſung ging theilweiſe zu Grunde, nachdem ſie 340 Jahre beſtanden. Denn im Jahre 1261 gelang den Norwegiſchen Königen die Vereinigung Islands mit ihrem Reiche. Der Beſchluß, die Unabhängigkeit aufzugeben, wurde in der Volksverſammlung gefaßt; Oſt-Island widerſetzte ſich drey Jahre demſelben; pflichtete ihm darauf aber auch bey. Island unterwarf ſich aber eigentlich nicht, ſondern es ſchloß nur einen Vertrag mit dem König Hako, worin den Einwohnern viele Freyheiten und Vorrechte zugeſtanden wurden. Mehrere Zwiſtigkeiten der Isländer unter einander veranlaßten in den Nachkommen den Entſchluß, die Freyheit aufzugeben, zu deren Erhaltung die Vorfahren in Island ſich angeſiedelt hatten. Hako's Nachfolger, Magnus, ließ im Jahre 1280 die alten Isländiſchen Geſetze zu einem Ganzen vereinigen, das den Nahmen Jonsbok (Jonsbuch), von dem damahligen Isländiſchen Statthalter, erhielt. Die Vereinigung Norwegens mit Dänemark (im Jahre 1380) verknüpfte auch Island mit dem letztern Staat, ohne daß dieß weiter einen Einfluß auf die Inſel hatte. Norwegens und Dänemarks Könige achteten die Verträge ihres Vorfahren Hako mit den Isländern, und beherrſchten in Milde das Land, deſſen Bewohner jetzt ruhig ihren Fiſchzügen und ihrem Viehe nachgingen, und ſich an ihren alten Sagen ergetzten. Die Volksverſammlungen verloren allmählich ihre Bedeutung; der Handel ging in die Hände der Norweger und Dänen über; der alte Freyheitsſinn ſtarb aus; und die Wehen der Schöpfung nebſt andern Unglücksfällen trugen mit dazu bey, ein ſonſt ſo kühnes, munteres und unternehmendes Volk zu entgeiſtigen und zu entmarken. Denn im Jahre 1402 brach auf der Inſel eine Peſt aus, die zwey Drittel der Bevölkerung hingerafft haben ſoll. Dieſer Noth folgte ein ſo kalter Winter, daß kaum der zehnte Theil des Viehes dem Verderben entging. Engliſche Seeräuber ſtreiften an den Küſten,

ſchten und plünderten zugleich; mordeten Mehrere, ja im Jahre 1512 ſelbſt den Statthalter, und führten Andere in die Gefangenſchaft. Die Schriftſteller der damahligen Zeit erzählen mit rührender Einfalt alle dieſe Unglücksfälle, welche durch Erdbeben und unterirdiſche Feuer vermehrt wurden; ſie berichten, wie ganze Geſchlechter ausſtarben, wie Gelehrte und Fromme, Reiche und Mächtige, Alle in ein gemeinſames Grab ſanken, und blicken dann oft mit Wehmuth auf die alten glücklichen Zeiten zurück.

Die beyden Brüder Olaf und Sturla Thordſon (im 13. Jahrhunderte) können als die letzten berühmten alten Isländer betrachtet werden; aber wunderbar genug, während in Island die Bildung anfing unterzugehen, ging ſie in den übrigen Theilen Europa's auf, und wanderte von hier aus auch wieder nach Island.

Im Jahre 1530 kam die erſte Buchdruckerey auf die Inſel; im Jahre 1574 machte der Biſchof Gudbrand Thorlakſon zu Hoolum große Verbeſſerungen in derſelben, und 20 Jahre vorher fand Luther's Lehre auch bey den Isländern Eingang. Der Däniſche König Chriſtian der Dritte war eifrig bemüht, die Isländer für Luther zu gewinnen. Mehrere Geiſtliche aber widerſetzten ſich hartnäckig ſeinen Wünſchen, am ſtärkſten der Biſchof John Areſon zu Hoolum. Allein im folgenden Jahre ward Areſon auf königl. Befehl verhaftet, verſchiedener Laſter angeklagt und zu Skalholt enthauptet. Nach ſeinem Tode ward im Jahre 1551 Luther's Lehre in ganz Island geſetzlich eingeführt. Man errichtete von neuem wieder Schulen, da die alten alle eingegangen waren, und druckte im Jahre 1584 die Isländiſche Bibel, nebſt mehreren andern Büchern zur Erbauung und Belehrung des Volkes. Jetzt zeichneten ſich wieder mehrere Isländer als Gelehrte aus, z. B. Thorlakſon, der in ſeinem 30. Jahre Biſchof wurde, und 56 Jahre dieſes Amt verwaltete. Er gab 80 bis 90 Schriften heraus, die theilweiſe von ihm ſelbſt gearbeitet ſind. Eben ſo berühmt, als er, iſt ſein Freund Arngrim Jonas, der außer mehreren gottſeligen Schriften, die er herausgab, vorzüglich die Geſchichte ſeines Vaterlandes aufhellte.

Die Einführung der Lutheriſchen Lehre in Island iſt die letzte Begebenheit, welche Einfluß auf das Isländiſche Volk hatte; allein die ehemahlige Größe konnte auch durch dieſe Begebenheit nicht wieder hergeſtellt werden; der Handel blieb in den Händen von Dänen, Hamburgern und Bremern; und Seeräuber plagten fortwährend die Küſtenbewohner. Im Jahre 1627 landeten aus dem bis auf den heutigen Tag geduldeten Afrikaniſchen Raubneſt Algier mehrere Seeräuber an verſchiedenen Stellen der Südküſte, mordeten 40 bis 50 Einwohner und ſchleppten 400 beyderley Geſchlechtes als Gefangene

mit ſich. Dieſe Unglücklichen wurden in dem Raubneſte ſo grauſam behandelt und ſo elend gehalten, daß, nach neun, ſage neun Jahren, als der Däniſche König ihre Freyheit mit Gold wieder erkaufte, von der ganzen Anzahl nur noch 37 am Leben gefunden wurden; wovon nur 13 ihre vaterländiſche Inſel wieder ſahen. Dieſe Gräuel, von außen verurſacht, wurden von Gräueln im Innern begleitet. Denn im 17. Jahrhunderte klagte man mehrere vom geiſtlichen und weltlichen Stande der Zauberey an, und verurtheilte ſie zum Lebendigverbrennen. Der Glaube an Hexerey war ſo allgemein, daß im Laufe von 60 Jahren 20 Menſchen auf Island wegen vermeyntlicher Ausübung der Hexerey lebendig verbrannt wurden. Obgleich wir in anderen Ländern um dieſe Zeit denſelben Wahn treffen, ſo griff er doch nirgends ſo um ſich, wie in Island. Wahrſcheinlich ward er durch die wunderbare und zauberiſche Beſchaffenheit des Landes genährt. Anſteckende Krankheiten, Viehſeuchen, Hungersnoth und Ausbrüche von unterirdiſchen Feuern ſind die wichtigſten Thatſachen in der neueren Isländiſchen Geſchichte. Aber während alles dieſes Elendes ſchreitet das Volk in ſeiner Bildung im Ganzen jetzt nicht zurück, und ausgezeichnete Gelehrte weiſet auch die neuere Zeit auf, als Thorfäus, Geſchichtſchreiber von Norwegen (geboren im Jahre 1636); Arnas Magnäus, ſeit dem Jahre 1794 Profeſſor der Weltweisheit in Kopenhagen, und Finnur Jonſon, ſeit dem Jahre 1755 Biſchof von Skalholt, der eine vortreffliche Geſchichte der Isländiſchen Kirche geſchrieben hat. Die Däniſchen Könige unterſtützten und begünſtigten auf manche Weiſe die Isländiſche Bildung. Mit vieler Sorgfalt ſind die alten Isländiſchen Schriften geſammelt. Kopenhagen iſt reich an dieſen Schätzen. Island verdanken wir Deutſche ſelbſt die wichtigſten Aufſchlüſſe über die alten Germanen, und wenn gleich zu unſerer chriſtlichen Bildung die Verehrung jenes alten Heidenthumes nicht paßt, ſo iſt doch die nähere Erforſchung deſſelben ein löbliches Werk.

Digitized by Google

R e i ſ e

des Engländers

J o h n R o ß

z u r

Ausforſchung des Baffins-Buſens und einer Durchfahrt nordweſtlich von Grönland.

Einleitung.

Fünfzig Meilen weſtlich von Island liegt die Halbinſel Grönland, welche im Jahre 982 durch einen in jener Inſel angeſeſſenen Norweger, Nahmens Erich, entdeckt wurde. Erich war gezwungen, Island zu verlaſſen, weil er im Zweykampfe Jemand getödtet hatte. Er wußte, daß ein Norwegiſcher Schiffer früherhin an eine Küſte weſtlich von Island verſchlagen worden, und dieſer Nachricht zu Folge ſegelte er weſtlich, und fand das Land. Auf einer kleinen Inſel ſiedelte er ſich an, nannte den Sund, worin ſie lag, Erichſund, und weil er das Land mit Gras bewachſen fand, und vielleicht auch, um neue Anſiedler anzuziehen, hieß er die entdeckte Küſte Grönland (das grüne Land). Nach einigen Jahren *) kehrte er nach

*) Hanns Egede Saabye erzählt, daß er in einem alten Lateiniſchen Geſchichtbuche, welches ihm Jemand in Grönland geliehen hatte, folgende Sage von Erich gefunden habe: »Erich kam mit ſeiner Frau an die Oſtküſte Grönlands, baute bald eine Hütte, und ernährte ſich durch die Jagd. Des Abends kam er ſtets nach Hauſe, aus Sorge für ſeine Frau, und auch um die Hütte zum Winter noch beſſer einzurichten. Eines Abends, als er heim kam, fand er ſeine Frau todt und einen neugebornen ſchreyenden Knaben an ihrer Bruſt. Wie verſteinert ſtand er da; lange hatte er ſich einen Sohn gewünſcht; aber jetzt keine Mutter und einen Sohn in einſamer Wüſte! — Womit das zarte Leben erhalten? Stumm blickte Erich auf ſeine Frau, verzweiflungsvoll ſah er das Kind an, welches ihn um Hülfe anzuſchreyen ſchien. Erich fand die Hülfe in ſich ſelbſt. Er ergriff ein ſpitziges Werkzeug, und ſtach ſich damit in die Bruſtwarzen, bis es blutete. Nun legte er den Knaben an ſeine Brüſte; dieſer ſog begierig, und das Blut des Vaters war ſeine erſte Nahrung. So oft das Kind von neuem Nahrung verlangte, verwundete der Vater ſich von neuem. Nach und nach wurde das Blut milchig und zuletzt wirkliche Milch. Glücklich ſäugte Erich ſeinen Sohn groß, der ihn dafür außerordentlich liebte, und ein ſtarker gewaltiger Mann ward.« —

Island zurück, erzählte von den ſchönen Weiden, den fiſchreichen Küſten, dem Pelzwerke und Wildbret ſeines neuen Landes, und veranlaßte Viele zur Überſiedelung. Fünf und zwanzig Schiffe unternahmen die Fahrt, aber nur 14 davon kamen glücklich an. Erich's Sohn, Leif, machte einige Jahre darauf eine Reiſe nach Norwegen, ward von dem Könige Olaf gut aufgenommen und zum Chriſtenthume gebracht. Nach einem halbjährigen Aufenthalte in Norwegen kehrte Leif mit einem Geiſtlichen nach Grönland zurück; beſänftige ſeinen Vater, der anfänglich ſehr darauf zürnte, daß Leif dem Glauben der Väter entſagt hatte, und brachte es zuletzt dahin, daß der alte Erich mit allen Anſiedlern ſich taufen ließ. Die Anſiedler vermehrten ſich; man führte ein Leben ungefähr ſo, wie auf Island, trieb Handel mit Norwegen, erbaute die Stadt Garde, führte Kirchen auf, legte Klöſter an, und ſetzte einen Biſchof nebſt anderen Geiſtlichen. Die Grönländer betrachteten ſich als Norwegiſche Unterthanen, und zahlten eine jährliche Abgabe. Es waren 190 Orte an der Oſtküſte, und 90 an der Weſtküſte, wovon man jetzt noch Spuren findet. Der Grönländiſche Käs war berühmt; denn die Weiden hatten gutes Gras für Rinder und Schafe. Selbſt ein wenig Korn wurde gebaut. Biorn Hariolfſon, ein Isländer, ward auf der Fahrt von Island nach Grönland im Jahre 1001 ſüdlich getrieben, und erreichte eine waldige Küſte. Durch dieſe Nachrichten geleitet, ſegelte Leif noch ſüdlicher und fand ein fruchtbares Land, wo er mit ſeinen Gefährten überwinterte. Nach den dort wild wachſenden Weinreben nannte er das Land Weinland, und es ward dort eine neue Niederlaſſung eingerichtet und mit den Eingebornen ein Handel eröffnet. Wahrſcheinlich war das Weinland ein Küſtenſtrich vom jetzigen Nord-Amerikaniſchen Freyſtaat. Im 12. Jahrhunderte verſchwinden alle Nachrichten von dieſem Lande. Nicht beſſer geht es uns mit den Nachrichten von Grönland; ſie fehlen vom 14. Jahrhunderte an. Einige meynen, eine große Peſt habe die Anſiedler weggerafft; Andere laſſen Einwanderer von Amerika kommen, von denen ſie getödtet werden; am wahrſcheinlichſten iſt es, daß die Küſte den Fahrzeugen durch Eis immer unzugänglicher wurde, und daß die Anlagen ohne Verbindung mit der gebildeten Welt in ſich ſelbſt verkümmer-

Die heidniſchen Grönländer wußten ſich nicht ſo gut zu helfen; bey ihnen war es Sitte, daß das Kind, welches ſeine Mutter bey der Geburt verlor, lebendig mit der Mutter begraben wurde, wenn ſich nicht in der Nähe eine ſäugende Frau fand; weil man nicht wußte, wie man es groß ziehen ſollte. Allerdings iſt das Auffüttern in einem Lande, wo es weder Milch noch Mehl gibt, keine Kleinigkeit.

ten. Jetzt, und das ſchon ſeit mehreren hundert Jahren, iſt wenigſtens Grönlands Oſtküſte durch feſtliegendes Eis den Schiffen verſchloſſen. Nur ſelten gelingt es einem Fahrzeuge, ſich der Küſte zu nähern. Im Jahre 1787 kam Egede, unter dem fünf und ſechzigſten Grad der Breite, der Küſte bis auf ſechs Meilen nahe, wodurch aber auch nichts ausgemittelt ward.

Schon früher wollte man das alte berühmte Grönland wieder finden. Der König Friedrich II. von Dänemark ſchickte 1578 vergeblich ein Schiff dahin ab; 1605 machte man neue Reiſen an die Oſt- und Weſtküſte, und ſtahl dort einige Grönländer weg, wovon zwey aus Gram ſtarben, nachdem ſie einige Mahl vergeblich ſich bemüht hatten, nach ihrer Heimath zu entfliehen. Der Eine hatte wahrſcheinlich liebe Kinder zurück gelaſſen; denn ſah er ein Kind auf dem Arme, ſo weinte er jedes Mahl bitterlich. Im Jahre 1636 ſegelte ein anderes Däniſches Schiff dahin ab, und brachte eine Ladung Sand mit, den man für goldhaltig ausgab, aber bey genauer Unterſuchung wegſchütten mußte. Nachdem man ſo mehrere Mahl in frechem Raubſinne und in ſchnöder Gewinnſucht von Dänemark aus Grönland von neuem beſucht hatte, wendete ſich der Geiſt, und der Wille eines frommen Predigers, Hans Egede, auf dieſes Land. Vom göttlichen Eifer getrieben, theilte er einigen Biſchöfen Dänemarks und Norwegens einen Plan mit, die Grönländer zum Chriſtenthume zu bekehren; wendete ſich ſelbſt an den König, und brachte endlich zur Beſtreitung der Koſten eine Handelsgeſellſchaft zu Stande. Im Jahre 1709 fing er an thätig für dieſen Zweck zu arbeiten; 1717 gab er ſeine Pfarre in Norwegen auf, und 1721 ward er vom König zum Glaubensgeſandten (Miſſionär) nach Grönland ernannt, und ſegelte mit Frau und Kindern auf dem Schiffe: die Hoffnung, ab, welches ſechs und vierzig Menſchen am Bord hatte. Nach mehreren Mühſeligkeiten landete das Schiff in Bals-Revier. Sogleich bauete man ein Haus von Erde, Steinen und Bretern, und bezog es zu Ende des Erntemonathes. Die Grönländer ſahen mit Staunen und Furcht ihre neuen Gäſte an; Egede aber bemühte ſich durch Geſchenke und auf jede mögliche Weiſe ihr Zutrauen zu gewinnen. Allein lange dauerte es, ehe ſie ſich ihm mit Vertrauen näherten, und die Bilder von einzelnen bibliſchen Begebenheiten anſchauten, wodurch er ſie zuerſt mit dem Chriſtenthume bekannt zu machen ſuchte. Mit dem Handel ging es noch ſchlechter; denn die Grönländer beſaßen wenig für den Handel, und hoben das, was ſie verkaufen wollten, auf, bis ein Holländiſches Schiff an die Küſte kam, weil die Holländer ſeit vielen Jahren hierher handelten. Das Schiff, welches den neuen Anſiedlern friſche Lebensmittel aus Nor-

wegen bringen ſollte, kam auch nicht an, und man entſchloß ſich ſchon zur Rückkehr. Die Frau des Predigers aber hatte getroſten Muth, ſchalt die Kleingläubigen aus, und ſiehe da, das Nährſchiff kam an.

Egede lernte allmählich die Grönländiſche Sprache; er nahm ein Paar Grönländiſche Kinder zu ſich, und gab einen Dänen ganz zu dem Volke hin; ja ſpäterhin ſogar ſeine Kinder, die auch bald fertig Grönländiſch ſprachen. Das Chriſtenthum fand indeſſen wenig Eingang; die Grönländer hielten Egede für einen Angekoken (Zauberer), wie ſie deren viele beſitzen, und wollten darum von ihm wohl günſtiges Wetter zum Seehundfange haben, aber das Schreiben und Leſen ſchien ihnen eine unnütze Beſchäftigung, und ſeine Predigt verhöhnten und verſpotteten ſie. Sie erklärten offen, ſie hätten nichts nöthig, und wollten weiter nichts, als Geſundheit und Seehunde. Egede ſchickte zwey halberwachſene Kinder nach Kopenhagen, welche dort überall herum geführt wurden, damit ſie ihren Landsleuten von der Pracht der Dänen erzählten; eines kehrte auch zurück, das andere ſtarb; allein das zurückgekehrte fand das wilde Leben in Grönland doch angenehmer, wie das der Europäer. So war hierdurch wenig gewonnen; und die Abneigung der Grönländer gegen die neuen Ankömmlinge ging bey Einigen in völligen Haß über. Ja, einmahl verſchworen ſich die Grönländer, alle Anſiedler aufzureiben, was durch ein Kind noch zu rechter Zeit entdeckt wurde. Der Däniſche Hof und die Norwegiſchen Kaufleute gaben im J. 1731 die ganze Niederlaſſung auf, und es kam der Befehl an, Alle ſollten zurückkehren; allein obgleich Egede vor Kummer, Verdruß und Vorwürfen, die man ihm als dem Urheber dieſer Anſiedeleyen machte, krank ward, ſo blieb er doch mit Einigen dort; und zwey Jahre darauf kam die Nachricht, daß der Grönländiſche Handel mit weit mehr Eifer als bisher betrieben werden ſollte. Auch ſchickten die Mähriſchen Brüder, die unlängſt erſt der edle Zinzendorf in Herrenhut vereiniget hatte, drey Glaubensprediger dem edlen Egede zu Hülfe. Man machte, zur Erleichterung des Grönländiſchen Handels, mehrere Verſuche zur Wieder-Entdeckung der Oſtküſte und zu Durchfahrten von der Weſtküſte zur Oſtküſte, weil Grönländiſche und Europäiſche Sagen von ſolchen Durchfahrten redeten; aber Alles vergeblich. Einige Überbleibſel von gemauerten Kirchen fand Egede auf der Weſtküſte; z. B. an dem Meerbuſen Amaralik noch ein viereckiges Mauerwerk, achtzehn Fuß an jeder Seite, und zwölf Fuß hoch, wahrſcheinlich die Reſte von einem Thurme; denn daneben waren Mauern, ſechs und neunzig Fuß lang, zwey und ſiebzig Fuß

breit, aber nur noch zwey Fuß hoch, die der Anlage zu einer Kirche glichen.

Die erſten Bekehrer oder Apoſtel, welche die Herrenhuter ausſendeten, gingen nach der Däniſchen Inſel St. Thomas in Weſtindien, und wurden ſelbſt Sclaven, um die dortigen Negerſclaven zu bekehren. Die drey, welche nach Grönland gingen, hatten kein beſſeres Los. Von Allem entblößt, kamen ſie in Dänemark an; ihr einziger Reichthum war der feſte, unerſchütterliche Glaube, daß, wer des Herrn Nahme verkündet, auch des Herrn Schutz und Beyſtand genieße, und daß man um des Heilandes Wort nicht genug leiden könne. Als man ihnen in Kopenhagen ſagte, ſie würden in Grönland kein Holz finden, um ſich ein Haus zu bauen, ſo antworteten ſie: „Dann wollen wir uns Höhlen graben." — Man rüſtete ſie aber vor ihrem Abgange mit Holz, Bretern und Geräthſchaften zur Jagd und dem Fiſchfange aus, und beſtritt die Koſten von milden Beyträgen. Auf Grönland angekommen, häuften ſie ſogleich Steine auf Steine, und verſtopften die Zwiſchenräume mit Moos, um ſich vorläufigen Schutz zu verſchaffen. Späterhin baueten ſie ſich in der Gegend, wo jetzt Neuherrenhut liegt, ein Haus nach Däniſcher Art. Allein ihre Unterhaltung ward ihnen ſehr ſauer; Jagd und Fiſchfang gelang ihnen wenig; ſie waren ſelbſt ungeſchickt in Leitung des Bootes, das ihnen auch bald vom Sturme zerſtört wurde. Die Grönländer ſtahlen ihnen Vieles weg, und kamen nur zu ihnen, um zu betteln und zu ſtehlen.

Im Herbſte 1733 brachen die Pocken in Grönland aus; ein Grönländiſches Kind, welches von Europa zurück kam, brachte ſie von dort her mit. Wüthend griff die Krankheit um ſich, und mehrere Grönländer erſtachen oder erſäuften ſich, um nur der Schmerzen los zu werden. Egede ging mit ſeinem Sohne und den Mähriſchen Brüdern von Haus zu Haus, um zu tröſten und zu lindern, und er gewann dadurch mehr die Herzen der Grönländer, als durch ſein zehnjähriges Predigen. Überall lagen Leichen; denn es fehlte an Menſchen, um ſo viele Todte zu begraben. Auf einer Inſel fand man ein einziges Mädchen mit ihren drey kleinern Brüdern krank darnieder liegen; ihr Vater hatte ſich ſelbſt mit einem Kinde, weil ſie beyde dem Tode nahe geweſen waren, in ein Grab gelegt, und ſeine Tochter gebethen, es mit Fellen und Steinen zu bedecken, nachdem ihm alle übrigen Bewohner der Inſel vorangegangen waren. Die Seuche dauerte faſt ein Jahr, und breitete ſich vierzig Meilen an der Küſte hin aus. Es ſollen an drey tauſend Menſchen daran

geſtorben ſeyn. Am Ende der Seuche verlor Egede ſeine treue Lebensgefährtinn, die eben ſo thätig, wie er, den Kranken geholfen hatte. Im Jahre 1734 kamen zwey andere Herrenhuter nach Grönland, um ihren drey Brüdern Beyſtand zu leiſten, und ſiedelten ſich auf der Inſel Disko an. Es blieben ihnen von Europa im folgenden Jahre die Lebensmittel aus; ſie mußten ſich von Muſcheln und Meergras ernähren, Talglichter und Seehundsfett verſpeiſen, und die Grönländer reichten ihnen Letzteres für viel Geld kaum hin, bis es endlich Einen jammerte, der ihnen hinlänglich davon abließ. Die Dänen konnten ihnen wenig abreichen, da ſie bald ſelbſt Mangel litten. Egede, dem alle Grönländiſchen Kinder, die er getauft hatte, geſtorben waren, kehrte im J. 1736 mit ſeinen kleinern eigenen Kindern nach Dänemark zurück. Die Herrenhuter arbeiteten jetzt eine Zeit lang allein, aber mit großem Fleiß, an dem Bekehrungswerke. Der Erfolg war immer gering; die Grönländer ſagten ſpottend: „Euer Paradies und Eure himmliſchen Freuden rühren uns nicht; und ſollten wir ſie genießen, ſo würden ſie uns nur beſchwerlich fallen. Vögel und Fiſche müſſen wir haben; und wenn uns die fehlen, ſo kann unſere Seele ſo wenig als unſer Körper beſtehen; und da nun vollends keine Seehunde in Eurem Paradieſe ſind, ſo überlaſſen wir es Euch; wir aber werden in den Pallaſt des Torngarſuk gehen, wo wir Alles das, was uns nöthig iſt, im Überfluſſe finden werden.“ Endlich, im Jahre 1738, nachdem ſie ſechs Jahre dem Anſcheine nach vergeblich gearbeitet hatten, ſchloß ſich ein junger Grönländer, Mangek, ganz an ſie an, und ihm folgte bald ein Hausvater, Kajarnak mit neun Leuten, die zu ihm gehörten. Dieſe ſiedelten ſich neben den Brüdern an, und blieben getreu, ob ſie gleich Spott und Verfolgungen von ihren Landsleuten ausgeſetzt waren. Ein kalter Winter führte ebenfalls mehrere Grönländer zu den Brüdern, welche, wenn ſie gleich keine gelehrten Leute waren, doch jede Gelegenheit zur Bekehrung der Heiden vortrefflich benutzten. Vorzüglich wirkten ſie durch Anlegung von Singſchulen für Kinder. Der Glaubensgeſandte Cranz ſagt darüber: „Den Heiden ſelbſt war das Singen unſerer Grönländer, die man gleich vom Anfange an gewöhnt hatte, nicht aus vollem Halſe zu ſchreyen, ſondern ſanft, langſam und deutlich zu ſingen, etwas Angenehmes, und gab Manchem eine Gelegenheit, auch eine Rede, oder einen Unterricht, oder ein Capitel aus der Bibel mit anzuhören.“ — Um nichts zu verſäumen, begleitete ein Herrenhuter die Grönländer ſtets auf die Jagd und auf den Fiſchfang; er arbeitete fleißig dabey mit; und wie es dabey zuging, erzählt uns einer von den drey erſten Bekehrern, Friedrich Böhniſch, alſo:

„Den 19. des Wonnemonaths trafen wir mit denen, die wir zurück

ließen, am Strande zuſammen, empfahlen ſie dem mächtigen Schutze unſers lieben Vaters, ſangen ein Lied zum Abſchiede, und fuhren in vielen Fahrzeugen ab. Wir kamen nur zwey Meilen weit. Des Abends hielt ich eine Singſtunde. Hernach beſuchten mich noch einige Grönländer in meinem Zelte. Den 20. hielt unſer Lehrer (Katechet) die Frühſtunde. Darauf ſetzten wir unſere Reiſe fort, auf welcher die Grönländer beſtändig ſangen. Abends kamen wir nach Piſſik-ſarbik. Es ſtanden ſechs Zelte von Wilden da. Wir nahmen alſo einen andern Platz ein. Den 21. gingen die Männer auf den Seehundsfang und brachten mir einige Stück Seehundfleiſch, wovon ich mit eben ſo vielem Vergnügen aß, als ſie darüber hatten, daß es mir ſchmeckte. Den 22., als den Sonntag, hielt ich Vormittags die Chorverſammlung. Den Nachmittag beſuchte ich die Wilden. Den 23., 24. und 25. ſchöpften unſere Leute Angmarſet oder kleine Häringe (Stinte), und ich auch. Das Wetter war ſo warm, daß man es auf dem Lande in den Kleidern kaum aushalten konnte. Den 26., 27. und 28. aber ſchneyte es ſehr ſtark. Den 29. hielt ich unter freyem Himmel die Pfingſtpredigt. Den 1. des Brachmonathes ging ich auf die Jagd und bekam ein großes Rennthier, wovon ich unſern Grönländern den 2. eine Mahlzeit gab. Nachts um zwölf Uhr, wo es auch Tag war, fuhr ich mit Etlichen an einen andern Ort, Häringe zu ſchöpfen. Den 3. nach der Frühſtunde redete ich mit zwey ledigen Frauensperſonen, die ohne mein Wiſſen mit andern, als ihren Hauswirthen, auf die Jagd gefahren waren. Sie geſtanden ſogleich ihr Verſehen, und verſprachen, ſich zu beſſern. Nachmittags hielt ich mit Kindern Katechismuslehre." —

Im Jahre 1747 bauten die Herrenhuter eine Kirche, die in Holland gezimmert war, rings um dieſelbe Häuſer, und nannten den Ort Neu-Herrenhut. Der ganze Gottesdienſt ward nun feyerlicher. Eine Grönländerinn, Nahmens Judith, welche die Reiſe bis Herrenhut in der Lauſitz gemacht, und ſich da eine Zeit lang aufgehalten hatte, bemühte ſich, auch ein Schweſternhaus, oder ein Haus, worin unverheirathete Mädchen zuſammen wohnen, in Neu-Herrenhut einzurichten. Im Jahre 1758 ward zu Lichtenfels eine zweyte Kirche erbauet. Allein das folgende Jahr wurde ſie von einem Sturme, den ein Erdbeben und Feuerwolken in der Luft begleiteten, ſtark beſchädiget. Die Hauptunfälle beſtanden aber immer in Hungersnoth; und dieſe hat wohl ihren Grund mit darin, daß die Herrenhuter das Zuſammenwohnen der Grönländer zu ſehr befördern, wodurch der Fiſchfang an den Stellen, wo ſie wohnen, ſich vertheilt.

Es iſt jetzt 100 Jahre her, daß Hanns Egede den Grund zur Bekehrung der Heiden in Grönland legte. Alle Grönländer in

der Nähe der Europäiſchen Anſiedelungen, etwa 6000 Seelen, bekennen ſich nun zum Chriſtenthume, und Einige mit außerordentlichem Eifer. Faſt Alle können leſen und ſchreiben, und leſen gottſelige Bücher mit vieler Liebe und Andacht. Jeder chriſtliche Grönländer hält des Morgens und des Abends ſeine Bethſtunde, und das ganze Volk hat ordentliche bürgerliche Einrichtungen, gewinnt mit mehr Sicherheit als ſonſt, ſeine Nahrung, und iſt frey geworden von vielem verderblichem Aberglauben, den die heidniſchen Zauberer zu ihrem eigenen Vortheile nährten.

In der letzten Zeit gerieth das Bekehrungsgeſchäft etwas in's Stocken; innere Lauheit und Mangel an äußern Mitteln verurſachten dieß; es war im Jahre 1816 nur noch Ein Prediger dort, und das ein Eingeborner; allein im Jahre 1817 gingen vier neue von Europa dorthin. Die Beſoldung der Prediger beträgt 300 Reichsthaler, nebſt Lieferungen an Schiffszwieback, Butter, Böckelfleiſch, Speck, Stockfiſch, Graupen und Erbſen. Viele von dieſen Nahrungsmitteln, die alle erſt von Europa hingebracht werden, ſind leider oft halb verdorben. Unter den Predigern arbeiten Eingeborne als Lehrer, und treiben dabey ihre übrigen Geſchäfte. Ein Oberlehrer hat nebſt Europäiſcher Koſt 30 bis 40 Reichsthaler, die andern Lehrer keine Koſt und nur 6 bis 10 Reichsthaler. Es gibt auch noch Unterlehrer, die jährlich 1 bis 2 Reichsthaler empfangen.

Leider verderben viele Europäer, nahmentlich die Matroſen, das wieder, was treue Prediger anbauen. Die Grönländer haben von ihnen das Fluchen und das Branntweintrinken gelernt, und würden viel größere Fortſchritte darin gemacht haben, wenn ſie ihre Seelenhirten nicht davon abhielten.

Die Europäiſchen Niederlaſſungen erſtreckte ſich auf der Weſtküſte vom 59. bis zum 74. Grade. Die nördlichſte iſt Upernavik; Umanak, ſonſt Noogſoak, zeichnet ſich durch guten Seehundsfang aus, der von den Dänen auch mit Netzen betrieben wird. Steinkohlenbrüche liefern hier gute Feuerung. Ritenbenk hat einträglichen Wallfiſchfang; Jakobshavn, Chriſtianshaab und Claushavn ſind einige der älteſten Anlagen. Egedesminde ward von Hanns Egede's Sohne, dem Hauptmann Egede, im Jahre 1759 angelegt. Es beſteht aus mehreren zuſammenliegenden Inſeln, auf denen viele Seehunde gefangen, und jährlich 1000 Pfund Eyderdunen geſammelt werden. Auf der Wallfiſch-Inſel und der dabey liegenden Hunde-Inſel trifft man vielen Torf. Die Niederlaſſung zu Godhavn beſchäftiget ſich vorzüglich mit dem Wallfiſchfange. Holſteenburg hat ſeinen Nahmen vom Grafen von Holſtein, und Sukkertop von drey ſpitzen Bergen, die Zuckerhüten gleichen. Goodhab iſt die alleräl teſte Nie-

derlaſſung, die dieſes Jahr ihr hundertjähriges Jubelfeſt feyern kann. Die drey Herrenhutiſchen Niederlaſſungen ſind Neu-Herrenhut, Lichtenfels und Lichtenau. Bey Fiskernis, wo man mit 50 Klafter langen Netzen Seehunde fängt, trifft man auch Talkſtein, aus dem die Grönländer Lampen und Keſſel verfertigen. Südlich davon liegt Friedrichshaab. Die ſüdlichſte Hauptniederlaſſung iſt Julianeshaab, wo man auch einige Kühe und Schafe hält.

Die Herrenhutiſchen Anlagen haben auch hier ein freundliches Anſehen. Alle Europäer, die ſich in Grönland aufhalten, etwa 200, ſind mit dem Handel beſchäftiget; ausgenommen die Prediger. Alljährlich gehen in Friedenszeiten mehrere Schiffe nach Grönland ab, bringen Europäiſche Lebensmittel und Holz hin, und hohlen Felle, Thran und andere Erzeugniſſe der Grönländiſchen Waſſer- und Landjagd ab. Eingeführt werden vorzüglich: Leinwand, Kattun, ſeidene Tücher und Bänder, Perlen, mehrere Meſſer-Arten, Pfeileiſen, Keſſel, Pulver, Bley, Tabak und Gewehre; ausgeführt hingegen Wallfiſch- und Seehundſpeck, Seehundfelle, Fuchsbälge, Wallfiſchbarten, Narwalhörner und Eyderdunen. Bey dem Handel werden leider, nach Saabye's Angaben, die Grönländer nicht immer ſo ehrlich von den Europäern behandelt, als es ſeyn ſollte.

So hat ein Geiſtlicher den Dänen einen Handelsplatz erworben, der, wenn er auch keine Indiſchen Schätze liefert, doch immer ſeinen Werth hat. Wichtiger aber iſt es, daß ein Volk zur Bildung gebracht ward, das in den ödeſten Gegenden der Schöpfung im thieriſchen Daſeyn dahin lebte, und keinen größern Genuß kannte, als viele Seehunde zu eſſen.

Schon ehe Egede an eine Niederlaſſung in Grönland dachte, einige Jahrhunderte vorher, ward von den Engländern der Baffins-Buſen befahren, welcher Grönland's Weſtküſte beſpült; nicht um Seelen der Chriſtenheit zu gewinnen, ſondern um raſch nach dem reichen Indien zu kommen.

Im fünfzehnten Jahrhunderte beſchäftigte nähmlich der Gedanke, einen Seeweg nach Oſtindien zu machen, alle Welt. Die Portugieſen umſchifften Afrika, und fanden einen ſüdöſtlichen Weg. Columbus entdeckte im Jahre 1492 Amerika, und Magellan ſchlug einen ſüdweſtlichen Weg nach Oſtindien ein. Der Gedanke an einen nordweſtlichen Weg entſtand aber noch früher, und gab Veranlaſſung zur nähern Entdeckung Nord-Amerika's und zu den Engliſchen Anſiedelungen daſelbſt. Ein geborner Venediger, Johann Kabot, anſäſſig in England, ward von Heinrich VII. von England unterſtützt, und lief im Jahre 1497 mit einem Schiffe von Briſtol aus, um eine nordweſtliche Durchfahrt zu ſuchen. Er entdeckte zuerſt

Nord-Amerika. Sein Sohn, Sebaſtian Kabot, ward der Gründer der Engliſchen Seemacht, war aber der Meynung, daß an eine nordweſtliche Durchfahrt nicht zu denken ſey. Nach ſeinem Tode machte Martin Forbisher drey Reiſen nach Nordweſten, wobey aber wenig herauskam. Im Jahre 1585 ward Davis von einer Engliſchen Handelsgeſellſchaft eben dahin ausgeſendet, kam in die nach ihm benannte Davisſtraße, und iſt der Erſte, welcher die Weſtküſte Grönlands auffand. Auf der dritten Reiſe, die er dahin machte, drang er tief in den Meerbuſen ein, und ſoll ſchon bis zum 72. Grad nördlicher Breite gekommen ſeyn. Jetzt waren die angeſehenſten Seeleute von einer nordweſtlichen Durchfahrt überzeugt. Fünfzig Jahre nach Davis letzter Reiſe machte Weimuth eine Reiſe in derſelben Abſicht, aber vergeblich. Darauf ward der Hauptmann Hudſon von der Handelsgeſellſchaft zur Entdeckung eines neuen Weges nach Oſtindien in Sold genommen; ein Mann, der an Geſchicklichkeit Wenigen nachſtand, an Herzhaftigkeit von Keinem übertroffen ward, und an Fleiß und Arbeitſamkeit Allen voran ging. Auf ſeiner erſten Reiſe (1608) kam er bis zum 80. Grad nördlicher Breite, landete an der Oſtküſte Grönlands, und wollte Grönland umſegeln und durch die Davisſtraße zurückkehren, was aber nicht ging. Auf ſeiner zweyten Reiſe (1609) ſegelte er zwiſchen Spitzbergen und Nova-Sembla durch, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurück. Auf der dritten Reiſe (1610) kam er in die nach ihm benannte Meerenge, und unterſuchte genau die Weſtſeite des Meerbuſens. Da er viel länger hierbey verweilte, als er Lebensmittel hatte, ſo kam er mit ſeinen Leuten in große Noth. Ein gewiſſer Heinrich Green, ein ruchloſer junger Menſch, deſſen ſich Hudſon als Vater angenommen hatte, benutzte die Unzufriedenheit der Leute, verband ſich mit dem wegen Aufruhr ſchon abgeſetzten Schiffer Robert Jvett, erregte einen Aufſtand, und ſetzte Hudſon mit ſeinem Sohne, einem jungen Knaben, und einigen Andern in ein Boot und überließ ſie ihrem Geſchicke. Dieſe Unglücklichen ſind entweder vor Hunger geſtorben oder in der See verunglückt, oder von Wilden ermordet worden. Zur Fortſetzung der Hudſon'ſchen Entdeckungen ward Bulton ausgeſendet. Dieſer überwinterte in dem Hudſonsbuſen. Bylot fand, daß in dem Hudſonsbuſen an keine Durchfahrt zu denken ſey, und unternahm darum eine Reiſe in den Baffinsbuſen, begleitet von dem berühmten Steuermanne Baffin. Dieſe Entdecker kamen faſt bis an's Ende des nach Baffin benannten Buſens, und fanden keine Durchfahrt. Baffin ſchrieb darüber an den Ritter Wolſtenholm, daß in Betracht der geſuchten Durchfahrt in der Davisſtraße nichts zu hoffen wäre, allein daß

zur Lachsfiſcherey und zum Wallfiſch- und Robbenfange kein bequemerer Ort gefunden werden könne. Später ſuchten Lucas, Fox und Jacob in dem Hudſonsbuſen vergeblich eine Durchfahrt. Letzterer überwinterte ſogar unter vielen Beſchwerniſſen in dieſem Buſen. Mehrere ähnliche Reiſen übergehen wir hier. Eine der wichtigſten darunter wurde in den Jahren 1746 und 1747 von Moore und Smith ausgeführt, ging auch nach dem Hudſonsbuſen und iſt von Ellis beſchrieben. Der 300 Jahre alte Gedanke, eine nordweſtliche Durchfahrt zu finden, wurde vor einigen Jahren mit vieler Lebhaftigkeit wieder von den Engländern aufgefaßt, vorzüglich wohl deßhalb, weil mehrere Wallfiſchjäger die Nachricht mitbrachten, daß das Poleis ſeit einigen Jahren bedeutend abnehme. Zu Ende des Jahres 1817 beſchloß die Brittiſche Regierung, im Frühjahre des folgenden Jahres auf zwey Wegen Schiffe auszuſenden, um zu unterſuchen, ob nicht ein Seeweg von dem weſtlichen Weltmeere durch das nördliche Polmeer und die Behringsſtraße in das öſtliche Weltmeer zu entdecken ſey. Das eine Schiff, die Dorothea genannt, der das Schiff Trent beygegeben war, ſollte einen Weg auf den Pol ſuchen; beyde Schiffe ſind nicht wieder zurück gekehrt, und haben daher wahrſcheinlich dem Eiſe erliegen müſſen. Die zwey andern Schiffe, nähmlich Iſabella und Alexander, wurden dem Seehauptmanne Roß anvertraut, und vollendeten, wenn auch unter Schwierigkeiten, und ohne eine Durchfahrt entdeckt zu haben, dennoch glücklich ihre Reiſe. Die Schiffe wurden ihrer eigentlichen Beſtimmung gemäß ausgerüſtet. Sie erhielten gleichſam Mäntel und Umſchlagetücher von ſtarken eichenen Bohlen, und Filzhäuten aus Thierhaaren und Pech zuſammengeſetzt. Außerdem ſah man dahin, daß die Schiffe derbe Stöße vertragen konnten, und verſtärkte darum ſowohl den Boden als die Seiten derſelben. So wie die Schiffe ſelbſt, wurde auch Alles in denſelben ſo eingerichtet, daß man leichtlich im Schiffe oder ſonſt wo überwintern konnte.

Den 22. Februar 1818 nahmen die Schiffe ſchon die nöthigen Vorräthe und Reiſebedürfniſſe ein. Hierzu gehörten vorzüglich auch warme Kleidungsſtücke, als: Pelzmützen, Wolfsdecken, wollene Halstücher, Fauſthandſchuhe, Seeſtiefeln, rauche Überhoſen, Swanskin-Unterhoſen, Wadmelſtrümpfe u. ſ. w. Eben ſo nöthig als dieſe Sachen waren die Eisanker, Eisſägen, Eisbeile, Eisſporen, Wallfiſchlanzen und Harpunen — viel Holzwerk und mehrere Sachen zu Geſchenken für die Küſtenbewohner, als: Meſſer, Äxte, Spiegel, Nähnadeln, Flintenſteine, Säbeln, Piſtolen, Scheren, Halstücher, Schuſterahle, Schnupftabak und Glasperlen.

Auf der Iſabella waren ſieben und fünfzig, auf dem Alexander fünf und dreyßig Mann. Unter der Mannſchaft der Iſabella befand ſich auch ein Grönländer, John Sackhouſe, gebürtig aus dem Südoſt-Buſen. Er hatte ſich im Wonnemonathe 1816 auf einem Schiffe von Leith in Schottland verſteckt, welches dort vor Anker lag. Als man ihn entdeckte, wollte man ihn wieder landen; er bath aber dringend um Erlaubniß zu bleiben, und wurde daher nach Leith mitgenommen. Im folgenden Jahre ging er auf demſelben Schiffe nach Grönland zurück, und erfuhr bey ſeiner Ankunft, daß ſeine einzige nächſte Verwandte in dieſer Zeit geſtorben ſey. Dieß ſchien ihn jetzt zu bewegen, abermahls nach Leith wieder mit zurück zu kehren. Warum er das erſte Mahl ſeine Heimath verlaſſen, und ſich unbekannten Leuten anvertraut hatte, das konnte man nicht aus ihm heraus bringen. Man ſieht daraus, daß es auch unter den rohen Völkern Begebenheiten gibt, die das tiefſte Gefühl, das für die Heimath, zum Schweigen bringen. Vielleicht zog ihn das Licht des Chriſtenthumes aus ſeiner Heimath; denn er war durch Glaubensbothen (Miſſionäre) zum Chriſtenthume bekehrt, und erzählte oft, daß in ihm eine Begierde entſtanden ſey, das Vaterland dieſer guten Männer zu ſehen, und dort die heilige Schrift und die Zeichenkunſt zu lernen. Er wollte dieß aber nicht allein ſeinetwillen lernen, ſondern um ein anderes nördliches Volk wieder zu bekehren, von deſſen Daſeyn mehrere Sagen unter ſeinem Volke waren. Mit Vergnügen machte er die Entdeckungsreiſe mit, leiſtete als Dolmetſcher ſehr weſentliche Dienſte, und kehrte nun wieder mit nach England zurück, um ſich noch mehrere Kenntniſſe von dem chriſtlichen Glauben zu verſchaffen, und dann denſelben unter dem wilden Volke Nord-Grönlands zu verbreiten. Leider kam er nicht zu ſeinem Ziele, indem er den 14. Februar 1819 ſtarb.

Die Reiſe ſelbſt.

Erzählt durch Roß.

Erſter Theil.

Von England bis zu den Nord-Grönländern.

Am 18. des Windmonathes (Aprill) 1818 arbeiteten die Schiffe Iſabella, geführt von mir, und Alexander, geführt unter meinem Oberbefehle vom Lieutenant Parry, die Themſe hinunter, und den 25. verließ uns unſer Lootſe auf der Höhe von Cromer, vier und zwanzig Deutſche Meilen nördlich von London. Am folgenden Tage wurde Gottesdienſt auf den Schiffen gehalten, an welchem Alle Antheil nahmen, und ich glaube, da war nicht ein Einziger, der nicht an dieſem Vortage unſerer Reiſe dem Gefühle nachhing, daß ihr Ausgang in deſſen Händen lag, der ſeine Macht und Güte auch in den unergründlichen Tiefen offenbaret. Ähnliche Gefühle wurden ſpäterhin oft erweckt, wenn wir in den Eisöden der Erde glücklich allen Gefahren entgingen.

Am 30. erreichten wir Lerwick auf den Shetländiſchen Inſeln, von wo wir einen Geigenſpieler mitnahmen, der durch ſeine Kunſt uns manche mühevolle Stunde verkürzte und viel zu unſerer Unterhaltung beytrug. Der Anblick von Shetland iſt mehr ſchauerlich als angenehm; eine Öde von nackten Baſaltfelſen ſtarrt dem Beſchauenden entgegen. Dieſe verflachen ſich entweder gegen das Ufer zu, oder bilden ſteile Klippen. An der einen Küſte bemerkte man einige ſchöne Bergpforten, die von den Felſen gebildet ſind. Das Erdreich iſt ſchwarz und torſig, wie in Island, aber man baut Gerſte, Hafer, Kartoffeln und anderes Gemüſe darauf. Alles Vieh auf Shetland iſt ſehr klein, die Pferde nicht viel größer, als große Spaniſche Schafe, und eben ſo das Rindvieh. Die Schafe ſehen weiß, ſchwarz, braun und bunt aus, und tragen feine Wolle, die im Lande verſtrickt wird. Die Kinder vom zehnten Jahre an, bis zum ſiebzigjährigen Greiſe

ſtricken, ausgenommen die rüſtigen Männer, welche faſt immer auf dem Meere ſind und Fiſchfang treiben. Der Ackerbau liegt darum den Weibern ob, und wird größten Theils durch menſchliche Kräfte betrieben, da es ſchwer hält, die Pferde zu durchwintern. Lerwick liegt auf der größten Inſel, die eigentlich Mainland heißt, und hat ſchlechte Straßen. Shetland beſteht aus vierzig Inſeln, wovon dreyßig bewohnt ſind. Auf allen Inſeln zuſammen wohnen drey und zwanzig tauſend Menſchen, wovon jährlich ein tauſend fünf hundert allein auf den Grönländiſchen Wallfiſchfang gehen.

Die Schiffe Dorothea und Trent, zur Entdeckungsreiſe öſtlich von Grönland ausgeſendet, kamen uns den folgenden Tag nach Lerwick nach, wir aber lichteten den 3. des Wonnemonaths unſere Anker, ſegelten vor der Inſel Whalſey vorbey durch den Yeller-Sund, und waren des Nachmittags in der offenen See. Unſer Zimmermann machte jetzt ein ſogenanntes Krähenneſt, eine Art Sturmhütte, am Top des Maſtes, zum Schutze gegen das Wetter für die Ausgucker. Es hat eine walzenförmige Geſtalt, und man ſteigt durch eine Klappe, worauf man nachher ſteht, von unten hinein. Nach mehrtägigen Kämpfen mit böſen Winden und Wetter brach der 17., ein Sonntag, ſehr heiter an; es ward wieder Gottesdienſt gehalten, und ich vertheilte, da nur immer ein Drittel der Mannſchaft in Thätigkeit war, Andachtbücher unter dieſelbe, zur Benutzung der Muße. An dieſem Tage kamen wir auf die Stelle, wo nach alten Sagen das verſunkene Land Buß ſoll gelegen haben. Unſere Matroſen erzählten mancherley Geſchichten von dieſer Stelle, von Stößen, welche die Schiffe hier bekommen u. ſ. w.; wir aber konnten mit dem Loth in 180 Faden keinen Grund finden. — Den 19. fiſchten wir ein Stück Speck von einem getödteten Wallfiſche auf, was wahrſcheinlich vom vorigen Jahre herrührte, und den Winter über eingefroren war. Den folgenden Tag ſahen wir einen Waſſerraben und einen äntenartigen Vogel. Einige Tage darauf flatterten mehrere Weindroſſeln (Motacilla Oenanthe), ſo erſchöpft um den Alexander, daß man ſie mit den Händen greifen konnte. Den 26. wurden wir unter 58 Grad 36 Minuten nördlicher Breite und 51 Grad weſtlicher Länge den erſten Eisberg anſichtig, der mit Schnee bedeckt, und etwa vierzig Fuß hoch und tauſend Fuß lang war. Die Einbildungskraft gab ihm mancherley Formen und Nahmen. Ein Mahl ſah er aus wie ein weißer Löwe und ein kauerndes Pferd. Unſere Matroſen machten daraus gleich den Löwen und das Einhorn im königlichen Wapen, und freueten ſich über dieſe gute Vorbedeutung. Der erſte Anblick dieſer nordiſchen Maſſen, mit denen wir kämpfen ſollten, machte auf uns einen eigenen Eindruck. Jeder wollte gleichſam aus

dem erſten Eisberge alle übrigen erkennen, und daraus das Wohl und Weh unſerer Reiſe im Voraus erſchauen. Aber auch auf den, der ſich nicht mit mancherley Vorgefühlen und Ahnungen den Eisbergen nähert, machen ſie gewiß einen unauslöſchlichen Eindruck. Sie ſchimmern bey Tage und bey Nacht, verändern bey jeder Bewegung des Schiffes ihr Anſehen, glänzen in den wunderſamſten Farben des Regenbogens, und ſind eine erſtarrte kalte Farbenwelt, an und auf der ſich doch in Robben, Vögeln und Fiſchen das Leben regt. Sie ſitzen feſt und bewegen ſich wieder, nehmen ab, vergehen und entſtehen von neuem, und bilden ſo im Norden eine ſtets wechſelnde Eilandwelt.

Den 1. des Brachmonathes (Juny) ſahen wir mehrere Finnfiſche, die ſelten von den Wallfiſchjägern verfolgt, aber gern von den Grönländern gegeſſen werden. Sie ſind ſo lang wie die Wallfiſche, aber nicht ſo dick und ſo fett. Den 2. um ein Uhr Nachmittags erblickten wir Land, ſüdlich vom Coquins-Sund, wo Baffin auf ſeiner letzten Rückreiſe gelandet ſeyn ſoll. Die folgenden Tage ſegelten wir ſo, daß wir öfters die Küſte von Grönland, ſteil und bergig wie die von Norwegen, ſahen, und zwiſchen Eisfeldern und Eisbergen durchkamen. Am 8. ſahen wir einen Eisberg, drey hundert fünf und zwanzig Fuß hoch und ein tauſend zwey hundert Fuß lang, von deſſen Seite ein Waſſerſtrom herunter ſtürzte, und kamen auf viel Treibeis. Das feſtliegende Eis konnten wir aus der Ferne durch einen weißen Nebel immer erkennen, der einen Schimmer erzeugt, welcher gewöhnlich Eisblink genannt wird. In der Regel bildet dieſer Schimmer einen nach oben gehenden Bogen.

Den 9. des Brachmonaths zogen wir, bey gelindem Wetter längs der Kante des feſten Eiſes hin, und legten an einem Eisberge an, der zwiſchen zwey Inſeln lag, und durch Eis mit dem feſten Lande in Verbindung zu ſtehen ſchien. Da das Wetter heiter war, ſo ſtellte der Lieutenant Parry mit den nöthigen Werkzeugen Himmelsbeobachtungen auf dem Eisberge an. Dieſer war drey hundert zwey und ſiebzig Fuß hoch, doch guckte er nur vier und fünfzig Fuß aus dem Waſſer hervor, die andern drey hundert achtzehn Fuß befanden ſich unter dem Waſſer, wie wir durch Lothen erfuhren, weil der Eisberg auf dem Grunde feſt lag. Oben fanden ſich allerley Steine und eine Lage von Grusſand. Mehrere ſeltene Vögel erlegten wir darauf. Grönland's Küſten ſind überhaupt reich an Waſſervögeln, als an Änten, Gänſen, Möven und Alken. Man kann gegen fünfzig Arten von Waſſervögeln an den Küſten zählen, worunter auch die Eidergans gehört. Einige Eingeborne kamen jetzt zu uns, und erzählten, daß der erwähnte Eisberg ſchon ſeit dem letzten Jahre an derſelben

Stelle liege, und daß von da bis zur Inſel Disco feſtes Eis wäre. Die Grönländer, welche wir hier ſahen, waren unterſetzt, wohlbeleibt und wohlgeſtaltet. Sie hatten eine dunkle Farbe, ſchwarzes Haar, und ein breites, plattes Geſicht. Ihre Körperkraft iſt nicht ſo groß wie die der Europäer, doch können ſie viel auf dem Kopfe tragen, z. B. einen Kahn und ein Rennthier, und beſitzen große Gewandtheit. Sie ſpringen mit Leichtigkeit von einer Eisſcholle zur andern, und klettern die ſteilſten Felſen hinan.

Den folgenden Tag ſetzte ſich viel Eis von Nordoſt in Bewegung; wir mußten darum vom Eisberge abfallen, um nicht einzufrieren, richteten uns ſüdlich bey trübem Wetter, zwangen das Schiff durch viel Eis, und kamen glücklich in eine freye Waſſerſtraße. Tags darauf ſchoſſen wir eine Robbe, acht hundert fünfzig Pfund ſchwer. Es war eine ſogenannte große Robbe (phoca barbata), nach dem Urtheile unſers Grönländers im zweyten Jahre ihres Lebens. Sie hatte acht Fuß Länge und zwey Fuß Breite, und hinter den vordern Schwimmfüßen fünf Fuß ſieben Zoll Umfang. Die hintern Schwimmfüße waren ſechzehn Zoll lang, die vordern eilf Zoll. An den letztern ſaßen gekrümmte, ſchwarze hornige Klauen an fünf Zehen. Die Klauen der Hinterfüße waren lang und gerade. Den Leib bedeckten dicke, grobe, kurze dunkelgraue Haare. Die Augen, von der Größe der Ochſenaugen, hatten Deckhäute, die Ohröffnungen, denen äußere Ohren fehlten, lagen zwey Zoll hinter den Augen. Die fleiſchige breite Oberlippe war durch eine ſchwarze Furche in zwey Lappen getheilt, jeder Lappen mit acht Reihen von ſtarken, weißen, halb durchſcheinenden und an den Enden gekräuſelten Borſten beſetzt, welche der Schnautze ein eigenes Anſehen geben. Die Unterlippe war dünn und ſpitz, die Zunge dagegen dick und geſpalten. Im Magen ſaßen viele Spulwürmer, ein und einen halben Zoll lang, und in den kleinen Gedärmen mehrere Bandwürmer, einen bis fünf Fuß lang. Das Herz dieſes Thieres wurde von uns gegeſſen, und ſchmeckte ſo friſch, als das eines Ochſen. Späterhin bekam das Schiff Alexander von einem Wallfiſchjäger ein Junges von der großen Robbe, das jedoch auf dem Schiffe verquinte. Als es zwey Stunden auf demſelben war, ſo hatte es ſchon die einzigen Löcher gefunden, aus denen es entwiſchen konnte, nähmlich die Rinnenlöcher für die Pumpen. Als man dieſe zumachte, bemühte es ſich, ſie mit den Vorderfüßen zu öffnen. Bey'm Gehen gebrauchte es nur die Vorderfüße, indem es durch Krümmung des Körpers den Hintertheil nachzog, und ſich mehr fortſchnellte als ging. Es ſchrie faſt wie ein Kind, wenn man es ſtörte; ſonſt war es harmlos und zahm wie ein Hund. Von den Speiſen, welche es erhielt, ſchien ihm ein Mehlbrey nicht

zu behagen, und da es früh gefangen war, ſo gefiel es ihm auch nicht recht im Waſſer.

Vierzehn Tage ſpäter, als die große Robbe geſchoſſen ward, erlegten wir eine andere Robbe, wahrſcheinlich die rauhe (phoca hispida). Dieſe hatte ſilbergraue Bauchhaare, mit einigen in's Dunkelſchwarze fallenden Flecken, einen ſchwärzlichen Rücken, und ſah an den Seiten landkartenähnlich aus, weil der dunkle Grund durch viele Silberſtreifen durchwogt war.

Alle Robben haben einen langgeſtreckten, dicht und kurz behaarten Leib, lange und ſteife Schnurrhaare, und floſſenartige, doch mit Nägeln beſetzte Füße. Sie leben eigentlich im Meere, gewöhnlich an den Küſten und Eisſchollen, lagern ſich oft auf denſelben, um auszuruhen, nicht ſelten zu Tauſenden, ſind muthig und neugierig, folgen darum oft den Schiffen, und kommen in allen Meeren vor. Es gehören zu dieſem Geſchlechte:

1) Das Wallroß (tricheus Rosmarus). Dieſes Thier iſt dicker wie die gewöhnlichen Robben, wird oft ſo groß, als ein Ochſe, heißt auch Meerochſe, und findet ſich zu Hunderten auf den Eisfeldern der Pole. Es nährt ſich von Seetangen und Schalthieren, miſtet wie ein Pferd, brüllt wie ein Ochſe, ſchnarcht wie ein Menſch bey'm Schlafen, und hat Barthaare, wie ein Strohhalm dick. Die Zunge dieſes Thieres iſt eßbar, ſein Speck nicht bedeutend, dagegen hat es über zwey Fuß lange und vier ein halb Pfund ſchwere Hauer, die wie Elfenbein verarbeitet werden. Mit dieſen Hauern hilft es ſich bey'm Gehen oder Rutſchen, ſchlägt ſie in's Eis ein, und zieht dann ſeinen Körper nach. Auch vertheidiget es ſich damit im Kampfe gegen ein Boot, einen Eisbären, oder andere See-Ungeheuer. Die Grönländer gebrauchen faſt Alles von dieſem Thiere. Die Europäer fangen es nur wegen ſeiner Zähne. Theils ſchießen ſie es, theils ſpießen ſie es; müſſen aber dazu ſtärkere Speere haben als die Wallfiſchſpeere ſind, da ſeine Haut ſehr dick iſt.

2) Das Seekalb (phoca vitulina). Dieſes iſt ſehr gemein, vorzüglich in der Oſt- und Nordſee, bellt bisweilen wie ein heiſerer Hund, frißt Fiſche und Schalthiere, ſchläft oft am Lande, und wird bey der Gelegenheit geſchoſſen, erſchlagen oder geſpießt. Das Fell wird zu Koffer-Überzügen und allerley Taſchen, und der Speck zu Thran benutzt. Außer dieſem gemeinen Seekalbe gibt es noch mehrere Arten, als die Möncharobbe (phoca monachus), wovon vor einigen Jahren eine in Deutſchland herum geführt wurde, die Grönländiſche Robbe (ph. Groenlandica), die Bärenrobbe (der Seebär (ph. ursina), welche ſieben Fuß lang und acht Centner ſchwer wird; die Löwenrobbe, der Seelöwe (phoca jubata), deren

Männchen lange Nackenhaare, gleich den Mähnen des Löwen hat; die Schweinsrobbe (ph. porcina), die einen Schweinsrüſſel beſitzt, und die Haubenrobbe (phoca cucullata), welche die Stirnhaut zu einer Mütze oder Kappe ausdehnen kann, womit ſie die Augen bedeckt. Zwey andere Robben-Arten ſind ſchon erwähnt.

Die Europäiſchen Schiffe, welche auf den Wallfiſchfang ausgehen, nehmen auch gewöhnlich Robben mit, die ſie mit einem beſonderen Robbenknittel, der unſerm Bergmannsſtock ähnlich iſt, oft in einem Tage 3 — 400 Stück auf dem Eiſe todt ſchlagen, da die Thiere nicht gehen können, ſondern nur rutſchen. Von 3 bis 4 Seehunden erhält man ein Faß Speck. Gerne ſonnen ſich dieſe Thiere auf dem Eiſe; wird es aber ſtürmiſch, ſo begeben ſie ſich in's Meer. Auf dem Eiſe ſind ſie oft recht luſtig und treiben allerley Kurzweil. Die Robbenfänger ſchreyen ſie an; dann werden ſie ſtutzig, richten die Naſe auf und erhalten gewöhnlich einen Schlag auf die Naſe, weil der am wirkſamſten iſt. Bisweilen ſetzen ſie ſich zur Wehre, packen den Robbenſchläger bey den Beinkleidern, und haben ein zähes Leben. Der Thran von den Seehunden iſt weit beſſer als der von den Wallfiſchen.

Für die Grönländer iſt der Seehund das wichtigſte Thier, ihre eigentliche Kuh. Das Fleiſch eſſen ſie, mit dem Felle bekleiden ſie ſich, überziehen damit ihre Kähne, und bedecken damit ihre Wohnungen; der Speck ſchafft ihnen Licht in den dunkeln Wintertagen, und Wärme in der ſtrengen Kälte; die Sehnen dienen als Zwirn, die Gedärme werden zu Segeln zuſammen genäht, und zu Fenſtern und Hemden gebraucht; die harten Knochen liefern mancherley Werkzeuge. Die Grönländer haben drey Arten die Robben zu fangen, nähmlich den Blaſenfang, die Klopfjagd und den Eisfang. Auf die erſte Art fängt ein einzelner Mann in einem Boote große Seehunde. Er hat einen Speer mit einem langen Riemen und einer mit Luft gefüllten Robbenhaut. Erblickt er einen Seehund, ſo ſpießt er ihn und wirft Riemen und Luftſack über Bord. Der Seehund fährt in die Tiefe, kommt wieder herauf, und wird jetzt mit andern Speeren getödtet; nachdem ihn die Luftblaſe und der erſte Speer ſchon etwas ermattet haben. Dieſer Fang iſt mit vielen Gefahren verknüpft, weil bisweilen das Boot umgeriſſen oder auch von dem Thiere angegriffen wird. Die Klopfjagd wendet man im Herbſte an, wenn ſich die Seehunde in die Meerbuſen ziehen. Mehrere Grönländer vereinigen ſich, umſchließen den Eingang zu dem Meerbuſen, und treiben jetzt mit Steinwürfen und Geſchrey die Robben an's Ufer, wo Weiber und Kinder ſie mit Knitteln empfangen, während die in den Böten nacheilenden Männer

ſie mit Speeren erſtechen. Dieſe Treibjagd gehört zu den Grönländiſchen Luſtbarkeiten. Oft werden ſo viel an einem Tage erlegt, daß jeder Theilnehmer 8 bis 20 Stück erhält. Der Eisfang geſchieht im Winter. Der Grönländer haut eine Öffnung in's Eis, die Seehunde kommen dahin, um Luft zu ſchöpfen, oder man zieht ſie durch das Nachmachen ihres Geſchreyes dahin und erſticht ſie mit Speeren.

Den 11. Mittags, nachdem wir die große Robbe erlegt hatten, begegneten wir mehreren Wallfiſchfahrern, einem aus Dundee in Schottland, dem andern aus Hull in England. Sie hatten Alle einen glücklichen Fang gemacht. Die meiſten dieſer Schiffe waren erſt an demſelben Tage frey von Eis geworden, worin ſie 14 Tage lang feſt geſeſſen. Einer von den Schiffshauptleuten hatte den Däniſchen Befehlshaber (Gouverneur) auf der Wallfiſch-Inſel geſprochen, und von demſelben gehört, daß das Eis in jener Gegend dieſes Jahr ſchon drey Mahl aufgebrochen und wieder feſt gefroren ſey.

Nach mehrerem Hin- und Herfahren und Durcharbeiten durch feſtes und ſchwimmendes Eis kamen wir den 14. vor der Wallfiſch-Inſel vorbey. Wir hißten (zogen in die Höhe) unſere Flaggen und Wimpel auf, um die Däniſche Flagge auf der Inſel zu begrüßen. Bald kam der Befehlshaber, Inſpector Fluſhe, ein geborner Norweger, an Bord, erzählte uns, daß der vorige Winter ungewöhnlich ſtreng, und die See in dieſer Gegend Anfangs des Chriſtmonathes (December) bereits zugefroren geweſen, ſtatt daß ſie ſonſt erſt in der Mitte des Eismonathes (Februar) zugehe; — er ſey 11 Jahre in Grönland, und habe die Bemerkung gemacht, daß die Kälte allmählich zugenommen habe, — daß die Niederlaſſung dieſes Jahr wegen ihres Mundvorrathes in großer Verlegenheit, und gezwungen geweſen ſey, Hunde zur Nahrung zu tödten, weil man in dem langen Winter nicht habe ſo viele Robben bekommen können, als zur Unterhaltung der in der Anſiedelung wohnenden Esquimaux nöthig ſeyen. Ich gab dem Herrn Fluſhe einige Geſchenke an Gemüſen und Getränken, worauf er uns verließ.

Die Wallfiſch-Inſel (Whal-Island), auch Kronprinz-Inſel genannt, liegt unter dem 63. Grad 54 Minuten Breite und dem 53. Grad 30 Minuten Länge, und hat eine gute Bucht mit drey Fahrwaſſern. Der Befehlshaber mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern, 6 Dänen und 100 Esquimaux wohnen darauf, und fangen Wallfiſche und Robben.

Wir ſchifften die Inſel Disko vorbey nach Waygat, oder der Haſen-Inſel, und begegneten einigen Wallfiſchjägern. Den 16. kamen wir bey mehreren ſehr großen Eisbergen vorbey, wovon einige 200 Fuß über dem Waſſer hervorragten. Durch dieſe Berge, die

ſich nach Norden zu ſchließen ſchienen, ſegelten wir durch, und ſtießen dabey auf mehrere ſchwimmende Eisflahrden. Die Anſicht dieſer Eismaſſen zeigt das Kupfer beſſer, als Worte es vermögen. Bey der Haſen-Inſel legten wir an einem Eisberge an und fanden hier 45 Wallfiſchjäger; alle vom Eiſe feſtgehalten. Man ſah von hier aus wenigſtens 700 Eisberge. Der Anblick ſo vieler Schiffe in einer ſo unwirthlichen Gegend war höchſt erfreulich. Sie gaben hier die herrlichſten Beweiſe von dem Brittiſchen Unternehmungsgeiſte, und wir ſelbſt erhielten viele Bezeigungen von Freundſchaft und Liebe. Von jedem Schiffe, dem wir vorbeyſeegelten, ſchallte uns ein dreymahliges Hurrah entgegen, das wir erwiederten. — Während unſers Aufenthaltes bey Waygat ward der Eisberg, woran unſere Schiffe befeſtiget waren, plötzlich flott, und wurde mit großer Heftigkeit nach Weſten getrieben; doch lag er bald wieder feſt. Das Wetter war heiß und ſchwül.

Den 20. bugſirten wir die Schiffe durch viele Eisklumpen, mußten einige Mahl einen Durchweg hauen, waren oft feſt eingeſchloſſen, wurden wider Willen mit dem Eiſe fortgetrieben, und ſaßen am 21. ganz feſt. Den 22. kamen wir wieder los, legten bey Four-Island- (Vier-Inſel-) Spitze an, wo eine Art von kleiner Däniſcher Niederlaſſung iſt. Dieſe war jetzt verlaſſen und von einem Engliſchen Wallfiſchjäger abgebrannt; wie es denn nicht ſelten iſt, daß die Anſiedelungen durch Wallfiſchjäger leiden; früherhin durch Holländiſche, die Lichtenfels einmahl abbrannten, jetzt durch Engliſche. Ich ſchickte den Lieutenant Parry auf das Schiff, deſſen Matroſen dieſen Unfug vor mehreren Tagen begangen hatten, und es ergab ſich bey der Unterſuchung, daß zwey Matroſen aus bloßem Muthwillen dieſes Bubenſtück verübt hatten, was in dieſen Gegenden um ſo ſtrafwürdiger iſt, da es hier ſchwer hält, Holz zu erhalten. Wie mag den armen Grönländern und Dänen zu Muthe geweſen ſeyn, als ſie gegen den Winter in ihr Haus zurück kehrten, es zerſtört fanden, und keine Mittel hatten, es wieder herzuſtellen!

Den 24. zwang uns das Eis, in Büchſenſchußweite von der Küſte hinzuſchiffen; die Iſabella hatte nur 16 Fuß tiefes Waſſer, und der Alexander gerieth auf den Grund. Die hinter uns fahrenden Wallfiſchjäger ſendeten aber ihre Böthe uns zu Hülfe, und ſo wurden vermittelſt Pferdeleinen, die man nach dem nächſten Berge überlegte, die Schiffe durch das ſie einſchließende Eis gehoben.

Nachdem wir viel von neuem mit dem Eiſe gekämpft hatten, legten wir wieder an, und ich ſchickte unſern Grönländer Sackhouſe aus, um Verkehr mit den Eingebornen zu eröffnen. Sieben Esquimaux in ihren Kanoes oder Kajaks kamen an, und brachten

einen kleinen Vorrath von Vögeln mit. Ihr Dorf beſtand aus wenigen Zelten, die von Robbenfellen gemacht waren, und etwa 50 Menſchen faſſen konnten. Da ich mir einen Schlitten und Hunde zu verſchaffen wünſchte, um doch auf meiner Reiſe auch ein Grönländiſches Landfahrzeug zu haben, ſo both ich ihnen eine Kugelbüchſe dafür an. Sie nahmen die Kugelbüchſe aber nicht eher, bevor ſie nicht den Schlitten gebraucht hatten. Den Schlitten hohlten ſie in einem Kahne, den ſie Umjak nannten, und der von 5 Weibern im Stehen gerudert wurde. Die Weiber waren in Rennthierfelle gekleidet und hatten ihre Haare auf dem Kopfe zwey Mahl über einander zuſammen gebunden. Sie benahmen ſich außerordentlich beſcheiden, und ihr Anblick ſchien mit den Erzählungen Anderer nicht übereinzuſtimmen, welche die Grönländerinnen ihr eigenes Ungeziefer freſſen laſſen. Freylich waren dieß ſchon chriſtliche und alſo gebildete Grönländerinnen. Zwey von ihnen, größer als die übrigen, hatten einen Dänen zum Vater, und einer von den Männern ebenfalls. Man konnte dieß gleich an der Farbe ſehen. Wir wurden bald mit unſern Beſuchern bekannt, und luden ſie ein, in die Kajüte zu kommen, wo ſie mit Kaffeh und Zwieback bewirthet, und ihre Bildniſſe gezeichnet wurden. Nachdem ſie die Kajüte verlaſſen hatten, tanzten ſie Schottiſch auf dem Verdeck mit unſern Matroſen; unſer Geiger ſpielte dazu auf. Sackhouſe's Freude und Ausgelaſſenheit überſtieg alle Gränzen; er machte den eigentlichen Anordner.

Die Fahrzeuge der Grönländer beſtehen aus einem leichten Gerippe von Treibholz, das wahrſcheinlich aus den Flüſſen Nord-Aſiens bis hierher, etwa bis zum Disko-Eiland, getrieben wird. Das Gerippe iſt mit Seehundsfellen überzogen. Die Grönländer haben Männerböte (Kajak) und Weiberböte (Umiak). Erſtere ſind 8 Ellen lang, in der Mitte $\frac{3}{4}$ Ellen breit, $\frac{1}{2}$ Elle hoch, und laufen vorn und hinten ſehr ſpitzig zu. Das Holz daran iſt mit Fiſchbein verbunden, und die beyden in die Höhe gebogenen Enden ſind unten mit knöchernen Leiſten verſehen. Oben iſt das Boot mit Ausnahme einer runden Öffnung, ebenfalls zu. In die runde Öffnung kriecht der Grönländer mit den Füßen, ſtreckt ſie aus, und ſitzt auf weichen Fellen, ſo daß ihm der Rand der Öffnung bis an die Hüften reicht. Angethan iſt er mit einem Waſſerpelze, der am Geſichte und an den Armen mit beinernen Knöpfen nnd Ringen feſt zugeſchnürt, und mit ſeinem Rande um einen Reifen, der die Kanon-Öffnung einſchließt, geſpannt wird, ſo daß auch beym größten Sturme kein Waſſer in das Boot kommen kann. Das Ruder iſt 3 Ellen lang und hat an beyden Enden ein drey Finger breites Blatt, daß mit knöchernen Leiſten eingefaßt iſt. Dieß ergreift der Grönländer mit beyden

Händen, und ſchlägt damit abwechſelnd zu beyden Seiten in's Waſſer. So kann er in Einem Tage 10 Meilen zurück legen. Die Jugend wird beſonders im Kajakfahren geübt, und faſt kein Europäer thut es darin den Grönländern gleich. — Das Weiberboot iſt 14 bis 18 Ellen lang, 2 bis $2\frac{1}{2}$ Ellen breit, und in der Mitte $1\frac{1}{2}$ Ellen tief. Das Holzwerk beſteht aus leichten, drey Finger dicken Latten. Es iſt ebenfalls ganz mit Fellen überzogen, hat an jedem Ende zwey Kiele, iſt aber offen und mit 10 Ruderbänken oder Querſitzen und vorn mit einem Darmſegel verſehen. Dieſe Boote werden von Weibern, gewöhnlich von vieren, fortgerudert, und die Grönländer machen darauf ihre Reiſen, oft 100 Meilen weit, mit ihren Zelten und der ganzen Habe. Die Männer fahren in ihren Kajaken neben her, und ſchützen und ſichern das Weiberboot. Bey jedem Nachtlager ſteigen ſie an's Ufer, ſchlagen ihre Zelte auf und ziehen alle Boote an's Land. Kommt ſchlechtes Fahrwaſſer, ſo tragen 6 bis 8 das Weiberboot auf den Köpfen weiter. Den Kajak trägt ein *Mann*.

Die Zelte dienen den Grönländern nicht bloß auf der Reiſe, ſondern auch als Sommerwohnungen. Will man ein Sommerzelt errichten, ſo faßt man einen eyrunden Platz mit einem Steinwalle von halber Mannshöhe ein, ſetzt da, wo der Eingang ſeyn ſoll, 2 Pfoſten, an 6 Fuß hoch, ſo daß ſie ſich nach dem Innern des Zeltes neigen, ſpannt darüber einen hölzernen Bügel, und legt von dem Bügel bis zum Walle an zwanzig Zeltſtangen, die faſt fächerförmig liegen. Dieſes Stangenwerk belegt man mit doppeltem Fellgewande, wovon das letztere beym Regen mit der rauhen Seite auswendig, beym guten Wetter aber umgekehrt liegt, damit der Regen gut abläuft und die Sonne die Haare nicht loswärmt. Das oberſte Fell ragt auf allen Seiten etwas vor, und bildet ſo rings eine Art Vorhaus, worin man Vorräthe und übelriechende Gefäße aufbewahrt. Der Eingang zum Zelte iſt mit einem oft ſtattlich verzierten Vorhange von zarten Gedärmen verſehen, und dient zugleich als Fenſter. Vor dem Zelte befindet ſich noch ein Geſtell, woran man Fleiſch, Stiefeln u. ſ. w. aufhängt. Unten ſind die Felle mit Steinen beſchwert, und die etwaigen Öffnungen noch mit Moos verſtopft. Im Innern befinden ſich Britſchen, Breter, die auf Klötzen ruhen und mit Fellen bedeckt ſind. Gekocht wird im Sommer gewöhnlich im Freyen bey Holz in kupfernen Keſſeln. Oft wohnen 20 Menſchen in Einem Zelte; die jedoch weit reinlicher ſind, als die Winterwohnungen. Dieſe haben gewöhnlich 8 bis 10 Ellen in der Tiefe (Breite), oft an 50 Ellen in der Länge und 5 bis 6 Fuß in der Höhe. Man erbaut ſie gern an erhabenen Stellen, damit das Schneewaſſer ablaufen kann. Die äußere Wand iſt eine Mauer, aus gro-

ßen Steinen, einige Ellen dick, zuſammen geſetzt, und mit Erde und Raſen verkittet. Auf der Mauer ruht der Länge nach ein Balken, der im Innern von Pfoſten unterſtützt wird. Über dieſen Balken gehen Querbalken, deren Zwiſchenräume mit Holz und Heidekraut belegt ſind. Darauf liegt Raſen, der noch mit Erde überſchüttet iſt. Das Ganze wird mit alten Zelt- oder Bootfellen bedeckt. Inwendig ſind auch die Wände damit bekleidet, ſo wie die Britſchen. Es wohnen gewöhnlich mehrere Sippen (Familien) in Einem Hauſe, ja bisweilen 6 bis 10; jede hat ihre eigene Abtheilung, durch ausgeſpannte Felle bewirkt. An der Seite des Hauſes, an der ſich der Eingang befindet, ſind einige viereckige Fenſter von ſauber zuſammengenähten Därmen, ungefähr eine Elle im Gevierten. Unter den Fenſtern ſteht inwendig eine Bank, auf welcher die Fremden ſitzen und ſchlafen — das eigentliche Gaſtzimmer. An jedem Pfoſten im Innern, der auch die Abtheilung in der Regel bezeichnet, iſt eine Feuerſtelle — eine auf einen Schemel geſtellte Lampe, mondförmig und aus Talkſtein gearbeitet. Darin brennt Seehundſpeck mit Moos. Unter der Lampe ſteht ein Gefäß, um den überfließenden Thran aufzufangen. Die Lampen brennen ſo ſtark, daß ſie nicht allein das Haus gut erhellen und erheitzen, ſondern auch die Speiſen, welche über ihnen an vier Schnüren in talkſteinenen Keſſeln hängen, gahr machen. Über dem Keſſel iſt ein Roſt von hölzernen Stäben zum Trocknen der Kleider und Stiefel angebracht. Die Lampen dunſten darum nicht viel, weil der Speck gewöhnlich friſch iſt; auch kann durch den Eingang der Dampf etwas herausziehen. Der Eingang iſt ein kleines Vorhaus, 6 bis 8 Ellen lang, aber ſo niedrig, beſonders vorn und hinten, daß man faſt auf Händen und Füßen hinein kriechen muß. Dieſer lange Gang, obgleich er ohne Thür iſt, hält Wind und Kälte ab. Dagegen erzeugen die Speiſen, welche gekocht werden, und die oft halb verfault ſind, nebſt den Uringefäßen, die gewöhnlich nahe am Eingange ſtehen, und worin Häute zum Gärben eingeweicht werden, einen ſo ſtarken Geruch in der Wohnung, daß es einem Europäer kaum möglich iſt, darin auszuhalten.

Neben den Wohnhäuſern befinden ſich Vorrathshäuſer, und die Fahrzeuge, welche umgekehrt ſind und auf Pfählen ruhen. Unter denſelben liegt das Jagdgeräth und das Fellwerk. — Im Herbſtmonathe bauen die Grönländer ihre Winterhäuſer, oder beſſern die alten aus; zu Ende des Monaths ziehen ſie ein, und im Wind- oder Wonnemonathe wieder aus, und ſchlagen jubelnd die Zelte auf. Weil die Grönländer ein unſtätes Leben lieben, ſo kommt es ſehr oft, daß ſie ein Winterhaus nur ein Jahr bewohnen, und im Herbſte ſich viele Meilen davon ein anderes bauen. Da ſie eine große

Geſchicklichkeit im Bauen, ſo wie im Verfertigen von hölzernen und ledernen Sachen beſitzen, ſo wird ihnen das leicht, und außer Holz, Erde und Steinen führen ſie Alles mit ſich. Holz ſpült in den nicht zu nördlichen Gegenden das Meer an; Steine und Erde ſind überall. Die meiſten Bauarbeiten verrichten die Weiber; denn die Männer ſind gewöhnlich auf der Jagd. Die Weiber müſſen vorzugsweiſe die ganze Verarbeitung der Felle beſorgen; und ſie nähen dieſelben ſo dauerhaft und gut zuſammen, daß ein Europäiſcher Kirſchner oder Riemer von ihnen Manches lernen könnte. Die Häute werden erſt mit Muſcheln glatt geſchabt, und dann in Urin gebeitzt; einige ſo, daß bloß das Fett herausgeht, andere ſo, daß auch die Haare abgeſchabt werden können. Die gebeitzten Felle ſpannt man aus und trocknet ſie; die, welche zu Kleidungsſtücken dienen ſollen, werden weich gerieben.

Jagd iſt des Grönländers Tagesgeſchäft; Korn und Obſt kann er nicht bauen, darum muß auch Fleiſch ſeine Hauptnahrung ſeyn; ja es iſt faſt ſeine einzige Speiſe. Das Rennthierfleiſch iſt der größte Leckerbiſſen der Grönländer; weil ſie daſſelbe aber ſelten haben, ſo müſſen ſie gewöhnlich Seethiere eſſen — Fiſche, Vögel und Seehunde. Die Landvögel und Haſen achten ſie wenig. Einige Arten von Beeren, Wurzeln und Kräutern genießen ſie zwar, aber theils nur zur Erfriſchung, theils wenn ſie durch Noth dazu getrieben werden. Eine Art Stinte (Angmarſet), die ſie in ungeheurer Maſſe fangen und in der Luft dörren, dienen als tägliches Brot und Gemüſe. Iſt das Fleiſch durch halbes Verfaulen etwas mürbe geworden, ſo eſſen es die Grönländer am liebſten, wie die Europäer den Haſen. Das meiſte Fleiſch kochen ſie. Manche Fiſche aber, als Kabliaue und Butten, ſchneiden ſie in ſchmale Streifen, trocknen ſie an der Sonne, und eſſen ſie ſo. Das Eingeweide der kleinern Thiere eſſen ſie ohne Weiteres, nachdem ſie dieſelben zwiſchen den Fingern etwas ausgeſtreift haben. Das, was ſich in dem Magen der Rennthiere befindet, ſo wie das Eingeweide der Schneehühner, gibt, mit friſchem Thran und Beeren vermengt, einen beſondern Leckerbiſſen für ſie ab. Bärenfleiſch, der Schwanz und die Haut von Wallfiſchen gehören auch zu den Leckereyen. Friſche, faule und halbausgebrütete Eyer macht man zum Winter mit Beeren, Stängeln von der Engelwurz und Thran, in einen Seehundſchlauch ein, als eine Winter-Erquickung. Die Grönländer trinken Waſſer, worin ſie gewöhnlich Schnee oder Eis legen, um es recht abzukühlen.

Die Männer eſſen in der Regel allein, und die Weiber mit den Kindern. Die Hauptmahlzeit findet des Abends Statt, wenn die Männer von der Jagd zurückkehren. Leider haben ſich die Grönlän-

der auch an das ſchädliche Tabakrauchen und an das Branntweintrinken ſchon etwas gewöhnt. Anfänglich nannten ſie den Branntwein Tollwaſſer. Überhaupt genießen Viele jetzt Europäiſche Speiſen, und entwöhnen ſich vorzüglich der Nahrungsmittel, welche den Europäern ekelhaft erſcheinen.

Die Grönländer, welche uns beſuchten, genoſſen die Europäiſchen Speiſen mit vielem Behagen, und ſagten uns ein herzliches Lebewohl, da wir den 2. July in Geſellſchaft von etwa dreyßig Wallfiſchjägern wieder weiter ſegelten. Wir hielten uns vier bis ſechs Meilen vom Lande, indem wir hier das Waſſer immer eisfreyer fanden, als weiter in der See. Vielleicht rührt dieſe Erſcheinung daher, daß die Sonnenſtrahlen, welche gegen die Felſenküſten prallen, auf das Eis zurück geworfen werden, und ſo dasſelbe in einer gewiſſen Entfernung vom Lande eher aufthauen, als dicht an demſelben, oder weit in der See.

Viele Eislager hatten wir bis zum 15. July zu durchbrechen. An dieſem Tage trafen wir das Schiff Zephyr, und erfuhren, daß ein Schiff von Hull vom Eiſe zertrümmert worden ſey, daß aber die Mannſchaft ſich auf das Eis gerettet habe, und von einem andern Schiffe aufgenommen worden ſey. Noch immer begleiteten uns an vierzig Wallfiſchjäger, und mehrere große Wallfiſche zeigten ſich in dieſem Fahrwaſſer. Einige davon wurden auch erlegt. Die Iſabella erlitt eine heftige Quetſchung; ſie wurde vom Eiſe mehrere Fuß aus dem Waſſer gehoben, und von zwey Flahrden (Eisſtücken von großem Umfange) eingeſchloſſen. Vermittelſt Winden mußte das Schiff aus dieſer Lage gebracht werden. Am folgenden Tage ſchloß uns das Eis wieder ein, und wir mußten es ſechs und dreyßig Ellen breit und vier Fuß dick durchſägen, um aus demſelben zu kommen.

Den 21. hohlten wir ſieben Wallfiſchjäger wieder ein, die uns vorgekommen waren. Der Befehlshaber des einen Schiffes war von einem verwundeten Bären angefallen und aus dem Boote geriſſen worden, wodurch er ſtarke Wunden erhalten hatte. Der Bär gab ſeinen Fang erſt wieder heraus, nachdem er von drey Lanzen durchbohrt war, machte ſich dann von den Lanzen los, ſchwamm nach dem Eiſe und entkam. — Am folgenden Tage mußten unſere Schiffe, gleich den Flußkähnen, ſtroman durch Seile gezogen werden. Die Matroſen gingen auf dem Eiſe, den Geiger an der Spitze, weil der Tact und der Ton eine ſolche Arbeit erleichtert. Mancher brach bey dieſem Ziehen durch, hielt ſich dann aber an dem Seile. Wenn dieß dem Geiger ſo ging, verſtummte plötzlich die Muſik und die Matroſen lachten darüber. Am Ende des July ließen wir alle Wallfiſchjäger hinter uns.

Den 31. ſchickte ich ein Boot nach einem Wallfiſche aus, der beſonders gezeichnet ſchien, nähmlich ſchwarz und weiß. Er ward bald von dem Boot der Iſabella geſpeert (harpunirt); der erſte Wurfſpeer (Harpune) traf ihn auf den Rücken etwas hinter der linken Finne, und ſchien zu wirken. Das Boot ward darauf an die Ecke des Eiſes gezogen und mehr Leinen abgewickelt. Allein die Leine entſchlüpfte, und der Wallfiſch kam etwa eine Viertelmeile weit, mit dem Speere im Rücken, wieder zum Vorſcheine, und zwar als ein loſer Fiſch, wie es die Wallfiſchjäger nennen. Da er an der Oberfläche blieb und an der Wunde zu leiden ſchien, ſo arbeiteten beyde Boote um die Wette nach dem Platze hin, wo man glaubte, daß der Wallfiſch wieder zum Vorſcheine kommen würde. Das Thier erhob ſich dem Boote des jüngern Roß zunächſt, der Speerer (Harpunirer) warf ſein Geſchoß auf dasſelbe, und verfolgte es mit einem dritten und vierten, um den Fang zu ſichern. Der Wallfiſch war ſehr erſchöpft, und mußte nahe an der Oberfläche bleiben und ſich den Speeren Preis geben. Das Blut floß ſtoßweiſe aus ſeinen Wunden, und warf ſich in Maſſe auf, wenn er Athem ſchöpfte. Am Ende, ganz ermattet, machte er die letzte, aber ſchreckliche Anſtrengung. Die Mannſchaft in den Booten ſah die Gefahr, und zog ſich zurück. Das Thier wälzte und krümmte ſich in fürchterlichen Zuckungen. Mit Schwanz und Finnen peitſchte und wogte es die See von einer Seite zur andern. Da verſchied es, ſank unter, und das Meer wurde wieder ruhig. Durch die Speerleinen lichtete man den Fiſch wieder auf und zog ihn mit Jubel an Bord. Zuerſt nahmen wir ihn in's Schlepptau, und verſuchten vorwärts zu kommen; da dieß aber langſam ging, weil das Wetter nebelicht und ſtill war, ſo legten wir bey einer Flahrd an, und löſeten ihm den Speck ab, oder wir flenſten ihn. Der Schwanz ward abgeſchnitten und an das Hintertheil des Schiffes aufgewunden, der Fiſch ſelbſt längs der Seite des Schiffes feſtgebunden, der Bauch dem Schiffe zunächſt. Man ſchnitt ein Loch in ihn, und machte darin ein Seil des großen Seiten-Takels (Flaſchenzuges) feſt, um den Fiſch ſo drehen zu können, wie es das Flenſen erforderte. Der abgelöſete Speck war in vierſeitige Stücke zerlegt und eingehißt (auf's Schiff gezogen), Bein und Kinnbacken wurden zuletzt genommen, die Überbleibſel trieben fort, den Vögeln zur Beute. Dieſe, gewöhnlich Krang genannt, riechen ſehr übel, weil die Lanzen die Eingeweide durchbohrt haben, und ſo der Unrath heraus fließt. Wir nahmen neun Tonnen Speck an Bord. Der Fiſch war von der gewöhnlichen Art, männlichen Geſchlechtes, maß 46 Fuß in der Länge, 28 Fuß im Umfange und hatte 9½ Fuß lange Barten. Die Spritzlöcher, 6 Zoll lang, ſaßen

14 Fuß von der Spitze der Lippen entfernt, die Augen 16 Fuß, und 1 Fuß hinter den Mundwinkeln.

Die Wallfiſche (Cetacea) bilden einen Übergang von den Säugethieren zu den Fiſchen; ſie werfen lebendige Junge und ſaugen ſie, haben aber die Fiſchgeſtalt und leben im Waſſer. Ihre Füße ſind floſſenähnliche Ruder, denen hinten die Zehen abgehen. Die Naſe fehlt dieſen Thieren, und ſtatt der Naſenlöcher ſtehen oben auf dem Kopfe Spritzlöcher. Die größten Thiere gehören hierher; die kleinſten wiegen über 3 Centner, die größten an 1000. Ihre Länge ſteigt von 4 bis zu 100 Fuß. Der Leib iſt unbehaart, und der Kopf ſehr groß. Alle leben nur im Meerwaſſer, und weil ſie, gleich den übrigen Säugethieren, Luft in Lungen athmen, ſo können ſie nicht viel länger als eine Viertelſtunde unter dem Waſſer verweilen. Sie nähren ſich von Fiſchen, Muſcheln, Schnecken und anderem Seegewürme, leben gern geſellig und tummeln ſich ſpielend auf der Waſſerfläche umher. Nicht ſelten müſſen ſie mit Hayen, Schwert- und Sägefiſchen kämpfen. Ein ſolcher Kampf iſt fürchterlich anzuſehen. Die Wallfiſche ſchnellen ſich über's Waſſer, richten ſich auf, ſtellen ſich gleichſam auf den Schwanz, breiten die Ruder aus und fallen jählings wieder nieder, und ſpritzen dabey mit ſtöhnendem Getöſe das Waſſer aus den zwey Spritzlöchern am Kopfe. — Treiben ſie auf den Strand, ſo geben ſie bald ihr Leben auf, und gleichen auch darin den Fiſchen. Man theilt ſie in unzähnige und zähnige Wallfiſche. Die erſten ſind den Fiſchen näher verwandt als die letzten, und treiben die Waſſerſtrahlen aus den Spritzlöchern beym Ausathmen oft 40 Fuß in die Höhe. Sie haben außerordentlich kleine Augen, z. B. ein Wallfiſch von 80 Fuß Länge hat keine größern Augen als ein Ochs. Der größte unter den unzähnigen Wallfiſchen iſt der gemeine oder Grönländiſche Wallfiſch (Balaena mysticetus). Er hat eine ſchwarze Farbe, die hin und wieder weißlich marmorirt iſt; ſein Maul gleicht einem S, und in demſelben hat er 600 Barten, dreyeckige, oft 15 Fuß lange Platten, die aus langen Faſern beſtehen, ſenkrecht in dem Gaumen ſitzen, am Ende faſerig ſind und das Fiſchbein liefern. Sonſt traf man dieſe Thiere 200,000 Pfund ſchwer und 100 Fuß lang. Jetzt ſind ſie viel kleiner; denn ſeit einigen Jahrhunderten hat man außerordentlich viel gefangen, ſo daß jetzt ſelten einer vollſtändig auswächſt. Ihre Vermehrung iſt nicht groß, indem das Weibchen gewöhnlich nur eins, ſelten zwey Junge wirft, von der Größe eines faſt ausgewachſenen Stieres. Die Zunge des Grönländiſchen Wallfiſches iſt ſehr dick und unbeweglich, und liefert bisweilen fünf Tonnen Thran. Der Kopf iſt ein Drittheil der ganzen Leibeslänge, und hat oft eine Dicke von

30 Fuß im Umfange. Mit dem Schwanze bewegt und vertheidiget ſich der Wallfiſch, und es iſt unbegreiflich, mit welcher Schnelligkeit ſich ein Thier von dieſer Größe bewegen kann. Er ſchwimmt ſo ſchnell, als ein Vogel fliegt; und wenn er nicht weit vor einem Schiffe vorbeyſegelt, ſo ſauſen den Schiffsleuten die Ohren. Ein beträchtliches Fahrzeug kann er mit ſeinem Schwanze zerſchmettern. Der Grönländiſche Wallfiſch lebt vorzüglich von zwey Krabben-Arten, wovon der erſte (Cancer pedatus) auch das Wallfiſch-Aas genannt wird. Weil dieſe Thiere in großer Menge bey Grönland und Spitzbergen vorkommen, ſo braucht der Wallfiſch nur das Maul aufzuſperren, um Tauſende mit Einem Zuge einzuſchlürfen. So wird es denn auch erklärbar, wie dieſes Thier um ſeinen Leib eine mehrere Fuß dicke Specklage hat. Die Wallfiſche unternehmen oft ſehr große Züge; im Frühjahre ziehen ſie gegen Weſten, im Herbſt gegen Oſten. Bey einem Ungewitter toben ſie ſtark, und wenn ſie ihre Jungen in Gefahr ſehen, ſo werden ſie außerordentlich kühn; ſonſt ſind ſie furchtſam und greifen ſelten ungereitzt an. Überhaupt beweiſen ſie große Liebe zu ihren Jungen, welche ſie bey dem Säugen mit den vordern Floſſen an die Bruſt drücken, wobey ſie ſich ſchaukeln, damit bald die Mutter, bald das Junge athmen kann. Zu den unzähnigen Wallfiſchen gehören außer dem gemeinen der Nord-Kaper (balaena glacialis), der Knorpelfiſch (b. gibbosa), der Finnfiſch (b. physalus), das Breitmaul (b. musculus), das Ochſenauge (b. boops), der Plockfiſch (b. nodosa), und der Äntenſchnabel (b. rostrata). Alle dieſe haben für den Fang eine geringere Bedeutung; denn einige ſind klein, und andere nicht recht fett. Der Nord-Kaper wird eben ſo lang als der gemeine Wallfiſch, iſt aber ſchmäler, wird häufig bey Norwegens Nord-Cap getroffen, und lebt von Häringen, die er durch Peitſchen mit ſeinem Schwanze zuſammen treibt. Der Knorpelfiſch hat auf ſeinem Rücken ſechs Knoten und gleicht ſonſt dem gemeinen Wallfiſche. Der Finnfiſch hat eine Rückenfinne, die wohl vier Fuß hoch iſt, als beſonderes Kennzeichen. Er liefert wenig Thran, ſeine Barten ſind kurz, blau und wenig brauchbar, und ſein Fang gefährlich; denn er iſt der ſchnelleſte von dieſen Thierarten, und brauſet und ſchlägt gewaltig um ſich. Er lebt von Fiſchen und dient den Grönländern zur Speiſe. Der Äntenſchnabel iſt nur 20 Fuß lang, und wird auch gern von den Grönländern gegeſſen. Er hat 1600 Barten im Munde. Zu den zähnigen Wallfiſchen gehören: der Einhornfiſch (monodon monoceros, deſſen Beſchreibung ſpäterhin folgt), der Pottfiſch (physeter macrocephalus), der Maſtfiſch (physeter tursio), das Kleinauge (ph. microps),

der Walzfiſch (ph. cylindricus), der Butskopf (delphinus edentulus), das Meerſchwein (d. phocaena), der Speckhauer (d. orca oder aries), der Kugelkopf (d. globiceps), der Weißfiſch (d. leucas) und einige andere unbekanntere Arten. — Alle dieſe Thiere haben nur Ein Spritzloch. Ihr Kopf iſt nicht ſo dick wie bey den unzahnigen Wallfiſchen; ſie liefern weniger Speck, der flüſſiger iſt und nicht ſo übel riecht. Der Pottfiſch oder Kaſchelot wird gegen 60 Fuß lang und 12 Fuß dick, hat 40 bis 60 Zähne im Unterkiefer, und lebt faſt in allen Meeren. Er verſchlingt große Haye, ſchlägt im Kampfe nicht mit dem Schwanze, ſondern legt ſich auf den Rücken und beißt um ſich. Er iſt der eigentliche Gebiether im Meere; denn Wallfiſche und Hayfiſche fürchten ſich vor ihm. Das Wallrath (sperma ceti) — eine dünne Flüſſigkeit — hat er in beſondern Höhlen an einigen Stellen ſeines Leibes. Wegen dieſer Flüſſigkeit, und wegen des wohlriechenden Ambra, welches ſich in ſeinen Gedärmen befindet, wird er hoch geſchätzt. Ein Fiſch liefert wohl 10 Tonnen Wallrath und 20 bis 30 Tonnen Thran. Das Kleinauge liefert ebenfalls Thran und Wallrath, und hat eine ſammetſchwarze Haut. Die Delphine oder Tumler ſind alle ſehr räuberiſch. Der Butskopf iſt auf dem Rücken ſo hart als ein Bret, und daher ſchwer mit Speeren zu tödten. Sein Schnabel gleicht dem Gänſeſchnabel; er ſchießt wie ein Pfeil durch's Waſſer, iſt ſelten, und wird etwa 14 Fuß lang. Kleiner iſt das Meerſchwein, das ſich häufig in der Nord- und Oſtſee aufhält, gemeiniglich an den Küſten. Der Speckhauer übertrifft an Größe den Butskopf; denn er wird über 20 Fuß lang. Der Kugelkopf iſt ſelten. An der Nordweſtküſte von Frankreich ſtrandete einmahl ein Junges und ward auf's Trockene getrieben. Es ſchrie dabey heftig, und eine Herde von 70 folgte; wahrſcheinlich auf das Geſchrey, oder auch von einem andern See-Ungeheuer verfolgt. Alle 70 ſtrandeten und ſtarben unter lautem Ächzen. Ein altes Männchen ſtarb erſt nach 5 Tagen. Das kleinſte Junge maß 7 Fuß. Die Euter des Weibchens waren voll gelblicher Milch.

Die Schiffe, welche alljährlich von Europa aus nach dem Nord- und Südpol auf den Wallfiſchfang ausgehen, ſind gewöhnlich hundert zehn bis hundert zwanzig Fuß lang, und enthalten zwey hundert Laſten. Weil ſie oft zwiſchen Eisfeldern fahren müſſen, ſo ſind ſie ſtark gebaut, vorn mit Eiſen beſchlagen und mit eichenem Umſchrot verſehen. Ein ſolches Schiff führt vierzig und mehrere Mann mit ſich, alſo über noch ein Mahl ſo viel, als ein Kauffarthenſchiff. Es hat ſechs bis ſieben Böte (Schaluppen) von zwanzig Fuß Länge und darüber, vier bis fünf hundert große Speckfäſſer, Zehrung auf

ſechs Monathe, viele lange Taue, Harpunen, Lanzen, Speckmeſſer und andere Sachen. In Holland koſtete ſonſt ein ſo ausgerüſtetes Schiff an 50,000 Gulden. Auf dem Schiffe ſind außer dem Hauptmanne ſechs Befehlshaber; nähmlich der Steuermann, zwey Speckſchneider und drey Harpunenwerfer. Dieſe haben außer ihrem monathlichen Lohne, einen gewiſſen Antheil an dem Gefangenen; die übrigen Matroſen erhalten aber außer ihrem Solde von ſieben Rthl. monathlich, nur noch Kleinigkeiten, z. B. einen Holländiſchen Käſe. Gewöhnlich zahlt man ihnen einen zwey monathlichen Gehalt voraus, wofür ſie ſich den nöthigen Anzug, als zwey Paar gute Stiefeln, ein halb Dutzend Strümpfe, vier Paar Beinkleider von Sackleinwand, acht Paar Handſchuhe und zwey Pelzmützen anſchaffen. In der Regel fahren die Schiffe im Windmonathe von Europa ab, oft auch ſchon früher, zumahl wenn ſie zugleich auf den Seehundfang ausgehen. Die vorzüglichſten Fangſtätte ſind die Küſten Spitzbergens und Grönlands. Wahrſcheinlich möchten aber in der Zukunft die Südpolgegenden ſtärker beſucht werden, als jene Küſten *).

Sind die Schiffe in den kalten Eisgegenden angekommen, ſo legen ſie ſich da vor Anker, wo Eisfelder mit offenem Waſſer wechſeln, und man ſchließt auf guten Fang, wenn das Gewäſſer mit vielem Wallfiſch-Aaſe angefüllt iſt. Ein Boot wird mit ſieben Leuten bemannt, und auf Wache, Brandwache genannt, ausgeſtellt. Entdeckt man einen Wallfiſch, was wegen der Strahlen, die er aus den Spritzlöchern treibt, ſelbſt bey großer Entfernung leicht iſt, ſo fährt das Boot an ihn heran, entweder von vorn oder von hinten, nicht von den Seiten, weil er es da leicht bemerkt. Liegt er an Eisſchollen und reibt ſich daran, was er gern thut, weil Würmer auf ſeiner Haut ihn plagen, ſo kann man ſich ihm am beſten nahen; doch immer muß dieſes ſo ſtill und behuthſam als möglich geſchehen. Vorn

*) Im Chriſtmonathe 1819 entdeckte der Engliſche Schiffer Smith unter dem 62. Grad 30 Minuten ſüdlicher Breite und unter dem 60. Grad weſtlicher Länge ein neues Land, und nannte es Neu-Süd-Shetland. Im Eismonathe (Februar) 1820 unterſuchte er es näher, ſegelte etwa 50 Meilen an ſeinen Küſten hin, und fand, daß die Buchten von Seehunden und Wallfiſchen wimmelten. Die Luft war gemäßigt, die Küſte gebirgig und an einigen Stellen mit Nadelholz beſetzt. Noch in demſelben Jahre ſendeten die Liverpooler Kaufleute Wallfiſchjäger dahin ab. — An den Küſten von Neu-Holland wird ſchon ſeit längerer Zeit der Wallfiſchfang getrieben.

im Boote ſteht der Speerwerfer (Harpunirer); dieſer wirft in einer Entfernung von drey Klaftern den Speer in den Wallfiſch, am liebſten in die Gegend ſeiner Spritzlöcher, oder in ein's derſelben. Der Speer iſt eine Stahlſpitze in Geſtalt eines Pfeiles, mit zwey Widerhaken, etwa zwey Fuß lang und zweyſchneidig. Er hat oben ein Öhr, worin ein hölzerner Stiel ſteckt, der ſechs Fuß lang iſt. An den Pfeil ſelbſt iſt eine ſechs Klafter lange Leine befeſtiget, der Vorgänger genannt, zäh und aus dem ſchönſten Hanfe verfertiget. An dieſen Vorgänger wird eine lange getheerte Leine geknüpft, und oft mehrere hinter einander. Jedes Boot hat gewöhnlich 1400 Klafter Leinen bey ſich, die drey Zoll in der Rundung haben, und zuſammen vierzehn bis ſechzehn Centner ſchwer ſind. Hat der Speer die Haut durchdrungen, ſo geht er auch leicht in den Speck, ſelten aber tiefer. Bisweilen mißglückt der Wurf und der Wallfiſch entwiſcht. Haftet der Speer, ſo fühlt das Thier Schmerzen, ſchlägt gewaltig mit dem Schwanze, wirft bisweilen auch das Boot um, und eilt wüthend in die Tiefe; das Boot hingegen ſteckt ein rothes Fähnlein auf, die Blutfahne genannt. Sobald man dieſe auf dem Schiffe bemerkt, wird „Fall, Fall!" gerufen, worauf Alles auf dem Schiffe in Bewegung geräth und Jeder auf ſeinen Poſten eilt. Die Meiſten ſteigen in die übrigen Böte, welche ſogleich nach der Gangſtätte rudern. Der Wallfiſch ſenkt ſich immer weiter in die Tiefe, ja oft reichen die Leinen des einen Bootes nicht hin; ein anderes von den hinzu gekommenen muß dann damit aushelfen. Auf das gute Ablaufen der Leinen hat der ſogenannte Leinenſchießer zu achten. Er ſieht darauf, daß die Leinen ſich nicht verwickeln, und nicht ſeitwärts, ſondern gerade vorn ablaufen, weil im Gegentheile leicht das Boot würde umgeriſſen werden. Auch muß man die Stellen, an denen ſich die Leinen reiben, ſtets mit Waſſer befeuchten, weil ſonſt Feuer durch die ſchnelle Reibung entſtehen würde. Mit der größten Geſchwindigkeit ſchießt oft das Boot hinter dem Wallfiſche her. Geht der Wallfiſch unter das Eis, dann wird ſo viel als möglich vom Seile herauf gezogen, und dasſelbe mit dem Kapmeſſer abgeſchnitten. Oft geht ein ſchon ſo geſpießter Wallfiſch mit einer langen Leine verloren. Bisweilen ſtürzt ſich auch der Wallfiſch mit ſolcher Wuth, nachdem er geſpießt iſt, in die Tiefe, daß er mit dem Kopfe auf den Grund ſtoßt, den Hals bricht, und bald dann todt oben auf ſchwimmt.

Nach einer viertel oder halben Stunde kommt der geſpießte Wallfiſch gewöhnlich wieder nach oben, und von dem Boote aus, das ihm am nächſten iſt, erhält er dann den zweyten Speer, fährt von neuem in die Tiefe, kommt aber in der Regel jetzt ſchneller wieder herauf als das erſte Mahl, erhält dann wohl noch einen dritten

Speer, ſpritzt, ſobald er gut getroffen iſt, Blut aus ſeinen Naſenlöchern, und ſchwimmt zuletzt matt und müde auf der Oberfläche. Tritt dieſer Zuſtand ein, ſo werden alle Leinen herauf gezogen, und die Böte nähern ſich dem Thiere, um es vollends zu tödten. Man bedient ſich hierzu eigener Lanzen, von zwölf Fuß Länge, die man ihm, wo möglich hinter den Floſſen in's Herz und in die Lunge bohrt. Dieſer Angriff iſt ſehr gefährlich; denn das Thier nimmt zu guter Letzt noch alle ſeine Kräfte zuſammen und ſchlägt mit Floſſen und Schwanz wüthend um ſich. Oft zertrümmert es die Böte. So erzählt Köhler z. B., daß ein Wallfiſch bey dieſem Kampfe drey Böte zertrümmerte, wobey ein und zwanzig Menſchen in's Meer fielen; aber glücklicher Weiſe in andere Böte noch gerettet wurden. Ein ſolcher Kampf dauert nicht ſelten zwölf Stunden, und die ganze Umgegend des Kampfes färbt ſich roth von dem Blute, welches das Thier ausſpritzt.

Iſt der Fiſch todt, ſo kehrt er ſich um, und ſchwimmt mit dem Bauche oben; die Böte werden an einander gebunden und an das letzte der Wallfiſch; ſo ſchleppt man man ihn an's Schiff und befeſtiget ihn daran. Alsbald ſteigen zwey Speckſchneider, deren Stiefelſohlen mit ſpitzigen Nägeln verſehen ſind, damit ſie nicht abgleiten, auf den Fiſch, und ſchneiden mit dem Strandmeſſer den Speck ab. Das Strandmeſſer hat eine Klinge von zwey Ellen und einen Stiel von dritthalb Ellen. Mit der Unterlippe fängt man an, bis man auf die Barten kommt, die mit beſondern Meſſern abgelöſet werden. Die Kinnlade wird auch auf's Schiff gewunden, und ein Faß darunter geſetzt, weil viel Thran daraus läuft, den die Schiffsleute auf dem Brote eſſen. Der Speck wird auf dem Verdecke klein geſchnitten, und vermittelſt eines Schlauches in den Schiffsraum gelaſſen, und dort in Tonnen gepackt. Bey dieſer Arbeit läuft ſo viel Thran nebenbey aus, daß er ſchuhhoch im Schiffe ſteht und unten ausgeſchöpft werden muß. Den Speck bringt man zu den Thranſiedereyen, die ſich gewöhnlich in der Heimath der Wallfiſchfänger befinden. Ein anſehnlicher Wallfiſch liefert hundert vierzig bis zwey hundert Tonnen Speck, jede zu zwey hundert vier und zwanzig Pfund gerechnet. Hundert Tonnen Speck geben ungefähr achtzig Tonnen reinen Thran, der gegen 2000 Rthlr. an Werth iſt. Außerdem kann das Fiſchbein auch auf faſt 1000 Rthlr. gerechnet werden. Doch ſind ſo einträgliche Fiſche ſelten. Im Durchſchnitte kann man jeden getödteten Wallfiſch nicht über 800 Rthlr. anſchlagen.

Jährlich gehen 4 bis 500 Schiffe auf den Wallfiſchfang; doch kommen oft welche, zumahl in den letzten Jahren, mit Verluſt zurück. Die Engländer beſchäftigen 20,000 Menſchen den Sommer hin-

durch mit dieſem Fange. Von den Jahren 1669 bis 1725 haben die Holländer allein 35,000 Stück Wallfiſche gefangen. —

Doch wir kehren nach dieſer langen Abſchweifung (wenn man die nähere Beſchreibung des Thieres, welches wir faſt täglich hier ſahen, ſo nennen kann) zu unſern Reiſebegebenheiten zurück.

Den 1. des Erntemonathes (Auguſt) machten wir beträchtliche Fortſchritte, hielten, wie gewöhnlich, den ſonntäglichen Gottesdienſt, ſahen den folgenden Tag ſchwarze und ſcharfe Vorgebirge, und fanden in den Buchten und Öffnungen des Eiſes zahlloſe Alken. Einige Mahl wurden 200 Stück an Einem Tage geſchoſſen und unter das Schiffsvolk vertheilt.

Der kleine Alk (mergulus melanoleucos) hat die Größe einer Taube, iſt im Ganzen ſchwarz, bis zum Auguſt aber an Bruſt und Bauch, ſpäterhin an Kinn, Kehle, Backen und Spitzen der Flügel weiß, ſo daß er ſein Gefieder im Verlaufe des Jahres verändert. Er iſt ſehr ſchmackhaft und obgleich er ſich von kleinen Krabben nährt, ſo hat er doch keinen Fiſchgeſchmack. Die Esquimaux an dem Prinz-Regenten-Buſen gebrauchen die Alkenhäute zur Unterkleidung. Außer den Lerchenfalken (falco smitellus), der Zierände (somateria spectabilis) und der Eidergans, welche beyden letztern oft in Geſellſchaft vorkommen, fanden wir auf unſerer Fahrt auch die Eisände (Glangula glacialis), bey welcher die untere Stimmritze auf eine eigenthümliche Weiſe geformt iſt.

Der Sturmvogel (procellaria glacialis — von den Schiffern Malmucke genannt), kommt in dem Baffinsbuſen in großer Menge vor, theils von einer ſilbergrauen Farbe, mit einem weißen Querſtreifen an den ausgebreiteten Flügeln, theils von dunkler Farbe. Die Sturmvögel nähren ſich von jeder Thran- und Fettmaſſe, die ſie auf der Oberfläche des Meeres finden. Ihr Magen iſt daher gewöhnlich mit einem ranzigen Öhle angefüllt, welches ſie, wenn man ſie verwundet, oben von ſich geben. Sie verſammeln ſich in großer Anzahl um die Wallfiſchfahrer, und haſchen die Abfälle von den Wallfiſchen mit großer Gefräßigkeit auf. Ihr Fleiſch iſt widerlich.

Mehrere Mövenarten fanden wir in dem Baffinsbuſen; ſie niſten auf hohen Felſen, und nähren ſich von den kleinern Waſſervögeln. Wir ſahen ſie zwar nicht geradezu andere Vögel angreifen: wenn wir aber kleine Alken ſchoſſen, dann flogen ſie über uns, um ſich der verwundeten Vögel zu bemächtigen. Ein geſchoſſenes Mövenweibchen ſpie einen ganzen Vogel aus, und an Bord gebracht, roch es ſo unausſtehlich, daß man auf den Gedanken kam, es ſo-

gleich zu unterſuchen. Da fand man in ſeinem Magen noch einen zweyten Vogel.

Die Xeme (Xema oder Larus Sabini), mit den Möven und Meerſchwalben verwandt, wurde nur auf einer kleinen Inſel, in Geſellſchaft von den größern Meerſchwalben angetroffen. Wenn ſie ihr Neſt in Gefahr ſah, ſo flog ſie, gleich den Meerſchwalben, mit ſtarkem Geſchreye ganz dreiſt dem Menſchen in's Geſicht, und ſuchte dadurch ihren Feind zu entfernen; obgleich ſie leider auch eben dadurch das Daſeyn ihres Neſtes verrieth. — Schneehühner, Alpenſtrandläufer und andere Vögel ſind ſeltener in dem Baffinsbuſen. Die Vögel, welche in den wärmeren Gegenden die Luft beleben, die Sänger, wohnen hier nicht; ſtarr iſt in dieſer ſtarren Welt auch der Vogel, gebannt an Felſen, Eisſchollen und Waſſer.

Unſere Schiffe hatten ſich, durch Zerſägen des Eiſes, durch Ziehen u. ſ. w. bis zum 7. des Erntemonathes glücklich eine Strecke weiter gearbeitet; an dieſem Tage aber ging es hart zu. Um halb ſieben Uhr fing das Eis an ſich zu bewegen; der Wind nahm ſehr zu, und uns blieb weiter nichts übrig, als die Schiffe nach Norden durchzuzwängen. Aber die Fahrt war von ſchweren Eisſtücken ſo verſperrt, daß unſere angeſtrengteſten Bemühungen ohne Erfolg blieben; die Flahrden drangen auf uns ein und preßten die Schiffe. Eine Flahrde, an einer Seite der Iſabella, ſchien feſt zu bleiben, indeſſen eine andere in einer kreisförmigen Bewegung heftig weiter trieb. Der Druck nahm zu, Schiff und Eis geriethen in Kampf, und ſchienen beyde Sieg oder Tod auf's Spiel zu ſetzen. Das Schiff krachte, die Balken im Raume fingen an ſich zu krümmen, und die eiſernen Vorrathskäſten wurden an einander getrieben. Das Eis ſchien zu ſiegen; denn länger konnte das Schiff den Druck nicht aushalten. Da erhob es ſich plötzlich, durch den Drang des Eiſes von unten nach oben, mehrere Fuß, indeſſen das ſechs Fuß dicke Eis an ſeinen Wänden zerbrach und auf die Maſſe zurückprallte. Die ganze Gewalt des Eiſes fiel jetzt auf den Bug (das Vordertheil), und nachdem das Schiff noch ein Mahl in die Höhe gehoben war, fuhr es mit großer Heftigkeit, vom Winde getrieben, auf den Alexander los, welches Schiff durch die Iſabella bis dahin ſehr geſchützt war. Der Zuſammenſtoß beyder Schiffe drohte unendliches Verderben, und jeder Verſuch, dieſen Stoß zu verhindern, mißlang. Die Eisanker und Kabeltaue *) brachen eines nach dem andern, und die Spiegel und die glatten, ebenen Hintertheile beyder Schiffe geriethen ſo heftig an einander,

*) Oft 12 bis 24 Zoll dick.

daß ſie ein Boot, welches nicht zeitig genug entfernt werden konnte, zertrümmerten. Das Aneinanderſtoßen war furchtbar; die Anker zerbrachen, und man erwartete nichts weniger, als den Verluſt der Maſten. Aber gerade in dieſem ſchrecklichen Augenblicke ließ die Gewalt des Eiſes nach, die beyden Felder wichen plötzlich, und wir kamen dem Alexander mit verhältnißmäßig geringem Schaden vorbey. Nur die beyden Buganker hakten in einander und hingen zwiſchen beyden Schiffen, bis der vom Alexander nachgab. So rettete uns die Vorſehung; — eine freye Waſſerſtraße öffnete ſich, und obgleich wir wegen des dicken Schneegeſtöbers unſern Schaden noch nicht ſicher überſehen konnten, dankten wir doch Gott für die Rettung. Viele von unſerer Mannſchaft hatten ihr ganzes Leben auf Wallfiſchſchiffen gedient, hatten aber nie eine ſo drohende Gefahr erlebt, und meynten Alle, daß ein gewöhnlicher Wallfiſchfahrer in Staub zerſchmettert worden wäre.

Unſere Sorgen waren aber noch nicht ganz gehoben; denn das ſtarke Schneegeſtöber dauerte fort, der Wind nahm zu, und bald ſahen wir in geringer Entfernung ein großes Eisfeld auf uns zukommen. Wir eilten, uns einen Zufluchtsort zu ſuchen, und fingen deßhalb an, uns eine Docke oder einen Lagerraum zur Zuflucht zu hauen und zu ſägen. Alles legte Hand dazu an; allein das Eis war für unſere neunfüßigen Sägen zu dick, und die Arbeit mußte darum aufgegeben werden. Dieſes Unglück ward unſer Glück; denn bald trieb das Eisfeld, worin wir die Docke hatten machen wollen, gegen ein Riff von feſtliegenden Eisbergen. Wir hielten uns an der Kante auswärts, und ſahen, daß das Eisfeld gerade mit dem Theile, in welchem wir verweilen wollten, ſo ſchnell und gewaltig mit einem Eisberge zuſammen gerieth, daß ſeine ſteile Seite ſich mehr als 50 Fuß in die Höhe hob, plötzlich brach und mit ſchrecklichem Krachen überſtürzte.

Bald hellte es ſich auf, wir ſahen Land, machten das Schiff an Landeis (Eis, was mit dem Lande zuſammenhängt), das mit den Eisbergen einen ſichern Buſen bildete, feſt, erquickten uns nach ſo harten Anſtrengungen und beſſerten die Schiffe wieder aus.

Zweyter Theil.

Von den Nord-Grönländern bis zum äuſſerſten Ende des Meerbuſens.

Während der Zeit, daß die Schiffe wieder ausgebeſſert wurden, bemühte ich mich, die Umgegend etwas näher kennen zu lernen. Ich ſendete deßhalb die Herren Sabine, Buſhnan, Skene und Beverlay an das nächſte Ufer, das etwas über eine Meile entfernt zu ſeyn ſchien. Buſhnan machte ausfindig, daß das Land eine Inſel ſey, und dieſelbe wurde darum nach ihm benannt. Man fand ſie ganz öde; aber einige regelmäßige Steinhaufen, den gewöhnlichen Gräbern der Esquimaux ähnlich, bewieſen, daß ſie bewohnt geweſen ſey. Pflanzen ſah man wenige; den nackſtängeligen Mohn, einen (vielleicht den Eis-) Hahnenfuß, und zwey bis drey Grasarten. Wir wunderten uns, dieß noch hier zu finden, da ſchon die ſüdlicher liegenden Küſten ſo arm ſind. Auf der ſüdlichſten Spitze Grönlands kommt kein Getreide zur Reife; nur Kohl, Salat, Radieschen und Rettige laſſen ſich anbauen, doch ohne daß man erſtern verpflanzt. Wild wachſen, nebſt dem Heidekraute und vielen Mooſen, die Heidelbeeren, die Preißelbeeren, die Moosbeeren und die Krähbeeren, welche die Grönländer alle eſſen. Aus den Wachholderbeeren, die hier auch wachſen, und deren Früchte ſehr groß werden, machen ſie ſich nichts. Weiden, Eberäſchen, Birken und Erlen trifft man in Süden, aber alle nur als verkrüppeltes Geſträuch. Wichtig iſt für die Grönländer die Engelwurz (angelica), die ſie häufig finden und gern eſſen; noch wichtiger könnte für ſie das Löffelkraut (cochlearia) werden, wenn ſie mehr darauf achteten. Dieſes Kraut, welches zu den viermähdigen Pflanzen (detradynamisten) gehört, und mit unſerm Meerrettige verwandt iſt, wächſt in kalten Gegenden, und alſo auch in Grönland überall; es hat ſehr dicke Blätter, die auch in der größten Kälte unter dem Schnee ausdauern. Die Blätter werden ohne Weiteres gegeſſen, aber auch als Salat zubereitet und als Kohl gekocht, und liefern ein Allmittel gegen die gemeinſte Krankheit des Nordens — gegen den Scharbock, ſo daß Krankheit und Arzeney beyſammen ſind. Daß noch mehr Pflanzen, die Kälte vertragen können, fortkommen, als Wieſenkreſſe, Wintergrün, Steinbrech, Quendel, Bitterklee u. ſ. w., verſteht ſich von ſelbſt. Reich iſt das Meer bey den Küſten an Tangen, deren es wohl über 20 Arten hier gibt, und deren Blätter theils grasartig, theils geſiedert, theils breit und ſtark ausgeſchweift ſind. So viel mag

hier über die Grönländiſche Pflanzenwelt geſagt ſeyn, die der Isländiſchen noch nachſteht.

Wir gingen den 9. um Mitternacht wieder unter Segel, und waren noch nicht weit vorwärts gekommen, als uns der Anblick von mehreren Menſchen auf dem Eiſe überraſchte, welche, wie uns vorkam, den Schiffen Halloh zuriefen. Wir hielten ſie erſt für Schiffbrüchige. Als wir indeſſen dem Eiſe uns näherten, erkannten wir Eingeborne, auf roh geformten Schlitten, gezogen von Hunden, welche ſie mit bewundernswürdiger Geſchwindigkeit vor- und rückwärts trieben. Unſer Sackhouſe rief ihnen zu; ſie antworteten; beyde Theile ſchienen ſich aber nicht zu verſtehen. Eine Zeit lang ſahen uns die Esquimaux unverwandt und ſtumm an, aber beym Umlegen (andere Richtung nehmen) des Schiffes erhoben ſie einſtimmig ein Geſchrey von ſonderbaren Bewegungen begleitet, jagten mit großer Schnelle an's Land zurück, und machten nach Zurücklegung einer Meile, Halt. Wir ſchickten ein Boot an das Eis, richteten ein Gerüſt, vier Fuß hoch, auf, und legten Geſchenke darauf, in Meſſern und Kleidungsſtücken beſtehend. Da ſie nicht darauf achteten, ſendeten wir ein zweytes Boot dahin, mit dem Auftrage, einen Esquimaux-Hund mit blauen Perlenſchnüren dort zurückzulaſſen. Wir verſuchten, eine Durchfahrt zu entdecken, fanden aber keine Öffnung, und kehrten nach 10 Stunden auf unſern alten Platz zurück. Wir fanden unſere Geſchenke unangerührt; und da ich ſehr wünſchte, mit den Eingebornen in Verkehr zu kommen, ſo richtete ich einen Flaggenſtock auf. Die Flagge ſtellte die Sonne und den Mond über einer Hand dar, die ein Büſchel Heidekraut hielt. Der Flaggenſtock ward zwiſchen dem Ufer und unſern Schiffen aufgerichtet, trug zugleich einen Beutel, voll von Geſchenken, und bemahlt mit einer Hand, die auf unſere Schiffe wies. Der Beutel hing ſo niedrig, daß man ihn erlangen konnte. Das Wetter war ſchön, das Waſſer ruhig, und Tauſende von Alken und Möven umſchwärmten unſer Schiff, und gewährten uns Zeitvertreib und gute Nahrung. Auf einen einzigen Schuß fielen 32 Vögel, ſo dick ſchwärmten ſie hier.

Am 10. des Erntemonathes, des Morgens um 10 Uhr, hatten wir die Freude, acht Schlitten mit Eingebornen auf einem Umwege auf uns zukommen zu ſehen. Etwa eine gute Viertelſtunde von uns machten ſie Halt, ſtiegen aus, und erkletterten einen kleinen Eisberg, um zu ſpähen und zu luegen. Nachdem ſie eine Stunde berathſchlagt hatten, wie man deutlich ſehen konnte, ſtiegen vier von dem Eisberge herab, und gingen auf den Flaggenſtock zu; doch wagten ſie es nicht, ganz nahe heran zu gehen. Inzwiſchen ward auf dem großen Maſte jedes Schiffes eine weiße Flagge aufgezogen, und unſer

Sackhouſe mit einer kleinen weißen Flagge und einigen Geſchenken abgeſchickt, um wo möglich mit ihnen ein Geſpräch anzuknüpfen. Sackhouſe führte ſeinen Auftrag mit Muth und Geſchicklichkeit aus. Er ging ganz allein und unbewaffnet bis an eine ſchmale Waſſerſtraße, nahm ſeinen Hut ab, und machte den Esquimaux freundſchaftliche Zeichen. Allmählich näherten ſich dieſelben bis auf 300 Ellen, ſtiegen aus ihren Schlitten und brachen in ein lautes, einſtimmiges Halloh aus, welches Sackhouſe erwiederte. Sie kamen darauf wieder etwas näher, bloß die Peitſchen in den Händen, mit denen ſie ihre Hunde lenkten. Nachdem ſie ſich überzeugt hatten, daß die Waſſeröffnung nicht zu überſpringen ſey, faßten ſie mehr Muth. Geſchrey, Worte und Geberden wurden nun viel von beyden Seiten, aber anfänglich ohne Erfolg, gemacht. Nach einer Weile entdeckte Sackhouſe, daß die Eingebornen die Humuk-Mundart, aber mit außerordentlicher Dehnung der Worte, redeten. Sogleich nahm er dieſe Mundart an, und ſchrie ihnen zu, indem er die Geſchenke in die Höhe hielt: »Kahkeite!« (kommt her!) Sie aber antworteten: »Naa-krie, naa-krie, ai-plaite!« (nein, nein — entfernt euch!) Der Kühnſte trat endlich an den Rand des Waſſers, zog aus ſeinem Stiefel ein Meſſer, und wiederhohlte: „Geht weg! Ich kann Euch tödten.“ Sackhouſe ließ ſich dadurch nicht erſchrecken; erzählte ihnen, er ſey auch ein Menſch und ein Freund, und warf ihnen zugleich über das Waſſer einige Reihen Perlen und ein Matroſenhemde zu. Auch dieß betrachteten ſie noch mit großem Mißtrauen, und riefen: „Geht weg! Tödtet uns nicht!“ Jetzt warf Sackhouſe ihnen ein Engliſches Meſſer zu, und ſagte: „Nehmt das!“ — Dieſem näherten ſie ſich mit großer Vorſicht, nahmen es endlich auf, ſchrieen und zupften ſich die Naſen. Sackhouſe machte ihnen dieſes nach, und ſchrie ſeiner Seits: »Heigh, yau!« Jetzt nahm allmählich ihre Furcht mehr ab, und ſie fragten, was das Hemde ſey. Als ſie erfuhren, daß es ein Kleidungsſtück ſey, wollten ſie wiſſen, von welchem Felle es gemacht würde. Sackhouſe erwiederte, es ſey von dem Haare eines Thieres gemacht, das ſie nie geſehen hätten. Jetzt nahmen ſie es auf, ſahen es mit großer Verwunderung an, und thaten mehr Fragen, als: „Was für große Geſchöpfe ſind das? (nähmlich die Schiffe) — Kommen ſie vom Monde oder von der Sonne? — Geben ſie uns Licht bey Tag oder bey Nacht?“ — Sackhouſe erzählte ihnen, er ſey ein Menſch wie ſie, und komme aus einem fernen Lande aus Süden. Sie meynten aber, das könne nicht ſeyn; denn dort wäre nichts als Eis. Von neuem fragten ſie, was die Schiffe für Geſchöpfe ſeyen, und da Sackhouſe ihnen bedeutete, es wären Häuſer, von Holz gemacht, ſo

verſetzten ſie: „Leben müſſen ſie, wir haben ſie ja ihre Flügel (die Segel) bewegen geſehen.“ Bey der ganzen Unterredung waren ſie immer noch in Furcht und Argwohn, wie ich durch ein gutes Fernglas vom Schiffe aus ſah. Der Erſte, welcher ſich näherte, winkte immer den zwey Andern, auch vorzukommen; in ihm hatte die Neugierde über die Furcht geſiegt, in den Andern aber noch nicht. Manches Mahl ſchritten ſie wieder zurück, dann wieder vor, und horchten, beſtändig die eine Hand unten am Knie, um im Falle der Noth ein Meſſer aus den Stiefeln zu ziehen. In der andern Hand hielten ſie ihre Peitſchen, die Schweppen aufgewickelt. Die Schlitten blieben in mäßiger Entfernung; der vierte Mann ſtand dabey, um ſie zur Flucht bereit zu halten. Zuweilen zogen ſie die Kopfbedeckung ab, um die entfernteſten Töne aufzuhorchen. Oft zitterten ſie an allen Gliedern. Sackhouſe hohlte ein Bret, um es über das Waſſer zu werfen und ſo in näheren Verkehr mit ihnen zu treten, und ging hinüber. Sie bathen ihn aber flehentlich, ſie nicht zu berühren; denn wenn er es thäte, ſo müßten ſie gewiß ſterben. Nachdem er Manches verſucht hatte, um ſie zu überzeugen, er ſey ſo gut von Fleiſch und Blut, wie ſie, wagte der, welcher bisher den meiſten Muth bewieſen hatte, Sackhouſe's Hand anzufaſſen, zupfte ſich dann bey der Naſe, und erhob ein lautes Geſchrey, in welches die Übrigen einſtimmten. Sackhouſe vertheilte darauf Geſchenke und tauſchte ein Meſſer von ihnen ein.

Da es Sackhouſe nicht zu gelingen ſchien, ſie zu uns an Bord zu bringen, ſo ging ich mit dem Lieutenant Parry ſelbſt nach dem Orte der Unterredung. Wir fanden die Unterhaltung ſchon ſehr lebhaft; die entferntern Esquimaux jagten auch herbey, ſo daß acht Eingeborne mit ihren Schlitten und fünfzig Hunden, zwey Matroſen, Sackhouſe, Parry und ich zuſammen waren — eine ſeltſame Verſammlung mitten auf dem Eiſe! — Alles ſchrie und ſchwatzte durcheinander, die Hunde heulten, und erhielten Peitſchenhiebe von ihren Herren. Da wir ankamen, entſtand eine ſichtbare Verwirrung, und Mehrere zogen ſich etwas zurück. Sackhouſe rief uns darauf zu, wir ſollten nur an unſere Naſen zupfen; denn daß dieß ein freundſchaftlicher Gruß ſey, hatte er ſchon bemerkt. Wir zupften, ſo gut wir konnten, und die Eingebornen thaten daſſelbe. Auch ihr Geſchrey dabey bemühten wir uns, nachzumachen nähmlich: Heigh, yau! Wir beſchenkten erſt die Vorderſten mit einem Spiegel und einem Meſſer, und allmählich Alle. Als ſie ihre Geſichter in den Spiegeln ſahen, ſchien ihr Erſtaunen auf's Äußerſte gebracht zu ſeyn, und ſie blickten eine Weile ſchweigend um ſich, auf einander und auf uns. Gleich darauf erhoben ſie ein ſtarkes, anhaltendes Gelächter,

welches der Ausbruch des höchſten Jubels und Erſtaunens zu ſeyn ſchien. Auf Sackhouſe machte dieſe Scene einen ſo ſtarken Eindruck, daß er einige Zeit nachher eine Zeichnung davon entwarf, die zwar nicht als Kunſtwerk gelten kann, aber doch ſehr treu die Scene darſtellt.

Nachdem wir einige Hörner vom Narwal, Zähne von Wallroſſen und Meſſer als Gegengeſchenke erhalten hatten, bedeutete Sackhouſe den Eingebornen, ſie möchten ihre Köpfe entblößen, um uns dadurch ihre Achtung zu bezeigen, was ſie zu verſtehen ſchienen, und ſogleich thaten. Die Farbe unſerer Haut, ſo wie die Zierathen auf den Spiegelrändern, zogen ihre Aufmerkſamkeit beſonders an. Der Älteſte von ihnen, welcher den Anführer machte, wendete ſich jetzt an mich, und hielt eine lange Rede, worauf er Antwort zu erwarten ſchien. Ich aber mußte ihm zu erkennen geben, daß ich das nicht verſtände, worüber ſein Erſtaunen unbegränzt war.

Sackhouſe beredete ſie endlich, mit uns auf's Schiff zu kommen. Sie ſchirrten die Hunde ab, banden ſie an's Eis feſt, und ließen drey bey den Schlitten zurück. Sie lachten herzlich, als unſere Matroſen mich auf einem Schlitten nach dem Schiffe hinzogen. Einer hielt ſich dicht an mich und kam daher ſeinen Gefährten voraus. Als wir aber bis etwa auf 100 Ellen dem Schiffe nahe waren, ſtand er ſtill und war nicht weiter zu bringen. Er hielt noch immer das Schiff für ein lebendiges Weſen, betrachtete jeden Maſt mit der größten Furcht und Verwunderung, und ſchrie den Schiffen entgegen: „Wer ſeyd Ihr? — Was ſeyd Ihr? — Woher kommt Ihr? — Von der Sonne oder vom Monde?" — Zwiſchen jeder Frage hielt er ein, und zupfte ſich mit der größten Feyerlichkeit die Naſe. Die Andern machten es eben ſo, als ſie näher kamen. Sackhouſe erklärte ihnen noch ein Mahl, daß das Schiff nicht lebe, und zeigte auf ein Boot, das zur Ausbeſſerung auf dem Eiſe lag. Sie gingen zu dem Boote hin, und nahmen dasſelbe, wie die Werkzeuge des Zimmermannes, genau in Augenſchein. Ich ließ das Boot in's Waſſer bringen; das war ein neues Wunder. Den Eisanker des Schiffes ſuchte Einer aufzuheben, und beym Kabeltau erkundigten ſie ſich wieder, von welcher Thierhaut es gemacht ſey. Die übrigen Officiere kamen jetzt auf's Eis, und die Matroſen der Iſabella, welche dem Eiſe am nächſten lag, hatten ſich auf dem Bug (Vordertheil) verſammelt, und erwiederten das Schreyen, Hallohen, Lachen und Naſenzupfen der Eingebornen; das Hinaufklettern eines Matroſen auf den Maſt war ein neuer Gegenſtand des Erſtaunens. Als ſie den Gebrauch von Hammer und Nägeln erfuhren, entſtand ſogleich die Begierde, letztere zu haben, die ſie auch erhielten.

Viele Schwierigkeit machte es, ſie zu bereden und ihnen zu zeigen, wie man die Strickleiter zum Schiffe hinauf ſtiege. Auf dem Schiffe ſtanden ſie oft lange mit offenem Munde und ausgeſtreckten Armen, ſtarr und ſtumm; dann ſchrieen ſie wieder ihr: »Heigh-yau!« — und zwar mit mancherley Veränderungen der Stimme.

Da ihre ganze Kenntniß von Holz ſich auf Heidekraut beſchränkte, deſſen Stängel etwa einen Finger dick iſt, ſo wußten ſie gar nicht, was ſie von dem vielen Bauholze im Schiffe denken ſollten. Mit Verachtung ſahen ſie auf einen kleinen Hund, wohl, weil er untauglich war zum Schlittenziehen. Vor einer Sau ſchauderten ſie zurück, und als dieſes Thier zufällig grunzte, erſchrack Einer von ihnen ſo heftig, daß ihm unwohl ward, und er ſich beſtrebte, je eher, je lieber das Schiff zu verlaſſen. Bey der Gelegenheit wollte er aber den Amboß mitnehmen, und da dieſer ihm zu ſchwer war, nahm er einen Hammer, warf ihn auf's Eis, verließ das Schiff, band den Hammer auf ſeinen Schlitten und machte ſich davon. Ich ſchickte ihm Jemand nach, und da er merkte, der werde ihn einhohlen, verſenkte er den Hammer im Schnee, und kam mit dem Schlitten heran. Er wußte alſo, daß er Unrecht gethan hatte. So wurzelt denn auch ſchon die Sünde in dieſem Volke, das im äußerſten Norden zwiſchen Eis und Schnee, Bären und Seehunden lebt. Ein Anderer entfernte ſich auch; die übrigen drey wurden in meine Kajüte geführt, wo wir ſie raſch abzeichneten. Als wir ihnen Abbildungen von andern Menſchen, z. B. von Otaheitiern, zeigten, verſuchten ſie, dieſelben zu umarmen. Auf viele Sachen achteten ſie gar nicht; das Holz als Maſſe zog immer am meiſten ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Um ſie zu unterhalten, wurde die Geige gehohlt und darauf geſpielt; allein ſie gaben wenig darauf Acht, und ſchienen ſich weder aus den Tönen, noch aus dem Spieler etwas zu machen. Nachher ward auf einer Flöte geblaſen; dieß wirkte mehr auf ſie. Einer ſetzte ſie an den Mund und blies hinein, warf ſie aber augenblicklich von ſich. Zwieback und geſalzenes Fleiſch, das wir ihnen reichten, koſteten ſie zwar, ſpieen es aber wieder aus. Wir entließen ſie mit mehreren Geſchenken, und ſie verſprachen, zurückzukehren, nachdem ſie gegeſſen und geſchlafen hätten. Beym Abſchiede wurden die Naſen wieder gehörig gezupft. Der Älteſte von ihnen hieß Ervick, welcher hier abgebildet iſt; die zwey Andern waren ſeine Bruderſöhne; Alle aus dem Prinz-Regenten-Buſen, nördlich von hier, von wo aus ſie hierher gekommen waren, um Narwale zu erjagen.

„Der Narwal — Einhornfiſch, See-Einhorn, Monoceros — iſt etwa 22 Fuß lang und 12 Fuß rund. Der Kopf macht den vierten Theil der Länge aus, iſt rund und mit einer ſtumpf gerundeten

Schnautze verſehen. Er hat keine Zähne, dagegen aber im Oberkiefer ein 2 bis 10 Fuß langes, gewundenes, weißes Horn, das einem langen Kegel gleicht, faſt durch und durch feſt, und darum ſchwer iſt. Augen und Ohren dieſes See-Ungeheuers ſind klein; auf dem Scheitel des Kopfes befindet ſich ein Luftloch. Der Rücken iſt breit abgerundet, und der Schwanz, aus zwey eyrunden Lappen beſtehend, liegt waſſerrecht. Körper von eyförmiger Geſtalt ſtrecken ſich, ſtatt der Rückenfloſſen, vom Blaſeloch zum Schwanze hin. Der aſchgraue Rücken iſt mit vielen ungleichen, ſchwarzen Flecken getüpfelt, der Bauch glänzend-weiß und wie Sammet anzufühlen. Seine gewöhnliche Nahrung beſteht in Seegewürm. Er ſchwimmt mit großer Schnelligkeit, kann aber, gleich dem Wallfiſche, weil er durch Lungen athmet, nicht lange unter Waſſer bleiben. Er ſcheint zwar nicht bößartig, iſt aber doch ein gefährlicher Feind des Wallfiſches, und bohrt bisweilen auch mit ſeinem Horne in die Schiffe ein. Der Thran von ihm iſt ſehr gut, und von ſeinem Horne fabelte man in frühern Zeiten Manches. Die Markgrafen von Bayreuth beſaßen eines, das ihnen 600,000 Rthlr. koſtete, und die Könige von Dänemark haben einen Thron daraus gebildet, der mehr koſtet, als einer von Gold. Jetzt findet man in jedem Thierſaale (Museum zoologicum) ein ſolches Horn, woraus Drechsler ſchönere Arbeiten, als aus dem Elfenbeine, verfertigen.

Den 11. des Erntemonathes kündigte uns das Eistreiben die Nähe einer ſüdlichen Kühlung (eines friſchen Strichwindes, der nur eine Zeit lang dauert) an, und rieth uns, unſere Stellung zu verlaſſen. Wir beſtanden mehrere Gefahren zwiſchen Eisflahrden und Eisbergen, die ſich furchtbar gegen einander thürmten und ſich gegenſeitig zermalmten. Wir verloren das Land aus dem Geſichte, ließen um Mitternacht auf dem ſchwimmenden Eiſe eine verpichte Flaſche mit dem Berichte von unſern Begebenheiten zurück, wie wir dieſes ſchon öfters gethan hatten, um, wenn unſere Schiffe untergingen, doch vielleicht Nachrichten von unſern letzten Begegniſſen nach Europa zu bringen. Den 12. ſahen wir wieder das Land, und fanden einen Buſen, den wir Prinz-Regenten-Bucht nannten, zur Erinnerung an Sr. königl. Hoheit (jetzigen Königs) Geburtstag. Den 13. konnten, wir nicht weiter vorwärts, weil ſich eine Eiswand von dem Landeiſe bis zum See-Eiſe erſtreckte. An dieſem Tage war der Widerſchein des Lichtes auf die Eisberge beſonders wundervoll; Smaragdgrün, Saphierblau und Orangegelb traten am grellſten hervor. Überhaupt gehörte die Anſicht der Eisberge an ſchönen Tagen zu den größten Annehmlichkeiten unſerer Reiſe, und ſelbſt bey bewölktem Himmel und an neblichten, unheimlichen Tagen gewährten dieſe Polklippen und ſchwimmenden Nord-Eilande oft eine überraſchende An-

ſicht. Manche Stellen zeichneten ſich vor den übrigen durch ihre Eisberge aus. So ſegelten wir bey der Inſel Waygat durch eine Gruppe von Eisgeſtalten, die theils zerfallenen Gothiſchen Gebäuden glichen, theils den Ägyptiſchen Säulen, theils den kühnen Felsmaſſen, die an ſteilen Ufern weit über das Meer hängen, beſtändig den Sturz drohen und doch nicht ſtürzen. Der Himmel war dabey wolkig, und die niedrige Sonne konnte beym Durchblicke nur ſtets die eine Seite der Maſſen erhellen. Den 17. des Brachmonathes fanden wir einen einzeln daſtehenden ausgezeichneten Eisberg. Die erleuchtete Seite ſtrahlte in Silberglanz und unten erkannte man deutlich Schichtungen. Auch dieſer Berg hing bedeutend über. Ein anderes Mahl ſahen wir einen Eisberg, der in der Mitte eine Pforte hatte, nicht unähnlich dem Kuhſtalle in der Sächſiſchen Schweiz; nur mit dem Unterſchiede, daß ſtatt des grauen Sandſteinfelſens hier weiße Schnee- und Eismaſſen, gleich dem Carrariſchen Marmor, in die Höhe ſtarrten. Überhaupt gleichen die Eisberge den ſo oft bewunderten Gebilden des jüngern Sandſteines in der Sächſiſchen Schweiz, in der Grafſchaft Glaz und bey Adersbach in Böhmen.

Wir legten den 13. glücklich bey einem Eisberge an, der an dem Landeiſe feſt lag und einen kleinen Buſen bildete, in dem wir bald einfroren. Während der drey letzten Tage hatten wir eine unermeßliche Menge Wallfiſche geſehen, welche zuweilen dicht an der Seite des Schiffes herauf kamen, um Luft zu ſchöpfen und unſerer weiter nicht achteten. Auch bemerkten wir mehrere Narwale, und des Abends und Morgens waren die offenen Wäſſer mit kleinen Alken buchſtäblich bedeckt. — Wir verweilten noch nicht lange an unſerm neuen Platze, ſo erblickten wir drey Eingeborne, und ſteckten deßhalb wieder einen Flaggenſtock mit Geſchenken aus. Sie kamen heran, unterſuchten Alles, nahmen aber nichts mit und kehrten zurück. Sackhouſe ging darauf zu ihnen, und ich mit Parry folgte ihm bald. Es waren dieſes nicht die Eingebornen, mit denen wir ſchon verkehrt hatten, ſondern andere, die von dieſen ſchon wußten, daß wir ein jenſeits des Eiſes lebendes Volk ſeyen, und darum mit Zutrauen ſich uns näherten. Der Älteſte kam auf unſere Einladung mit ſeinem Schlitten nahe an's Schiff. Er hatte ſechs Hunde vor dem Schlitten; jeder trug ein Halsband von Robbenfell, zwey Zoll breit, daran war ein ſtarker, etwa drey Ellen langer Riemen mit dem einen Ende befeſtiget, während das andere Ende am Schlitten ſaß. Alle Hunde liefen neben einander, jeder zog ohne Zügel an ſeinem einzelnen Riemen. Sobald ſie den Knall der Peitſche hörten, rannten ſie in vollem Laufe davon. Der Fahrende leitete ſie, theils durch die Stimme, theils durch die Peitſche. Als ſie aber einem Matroſen

ſich näherten, entſetzten ſie ſich dermaßen, daß ſie nur mit Mühe aufgehalten werden konnten. Zuletzt wurden ſie an's Eis feſtgebunden. [Viele Freude hatten die Eingebornen über unſere Geſchenke; ihr Erſtaunen über unſere Schiffe war aber nicht ſo groß wie bey den Vorigen, weil ſie ſchon von denen viel gehört hatten. Zum Gegengeſchenke erhielt ich einen Speer, aus einem Narwalhorne gemacht, einen Schlitten aus Robbenbeinen zuſammen geſetzt und durch Robbenſtriemen verbunden. Als Sohlen dienten Narwalhörner. Der Schlitten hat hinten eine Rückenlehne. Die Querknochen ruhen unmittelbar auf den Baumknochen, ſo daß der Schlitten ſehr niedrig iſt. Ein Hund, den ich mit Mühe kaufte, denn der Beſitzer trennte ſich ungern von ihm, wurde ſpäterhin unglücklicher Weiſe von einem Sturme über Bord geſchleudert. Mehrere Hunde hatten nur ein Auge, das andere war durch Peitſchenhiebe verloren gegangen. Die drey Eingebornen waren ein Vater mit zwey Söhnen. Erſterer hieß Meigack; er kam mit dem einen Sohn auf's Schiff, und erzählte uns, daß er eine Frau, drey Söhne und eine Tochter habe, an dieſen Ort nur im Sommer der Robben und Narwale wegen, und um ſich mit Eiſen zu verſehen, komme. Von dem Eiſen ſagte er uns (in ſo weit wir ihn ganz richtig verſtanden haben), daß es an einem Berge in vielen großen Stücken gefunden würde, die theils zerſtreut umher lägen und weich wären, theils aber als härtere Maſſen in dem Berge feſt ſäßen, und daß ſie es mit Steinen ſpalteten und zu Meſſern breit ſchlügen. Etwas Ähnliches hatten auch die vorigen Eingebornen erzählt; doch gaben ſie von einem Meſſer an, es ſey von Eiſen gemacht, das an einem Brete (wohl von einem geſcheiterten Schiffe) geſeſſen habe. Da der bezeichnete Eiſenberg jetzt wenigſtens fünf Meilen von uns entfernt lag, ſo wagte ich nicht, Mannſchaft zur Unterſuchung dorthin zu ſchicken, und trug dem Meigack auf, mir ſolches Eiſen zu verſchaffen, was er auch verſprach. Meigack zeigte Widerwillen gegen Zwieback und geiſtige Getränke. Ein Weinglas gefiel ihm ſehr, und ich ſchenkte es ihm deßhalb. Anfänglich wunderte er ſich, daß es nicht in der Hand zerfloß, weil er es für Eis hielt. Er ſagte, daß er es ſeiner Frau mitnehmen und auch mit derſelben wieder zu uns kommen wolle, damit ſie ſich die Schiffe anſehe. Das Glas band er hinten an ſeinen Schlitten, als wiſſe er nicht mehr, daß er ihn vertauſcht habe. Doch ließ er ſich darüber berichten. Seine Wohnung konnten wir mit einem Fernglaſe vom Schiffe aus ſehen. Er verſprach beym Abſchiede, wenn er gegeſſen und geſchlafen hätte, mit mehreren Landsleuten und dem Eiſen zurück zu kehren. — Das Wetter war an dieſem Tage mißlich; Wind, Schneegeſtöber, Regen und Froſt darauf.

Den 14. kamen um zwey Uhr Nachmittags zehn Eingeborne auf ihren Schlitten zu uns. Wir gingen ihnen entgegen und trafen außer Meigack, ſeinen Söhnen und Einigen noch Unbekannten auch drey von denen darunter, mit welchen wir zuerſt bekannt geworden waren. Sie kamen ohne Furcht und ohne weitere Begrüßungen zu uns, hatten eine Boje — einen Luftſack aus Robbenhaut, den ſie auf ſich und auf uns ſtießen, und ſo damit ſpielten und ſcherzten, wie wir in Europa mit unſern Bällen. Die Boje wird an's Ende der Speerriemen beym Speeren der Wall- und Einhornfiſche gebunden, und dient zum Wiedererkennen der Stelle, wo das Thier iſt, und zum Abmüden desſelben. Man ſieht hieraus, daß die Nord-Grönländer auf eine ähnliche Weiſe als die Süd-Grönländer die Waſſerjagd betreiben. Unſere Gäſte hatten die Nacht einen Einhornfiſch erlegt, und darum war die Boje bey ihnen. Dieſes Mahl wurden ſie bald etwas läſtig; kaum waren ſie an Bord, ſo fingen ſie an zu betteln und zu ſtehlen. Wir kauften noch einen Schlitten von ihnen und ein Paar Meſſer. Einen Hund wollten ſie nicht ablaſſen. Einer, der einen Sack voll Alken trug, nahm eine heraus und verſchlang ſie roh. Als wir fragten, ob ſie dieſes gewöhnlich ſo machten, antworteten ſie: „Nein, nur wenn keine Gelegenheit zum Braten iſt.“ Große Furcht zeigten ſie, da ſie vom Eiſe bis zum Schiffe in einem Boote fahren ſollten. Mehrere Mahl mußte ich aus- und einſteigen, ehe ſie das Einſteigen verſuchten; und da die Matroſen etwas ſchaukelten, fuhren ſie gewaltig zuſammen. Nachdem wir uns nach Vielem erkundiget hatten, kamen wir auch auf Tonkunſt und Tanz, und es gelang uns, zwey der Fremden, die wahrſcheinlich Ervick's Neffen waren, zum Tanze zu bringen. Einer fing an, riß furchtbar die Augen auf und verzerrte das Geſicht. Wir glaubten, es befiele ihn die fallende Sucht (Epilepſie) und ich wollte ſchon den Arzt rufen laſſen. Doch bemerkte ich bald meinen Irrthum, indem der Tanzende eine Menge ſeltſamer Geberden und Stellungen machte, begleitet von den gräßlichſten Verdrehungen der Geſichtszüge. Der Körper war dabey faſt immer in niedergebückter Stellung, und die Hände ruhten auf den Knieen. Als der Tänzer einen Geſang: „Amnah Ajah“ anfing, ſo begann der zweyte Tänzer, der bisher ruhig geſtanden hatte, auch ſein Geſicht zu verdrehen und die unanſtändigen Stellungen des erſten nachzumachen, wobey er: „Hejau, hejau“ ſang. Nach zehn Minuten wurde bey ſteigender Lebhaftigkeit der Ton plötzlich gellend, und es ward raſch: „Weehe, weehe“ geſungen. Dann näherten ſich beyde Tänzer, die Füße vorwärts ſchleifend, die Zähne fletſchend und in heftiger Bewegung, bis ſich ihre Naſen berührten, und ein wildes Gelächter dem wunderlichen

Auftritte ein Ende machte. Auf unſern Wunſch ward der Tanz wiederhohlt. Meigack ſtahl ſich indeſſen in mein Staatszimmer und entwandte daraus mein beſtes Fernglas, ein Raſier-Beſteck und eine Schere, welche Sachen er geſchickt in ſeiner Kleidung verbarg, und ſich dann wieder zu dem Haufen begab, als ſey nichts vorgefallen. Allein zum Glück hatte es Jemand bemerkt, war ihm gefolgt, und forderte die Zurückgabe der Sachen, die auch ohne Weiteres Statt fand. Als wir Meigack fragten, warum er ſeine Frau nicht mitgebracht hätte, erkundigte er ſich ſehr darnach, ob unſer Volk bloß aus Männern, oder auch aus Weibern beſtünde. Plötzlich fiel ihm der Gedanke ein, die Frauen wären vielleicht alle auf dem andern Schiffe, dem Alexander; und er eilte mit Allen dahin. Allein bald ſahen ſie, daß ſie ſich geirrt hatten. Ich wollte erſt eine Menge Geſchenke durch dieſe Leute an ihren König Tulloowah ſchicken; allein da ihre Luſt zu ſtehlen ſo groß war, konnte ich die Ablieferung derſelben nicht erwarten, und unterließ die Sendung. Dem Meigack machte ich Vorwürfe darüber, daß er mir das verſprochene Eiſen nicht gebracht, forderte Alle noch ein Mahl auf, mir etwas von dem Eiſen und auch einige von ihren Kleidungsſtücken mitzubringen, und verſprach ihnen dafür viele Sachen. Sie ſagten, der Berg ſey ſo weit, daß ſie zwey Mahl ſchlafen müßten, ehe ſie das Eiſen bringen könnten; verſprachen jedoch, es zu beſorgen, und fuhren ab. Den folgenden Tag kamen wieder Eingeborne, theils Bekannte, theils Andere; da ſie aber weder Kleidungsſtücke noch Eiſen brachten, ſo gab ich Befehl, ſie nicht an Bord zu laſſen.

Den 16. hielt ich es für nöthig, wieder unter Segel zu gehen, ohne das Eiſen, deſſen Ankunft auch unſicher war, abzuwarten. Wahrſcheinlich ein Lufteiſen (Meteor-Eiſen), wie man es ebenfalls in Süd-Amerika gefunden hat. Doch wer kann darüber entſcheiden, ob nicht die Polgegenden in ihren Gebirgen auch gediegenes Eiſen enthalten! —

Das Land, woran wir einige Tage verweilten, und das zwiſchen dem 76. und dem 77. Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwiſchen dem 60. und dem 72. Grad weſtlicher Länge liegt, iſt gegen Süden und Norden von einer ungeheuren mit Eis bedeckten Gebirgswand begränzt, von wo aus ſich Gruppen von Bergen und Hügeln nach der See hinab ziehen. Die Seeklippen, fünf hundert bis ein tauſend Fuß hoch, reihen ſich daran an, und deßhalb nannte ich das Land die nördlichen Hochlande. Schwerlich iſt zu Lande zu ihnen ein Zugang, da die hohen Felsmaſſen ſich bis an's Meer erſtrecken. Über den Klippen hinweg ſahen wir hin und wieder be-

grünte Stellen, die Heidekraut und andere niedere Pflanzen enthalten mochten. Am Fuße der Klippen bemerkte man etwas Ähnliches. Zwiſchen denſelben lag viel Schnee in Schluchten, in welchen man auch Spuren von reißenden Bergbächen erkennen konnte. Mehrere Klippen waren mit Inſeln umgürtet, die den Waſſervögeln zum Hägen dienten; darum ſind auch hier ſo unendlich viel Vögel, ſo daß wir z. B. in einer Nacht ein tauſend fünf hundert Stück ſchoſſen. Außer dem Heidekraute, dem Mooſe und einigen Grasarten ſind hier wenig Pflanzen. Steinbreche (Saxifragae), Grenſing (Potentillae), Hungerblumen (Drabae), das Alpenhornkraut (Cerastium Alpinum), die blattloſe Feldnelke (lychnis apetula) und einige andere fand ich. Doch würde man bey einer genauen Unterſuchung des Landes gewiß noch mehrere andere Pflanzen entdecken. Manches Moos wird ſechs bis acht Zoll lang, und dient getrocknet als Lampendocht, ſo wie zum Kochen und Heitzen. Das Heidekraut wird zu Peitſchenſtielen zuſammen gebunden. Von dieſem Kraute und den Gräſern leben die Haſen und anderes Wild, das nach Ausſage der Eingebornen hier reichlich vorhanden iſt. Schwarze Füchſe haben wir geſehen und auch Fallen, worin die Eingebornen ſie fangen. Nach Cranz gibt es in Grönland blaue, graue und weiße Füchſe, die theils in verdeckten Gruben, theils in Steinfallen, theils in Schlingen gefangen und von den Einwohnern lieber als Haſen gegeſſen werden. Die Grönländiſchen Haſen ſehen ganz weiß aus und ſind ſehr fett. Rennthiere findet man ſelten; ſie haben ein breitſchaufeliges Geweihe und braune Rücken mit weißen Bäuchen. Sie erreichen die Größe eines zweyjährigen Stieres, und haben ein zartes, wohlſchmeckendes Fleiſch. Bey den Grönländern iſt das der angeſehenſte Mann, der die meiſten Rennthiere erlegt hat; darum verſäumen ſie nicht ſelten die einträgliche Waſſerjagd, um nur ein Rennthier zu erhalten. Da ſie noch keine Feuergewehre hatten, jagten ſie die Rennthiere zuſammen, um ſie mit Speeren zu erlegen. Nur wild kommen dieſe Thiere hier vor. Landvögel ſind in Grönland ſehr wenig: weiße Repphühner, kleine Schnepfen, Bachſtelzen, weiße Eulen, Falken, Adler und Raben. Die Fiſche, welche um Grönland gefangen werden, weichen von denen, welche um Island vorkommen, wenig ab.

Denkt man daran, mit welcher Mühe der Süd-Grönländer ſich ſeinen Unterhalt verſchaffen muß, und daß er bisweilen doch Mangel leidet; er, der ſeine Kähne und jetzt auch ſeine Flinten zur Jagd hat, ſo begreift man kaum, wie der Nord-Grönländer, der kaum Schießgewehre kennt, und keinen Kahn hat, von der Jagd ſich nähren kann. Vorzüglich kann man nicht einſehen, wie er

die Vögel erlegt; und doch trafen wir an einer Stelle mehrere Vorrathsbehältniſſe von Steinen, worin zu 40 bis 50 Stück Möven zuſammen lagen. Vielleicht überraſchen ſie die Vögel bey der Brut, oder tödten dieſelben mit Steinen.

Die Sprache der nordiſchen Grönländer iſt mit der der ſüdlichen Eines Stammes, doch finden viele Abweichungen Statt. Folgende Beyſpiele mögen dieß zeigen:

1. Gleich in beyden Mundarten.

Sowick, Eiſen.	Kimuck, Hund.
Innuck, Mann.	Licou, Eis.
Eura, Sohn.	Naakrie, Nein.
Pani, Tochter.	Hapbuk, Wallfiſch.
Pisiok, Augen.	Allausit, Eins.
Kinjack, Naſe.	Ailek, Zwey.
Kanneck, Mund.	Pinguijuk, Drey.
Succanuck, Sonne.	Sissimat, Vier.
Pussi, Robbe.	Tellmat, Fünf.

2. Abweichend.

a) Süd-Grönland	b) Nord-Grönland.
Arnet,	Arnewerset, Weib.
Tookuk,	Olootuk, Harpune.
Kamoutik,	Kamoutipalavit, Schlitten.
Pelvilit,	Usintet, Zugriemen (für die Hunde).
Ilpaousuk,	Okoukak, Kappe.
Olelie,	Osotoclu, gekochtes Fleiſch.

Bis zu unſerer Ankunft hielten ſich die Eingebornen vom Prinz-Regenten-Buſen für die einzigen Bewohner des Weltalls und die ganze übrige Welt für eine Eismaſſe. Sie ſtehen alſo in keinem Verkehre mit den Süd-Grönländern. Wahrſcheinlich liegen zwiſchen beyden unbewohnte Landſtrecken. Die Süd-Grönländer haben den Glauben, daß ſie von einem nördlichen Volke abſtammen, und als wir unſere Hochländer zuerſt entdeckten, rief darum Sackhouſe aus: „Das ſind rechte Esquimaux; das ſind unſere Väter.“ Dieſer Glaube deutet, wie manches Andere, darauf hin, daß die Grönländer Einwanderer aus Aſien ſind. Kähne (Kanoes) kennen die Nord-Grönländer wohl darum nicht, weil es ihnen an Holz mangelt, und auch nur während eines kleinen Theiles des Jahres die See offen iſt. Ihre Kleidung beſteht aus drey Stücken, die zuſammen Tunnick heißen. Das obere Stück iſt aus Robben-

Haut verfertiget, das Rauhe auswärts, und ähnelt dem Weiberwamms des ſüdlichen Grönländers. Es läßt bloß das Geſicht frey, und endiget hinten und vorn in einer zungenartigen Spitze. Die daran befindliche Kappe iſt mit Fuchsfell zierlich verbrämt, und kann über die Schultern zurückgeſchlagen oder auf den Kopf geſetzt werden. Das Wamms iſt mit Fellen von Alken oder Eidergänſen gefüttert, das Futter aber nur unten angenähet, vorn bey der Bruſt nicht, wodurch das ganze Wamms zugleich eine Taſche wird. Das mittlere Kleidungsſtück reicht kaum bis an's Knie, und ſchließt auch oben nicht gut an, ſo daß zwiſchen ihm und dem Wamms leicht die Haut hervorguckt. Es iſt von Bären- oder Hundsfell gemacht und mit einem Riemen befeſtiget. Die Stiefel reichen über die Knie, und ſind von Robbenfellen mit einwärts gekehrten Haaren; die Sohlen beſtehen aus Wallroßhaut. Der ganze Anzug wird von den Weibern verfertiget. Die Nähnadeln macht man aus Narwalhörnern, und geſpaltene Robbenſehnen gelten als Zwirn. Die Nähte ſind ſo fein, daß man ſie kaum ſehen kann. Die Eingebornen erzählten uns auch, daß ſie in der großen Kälte noch eine Art Mantel von Bärenfellen umhingen; aber wir bekamen keinen zu ſehen. Wahrſcheinlich tragen die Weiber eine ähnliche Kleidung, weil das bey den Süd-Grönländern ſo iſt, deren Kleidung von der der Nord-Grönländer auch nicht viel abweicht; nur daß jetzt die der erſten ſchon mehrere Europäiſche Verzierungen erhalten hat. Ob das Geſicht der Nord-Grönländiſchen Frauen tatuirt (bunt gemacht) iſt, wie dieß ſonſt bey den Süd-Grönländerinnen der Fall war, haben wir nicht erfahren. Die Süd-Grönländerinnen durchnähten nähmlich den kleinen Mädchen mit einem durch Ruß ſchwarz gefärbten Faden das Geſicht, auch wohl Hände und Füße; ward der Faden ſpäterhin heraus gezogen, ſo blieb der Ruß in der Haut ſitzen, und galt als Schönheit. Jetzt iſt das ganz abgekommen.

In ihrer Körperbildung ſind die Nord-Grönländer den Süd-Grönländern ähnlich. Sie haben eine ſchmutzige Kupferfarbe, einen ſtarken, etwa fünf Fuß hohen Körper, ein breites Geſicht, einen niedrigen Vorderkopf, volle Backen, einen breiten Mund, dicke Lippen, kleine ſchwarze Augen, dicke und kleine Hände, kurze Finger, und ſehr kurze und dicke Füße.

Ihre Geiſtesanlagen und ihren Charakter wagen wir nicht ſo genau zu beurtheilen, da unſer Umgang zu kurze Zeit dauerte; doch, rechnen wir den Hang zum Stehlen ab, ſo müſſen wir die Nord-Grönländer für eben ſo gutmüthig halten, als die Süd-Grönländer, welche Hauptmann Fries alſo ſchildert: „Der Charakter der Grönländer hat viele gute Seiten. Sie ſind gutmüthig, verträglich,

offenherzig, munter und zufrieden. — Mit Güte kann man auf ſie, wie auf jeden freyen Menſchen, weit mehr wirken, als mit Härte. — Sie leben unter ſich ſehr einig. Hader und Zank hört man ſelten unter ihnen, noch ſeltener Schlägereyen; denn die Scheu, einander zu beleidigen, iſt ihnen gleichſam angeboren. Wird Jemand empfindlich beleidiget, ſo pflegt er ſeinen Gegner nicht auf die Fauſt, ſondern zum Singeſtreit heraus zu fordern. Er verfertiget ein Lied, worin er ſeinen Gegner ſcharf durchhechelt, und ſingt es, von ſeinen Freunden unterſtützt, vor einer großen Verſammlung ab. Der Gegner antwortet ſingend, ebenfalls von ſeinen Freunden unterſtützt. Trägt der erſtere, nach dem Urtheile der Verſammlung, den Sieg davon, ſo hat er das Recht, ſich das Beſte von dem Eigenthume des Beſiegten zuzueignen; zieht er aber den Kürzeren, ſo gibt er ſich dem Geſpötte und der Verhöhnung Preis. Ihre Munterkeit äußert ſich in Scherz, Geſprächigkeit und Geſang, den ſie ſehr lieben. Man muß hier aber keinen kunſtreichen Geſang erwarten; ihre Lieder beſtehen aus kurzen, reimloſen Sätzen, mit dem bedeutungsloſen Schlußreim: Amna aja, Aja, aja, Ahahu! der dem eben ſo bedeutungsloſen Trallerallera u. dergl. in manchen von unſern Volksliedern entſpricht. — Wenig Völker ſind ärmer als die Grönländer; aber ſchwerlich gibt es ein Volk, das, trotz dieſer Armuth, zufriedener mit ſeinem Schickſale wäre, als ſie. — Sie ſind ſehr genügſam, und nehmen, wenn Seehundfleiſch mangelt, mit ſchlechten Fiſchen vorlieb, und gebricht es auch an dieſen, ſo ſtillt Meergras ihren Hunger."

„Eine Folge dieſer Genügſamkeit iſt ihre Sorgloſigkeit, die ihnen nicht ſelten theuer zu ſtehen kommt. Haben ſie Vorrath, ſo ſparen ſie nicht, und müſſen daher oft Mangel leiden. Im Winter, wenn die Seehunde nahe am Lande ſeltener ſind, oder Treibeis und ungünſtige Witterung den Fang verhindern, müſſen die Grönländer von getrockneten Fiſchen leben. Die Menge Heilbutten, Kabliaue und Angmarſet (Stinte), die ſich an der Küſte findet, könnte ihnen auch reichlichen Wintervorrath geben; aber ſie ſind nicht ſo thätig bey der Fiſcherey, als für ihr eigenes Wohl zu wünſchen wäre. Unbeſorgt für die Zukunft, ſetzen ſie größeren Preis darauf, in der beſten Jahreszeit nach Rennthieren zu jagen, als an einer guten Fangſtelle ihr reichliches Auskommen zu erwerben, Vorrath für mißliche Zeiten zu ſammeln, und ſo den Plagen und Gefahren des Hungers zu entgehen. Den kurzen Sommer treiben ſie gewöhnlich zwiſchen den Felſen hin, um ſich zu erluſtigen und der Eitelkeit ihrer Weiber und Töchter ein Opfer zu bringen. Das wenige Rennthierfleiſch, worauf ſie Rechnung machen können, verzehren ſie gewöhn-

lich gleich, und bringen ſelten etwas davon mit nach Hauſe. Die Rennthierhäute taugen zu der Zeit wenig, und können faſt nur zu Weiberbeinkleidern, die von geringer Haltbarkeit und bloß zum Putze ſind, gebraucht werden. — Sie lieben den Putz, wie aus der bunten Verbrämung ihrer Kleider, Zeltvorhänge u. ſ. w. erhellet, und halten ihre neuen Kleider ſehr ſauber; übrigens ſind ſie aber in allem ſehr unreinlich. Doch iſt dieſer Schmutz wohl eine natürliche Folge ihrer Lebensart (da ſie immer mit Speck und Thran umgehen), ihrer Armuth und des eingeſchränkten Raumes ihrer Wohnungen. — Sie beſitzen viel Volksehre, und glauben, daß kein Volk ihnen gleich zu achten ſey. Wie der Römer in der Vorzeit mit ſtolzem Selbſtgefühle ſagte: „Ich bin ein Römiſcher Bürger,“ ſo hört man jetzt den Grönländer ſprechen: „Ich bin ein Grönländer.“ Wenn ſie Einem ſehr gewogen ſind, und ihm etwas recht Schmeichelhaftes ſagen wollen, ſo heißt es: „Du biſt ein Grönländer.“ Mit dem großen Begriffe von ihrem eigenen Werthe verbinden ſie auch den Begriff von den Vorzügen ihres Vaterlandes, und ziehen den Aufenthalt zwiſchen ihren nackten, unfruchtbaren Felſen jedem andern vor. Man hat geſucht, ſie auf den beſſern Zuſtand der Europäer aufmerkſam zu machen; aber ſogar die Grönländer, welche dieſen näher kennen lernten, und die man nach Dänemark führte und gut behandelte, wünſchten nichts ſo ſehr, als zu der Lebensart ihrer Landsleute zurück zu kehren, und waren höchſtens zu dem Geſtändniſſe zu bringen: „Die Europäer wären eben ſo glücklich, als ſie.“ In Kopenhagen, meynten ſie, ſey zu wenig Himmel und keine ſchickliche Kälte. Auch fanden ſie die Güter zu ungleich vertheilt, und konnten ſich nicht darein finden, daß der Reiche dem Armen ſeine Hülfe verſagt, welches ganz gegen die Gewohnheit der Grönländer ſtreitet. — Ihre Kinder lieben ſie außerordentlich und vergönnen ihnen die vollkommenſte Freyheit. Sie ereifern ſich ſogar über die Europäer, wenn dieſe ihre Kinder ſtrafen, und ſagen, ſie verdienten es nicht, Kinder zu haben. Eben ſo ſehr wundern ſie ſich, wenn ſie die Europäer ihre Dienſtbothen und Untergebenen ſchelten hören, und ſagen: „Ihr behandelt eure Mitmenſchen, wie der Grönländer ſeine Hunde.“ Sie ſind nicht ſo ſehr zur Dieberey geneigt, wie Einige glauben. Die eigentlichen Grönländer haben in dieſer, wie in anderer Rückſicht, viel vor den geringeren Claſſen der Europäer und den Blendlingen *) voraus. Entwenden ſie auch den

*) Blendlinge heißen die, welche eine Grönländiſche Mutter und einen Däniſchen Vater beſitzen, oder eine Däniſche Mutter und einen Grönländiſchen Vater.

Europäern etwas, ſo iſt es eine Kleinigkeit, und dieſe ſeltenen Mauſereyen werden gewöhnlich nur von Knaben, die wohl ein wenig Brot und ein Stückchen Licht (welches zu ihren Leckereyen gehöret), ein wenig Tabak, einige Nägel u. dergl. wegſchnappen können, verübt, indem ſie glauben, es ſey keine Sünde, den Europäern, von denen ſie gemeiniglich nicht die beſten Begriffe haben, etwas zu entwenden. In dieſen ſchlechten Begriffen von den Ausländern werden ſie nur gar zu oft durch die Ausſchweifungen der Matroſen beſtärkt. Daß ſie von geſtrandeten und nachher verlaſſenen Schiffen weggenommen haben, weſſen ſie habhaft werden konnten, kann Keinem Wunder nehmen, da dergleichen Sachen, nach ihren Begriffen, herrenlos ſind, und das Beyſpiel der Europäer ſie in dieſer Meynung beſtärkt hat. Wie ſtreng übrigens ihre Begriffe vom Eigenthumsrechte ſind, erhellet daraus, daß ein Grönländer, wenn er auf einer entfernten Inſel ein Stück Schiffbauholz, oder anderes Holz, welches bey hohem Waſſer an's Land getrieben iſt, und ihm nützlich seyn kann, findet, es aber nicht gleich mitnehmen will, nur ein oder zwey Steine, zum Zeichen, daß es einen Eigenthümer habe, darauf legt, und dann völlig ſicher iſt, daß Niemand es wegnehmen wird."

„Daß hier von den Grönländern überhaupt die Rede ſey, und daß es ſchlechte Menſchen unter ihnen gebe, die dieſer Schilderung nicht entſprechen, braucht wohl nicht erinnert zu werden; doch ſind dieſer Ausnahmen, in Verhältniß zum Ganzen, nur wenige, und grobe Verbrechen werden ſehr ſelten verübt, es ſey denn, daß der Aberglaube mit in's Spiel komme. Dieſer verleitete die Grönländer vordem zu empörenden Grauſamkeiten, und verleitet ſich noch zuweilen dazu. Der Glaube an Hexen iſt in Grönland noch eben ſo wenig, als anderswo, ganz ausgerottet, und iſt Jemand ſo unglücklich, der Hexerey wegen in Verdacht zu kommen, ſo iſt er ſeines Lebens nicht ſicher. Die Grönländer tödten nähmlich, nach hergebrachter Sitte, diejenigen, die ſie für Hexen und für die Urſache der ſie treffenden Unglücksfälle anſehen, und die Unglücklichen, die dieſes Loos trifft, ſind beſonders alte Weiber. Vormahls waren Manche von dieſen ſelbſt an ihrem Unglücke Schuld, indem ſie vorgaben, Krankheiten verurſachen und vertreiben, Pfeile beſprechen, Geſpenſter verjagen u. dergl. zu können, und ihre Gaukeleyen, um ſich damit zu ernähren, für Bezahlung übten. Die Grönländer nennen dergleichen Hexen, von denen ſie glauben, daß ſie Gutes thun können, aber mehr Böſes thun, Illiseetsok. Manche von dieſen Unglücklichen fielen auch als Opfer der Habſucht, Rachgier und anderer niedriger Abſichten, indem ſie der Hexerey beſchuldiget und gemordet wurden. So ward z. B. im Jahre 1793 ein junger, wohlgeſitteter Grönländer, Nahmens Aventak, im Be-

zirk Umanak, von zwey Brüdern ermordet. Jener war ein tüchtiger Erwerber, und ging fleißig auf den Fang, daher er darin auch glücklicher war, als ſeine Mörder. Dieſe glaubten, er ſey Schuld an ihrem geringeren Glücke, und brachten ihn um, als er eines Tages in ſeinem Kajak ausgerudert war. Seine Frau, gegen welche ſie auch Verdacht hägten, ſah ſich genöthiget, nach einer andern Inſel zu flüchten, wo ihrer ein eben ſo hartes Schickſal wartete. Ein verheiratheter Grönländer, Nahmens Apine, ſuchte vertraulicheren Umgang mit ihr, als ſie ihm geſtatten wollte, und erbittert über das Mißlingen ſeiner Abſicht, beſchuldigte er ſie der Hexerey. Da er ſie nicht aus dem Hauſe locken konnte, faßte er den Vorſatz, ſie im Hauſe zu morden. Sie erfuhr ſeine Abſicht, und entfloh mit ihrem Kinde nach einer dritten Inſel, wo eine Familie ihr Zelt aufgeſchlagen hatte. Ihr Weiberboot und Zelt, ſammt Kajak und Kugelbüchſe ihres Mannes, ließ ſie im Stiche. Apine folgte ihr, drang in das Zelt, und tödtete ſie mit verſchiedenen Meſſerſtichen; reiſete darauf, ohne ſich um das unglückliche Kind der Ermordeten zu bekümmern, zurück nach der Inſel, wo dieſe ihre Habe gelaſſen hatte, und theilte ihren Nachlaß mit den Mördern ihres Mannes, die ſich jetzt auch da aufhielten. — Rache iſt nächſt dem Aberglauben die Haupttriebfeder zu Mordthaten, und die Söhne oder Verwandten des Ermordeten, wenn er nähmlich nicht Illiseetsok war, ſind, nach der hergebrachten Meynung der Grönländer, verpflichtet, den Mord an dem Mörder auf gleiche Weiſe zu rächen."

So ſchauderhaft uns dieſe Blutrache auch vorkommt, ſo gewöhnlich iſt ſie bey rohen Völkern, und ſo natürlich auch bey denen, welche weder durch das Geſetz geſchützt, noch durch die chriſtliche Liebe zu höhern Anſichten des Lebens gebracht ſind. Der Sohn iſt dem Vater der nächſte; kein Geſetz verurtheilt den Mörder; frey und ungeſtraft geht er umher, wer anders ſoll hier ſtrafen als der Sohn, und wie kann er anders, als durch Wiedervergeltung? Wo aber Bildung eintritt, und mit ihr das Geſetz, und wo die chriſtliche Liebe der beſeelende Geiſt des Menſchen wird, da verklärt ſich Alles. Dieſes zeigt uns am beſten folgende Erzählung des Heidenbekehrers Hans Egede Saabye:

„Der Mord eines Vaters muß gerächt werden, wie lange es auch dauern mag, ehe die Rache ausgeübt werden kann. Ein Sohn, damahls 13 bis 14 Jahre alt, war Zeuge, daß man ſeinen Vater mordete, welches ungefähr zwanzig Jahre vor meiner Ankunft in Grönland geſchah. Er wuchs zum Manne heran, ward ein ſehr tüchtiger Erwerber, heirathete, und war von ſeinen Landsleuten geachtet: aber er war doch zu ſchwach, ſich an dem Mörder ſeines

Vaters zu rächen. Dieſer war nähmlich von einem zahlreichen Geſchlechte umgeben, mit drey Weibern verſehen, und ſeinen Landsleuten in ſo mancher Rückſicht überlegen, ſo daß die Dänen ihn den König nannten.“

„Um nun doch einmahl ſeinen Zweck zu erreichen, zog der gekränkte Sohn, einige Jahre nach meiner Ankunft, mit ſeiner Familie weit nach dem Süden, wo er ſeine meiſten Verwandten hatte, indem er hoffte, dieſe dahin zu vermögen, daß ſie ihn zurück begleiteten, und durch ſie ſeinen Gegner fürchterlich zu werden, ſo wie mit ihrem Beyſtande ſein Vorhaben auszuführen. Er kam zu ihnen, äußerte ſeinen Kummer, ſchilderte die Ermordung ſeines Vaters, von der er Zeuge geweſen war, und die ſchaudervollen Umſtände dabey mit den lebendigſten Farben, und überredete ſie, ihn nordwärts zu begleiten. Aber ſie mußten ſich vorher mit den nothwendigen Lebensmitteln verſehen, welches, ſo wie auch die unbeſtändige Witterung im Spätjahre, die Rückreiſe verzögerte. Als er endlich mit ſeinen Verwandten, unter denen ſich einige junge und raſche Leute befanden, bey uns landete, hatten unſere Grönländer ſchon längſt ihre Winterwohnungen bezogen, und es war kein Platz mehr vorhanden. Ob ſein eigenes Haus ſo verfallen war, daß es nicht in kurzer Zeit ausgebeſſert werden konnte, oder Andere es bezogen hatten, erinnere ich mich nicht mehr. Ich hatte ihn nie zuvor geſehen; denn ſeine Heimath war jenſeits des Iſefiord *); aber gleichwohl kam er zu mir, und bath mich, ihm und ſeiner Familie ein kleines Haus, das mir, eine Viertel-Meile nördlich von meinen getauften Grönländern, gehörte, einzuräumen. Obgleich ich, wie die ganze Gegend, von der Veranlaſſung ſeiner Reiſe nach dem Süden hatte reden hören, und nun ſein mannſtarkes Geleite ſah, ſo bewilligte ich doch ſein Begehren, ohne mich darüber gegen ihn zu äußern. In wenig Tagen war das Haus in bewohnbarem Stande und geräumig für ſie Alle, und ſie zogen ein. Bald darauf kam er, und dankte mir für meine Willfährigkeit.“

„Er kam öfter, und entſchuldigte ſich einmahl mit den Worten: „Du biſt ſo liebenswürdig, daß ich nicht von Dir bleiben kann.“ Ich benutzte bey einigen Unterredungen ſeine Neigung zu mir, doch ohne mich auf das einzulaſſen, was ihm auf dem Herzen lag. Kaum waren zwey bis drey Wochen verfloſſen, als er ſich bey einem Beſuche damit ausließ, daß er von dem großen Herrn des Himmels lernen wollte, von dem ich ſagte, daß er alle Dinge erſchaffen habe. „Auch einige

---

*) Dieß iſt ein langer Meerbuſen zwiſchen Jakobshavn und Claushavn. Im letztern Orte wohnte Saabye.

von meinen Verwandten," ſagte er, wollen folgſam ſeyn." Ich nahm keinen Anſtand, ſeinen Wunſch zu erfüllen, und ging deßhalb am folgenden Tage nach ſeiner Wohnung, wo ich erfuhr, daß vorläufig zehn bis zwölf Perſonen geneigt waren, ſich unterrichten zu laſſen. Die Andern wollten warten, wie ſie ſagten, bis ſie hörten, ob die Lehre nicht zu ſchwer ſey. Ich hatte einen jungen Menſchen aus gemiſchter Ehe bey der Colonie, der gute Kenntniſſe hatte und auch gut ſchrieb. Dieſen nahm ich als Lehrer an, beſoldete ihn das erſte Jahr ſelbſt, und ſtellte ihn dieſer Familie als ihren Lehrer vor. „Er ſoll Euch täglich unterrichten," ſagte ich, „und ich werde ſelbſt zu Euch kommen, ſo oft ich kann, um Eure Fortſchritte und Eure Folgſamkeit zu erfahren." — „Wir wollen folgſam ſeyn," antworteten ſie; „aber Du mußt oft kommen, und wir wollen zu Dir kommen." — Ich beſuchte ſie jede Woche, und ich hatte Urſache, mich über ihre Aufmerkſamkeit und ihre ſtets zunehmenden Fortſchritte zu freuen. Die Blödigkeit des Lehrers verſchwand nach und nach. Er fragte mich bey jeder Schwierigkeit um Rath, und gab mir treulich Nachricht von ihrem häuslichen Wandel u. ſ. w. Beym Schluſſe der Unterrichtsſtunde fragte ich einſt zwey alte Eheleute, ob ſie denn nicht auch Luſt hätten zu lernen. Die Frau antwortete: „Er kann wohl, aber ich bin blind und untüchtig." — „Deßwegen kannſt Du gerade beſſer, als ich," ſagte der Mann. „Du kannſt lauter Ohr ſeyn, aber ich werde von den Vielen, die aus- und eingehen, geſtört." Gleichwohl kamen dieſe beyden Alten, und nach und nach die ganze Familie, zum Unterrichte. Kunuk (ſo hieß der Grönländer, von dem hier eigentlich die Rede iſt) zeichnete ſich durch anhaltenden Fleiß und herrlichen Fortgang aus. Er verſäumte oft ſeinen Fang, um den Unterricht zu hören; aber es war auch ſein feſter Vorſatz ſich taufen zu laſſen."

„Das Frühjahr näherte ſich, der Wonnemonath war ſchon vorhanden; nun fiel folgende Unterredung zwiſchen meinem Grönländer und mir vor."

Er. Willſt Du mich taufen? Du weißt, daß ich folgſam geweſen bin. Ich kenne Gott, und ſowohl ich als mein Weibchen wünſchen Gläubige zu werden.

Ich. Ja, Du kennſt Gott; Du weißt, daß er gut iſt, daß er Dich liebt und Dich glücklich machen will; aber er will auch, daß Du ihm gehorchen ſollſt.

Er. Ich liebe ihn, ich will ihm gehorchen.

Ich. Wenn Du ihm gehorchen willſt, ſo mußt Du keinen Menſchen tödten. Du haſt ja oft gehört, daß er ſagt: Du ſollſt nicht tödten.

Er (ſtutzt und ſchweigt).

Ich. Höre, guter Kumuk! Ich weiß, daß Du mit Deinen Verwandten zurück gekommen biſt, um Dich an dem Mörder Deines Vaters zu rächen; aber Du mußt Dich nicht an ihm rächen, wenn Du anders ein Gläubiger werden willſt.

Er (gerührt). Aber er mordete meinen Vater! Ich ſah es und konnte nicht helfen; jetzt muß ich ihm ſeine Übelthat vergelten.

Ich. Du betrübſt mich.

Er. Wodurch?

Ich. Daß Du tödten willſt.

Er. Nur ihn, der zu ſterben verdient.

Ich. Aber der große Herr des Himmels ſagt ja: Du ſollſt nicht — — —

Er. Ich will auch nicht — — nur ihn.

Ich. Aber auch ihn mußt Du nicht tödten. Haſt Du vergeſſen, wie oft Du dieſen Winter ſein Geboth gehört haſt: Rächet Euch nicht ſelbſt!

Er. Soll der Böſe denn ungeſtraft morden?

Ich. Nein, das ſoll er nicht; Gott wird ihn ſtrafen.

Er. Wann?

Ich. Vielleicht in dieſer Welt; aber ſicher an jenem Tage, da er einem Jeden vergelten wird nach ſeinem Thun.

Er. Das währt ſo lange; meine Landsleute und meine Verwandten werden mich tödten, wenn ich meinen Vater nicht räche.

Ich. Wenn Du den Willen Gottes nicht kennteſt, ſo müßte ich Dich thun laſſen, was Dein Herz Dir eingibt, ich müßte ſtill dazu ſchweigen, daß Du Böſes mit Böſem vergiltſt; aber nun kann ich nicht ſchweigen.

Er. Das iſt ſchwer; was ſoll ich denn thun?

Ich. Du ſollſt ihn nicht tödten; du ſollſt ihm ſogar verzeihen.

Er. Ihm verzeihen? — Eure Lehre iſt ſehr ſchwer.

Ich. Es iſt nicht unſere Lehre; es iſt Jeſus Lehre.

Er (ſeufzt und ſchweigt).

Ich. Vielleicht war Dein Vater auch nicht unſchuldig; vielleicht hatte er zuvor einen Menſchen erſchlagen und verdiente zu ſterben.

Er. Das weiß ich nicht; aber ſo verdient ja auch dieſer zu ſterben.

Ich. Ja, tödte ihn; aber fahre fort ein Ungläubiger zu ſeyn, und erwarte, daß eines von ſeinen Kindern einſt auch Dich oder die Deinigen erſchlage!

Er. Prieſter! Du biſt nicht mehr liebenswürdig; du redeſt harte Worte.

Ich. Kumuk! Ich liebe Dich, und will daher nicht, daß Du gegen den Gott ſündigeſt, der Dich von ſeinem Willen hat unterrichten laſſen, und der ſelbſt Deinem Widerſacher Recht widerfahren laſſen wird.

Er. Warte denn. Ich muß mit meinen Verwandten darüber reden.

„Er ging, kam traurig nach Hauſe, ſprach wenig, und aß den Tag nichts. Man bemerkte ſeine ſo ungewöhnliche üble Laune, und fragte nach der Urſache, welche er endlich mittheilte. Die Antwort ſeiner Verwandten, und was man mehrere Tage in dieſer Angelegenheit mit einander abhandelte, übergehe ich. Den folgenden Abend begab ich mich zu ihnen, und fand ſie Alle zu Hauſe. Ohne mich auf etwas, unſere gehabte Unterredung betreffend, einzulaſſen, wählte ich Stücke zum Geſpräche, zur Bibelleſung, wie auch zum Geſange, die ſämmtlich das Herz zu ſanften Gefühlen ſtimmten und zur Verſöhnlichkeit aufforderten. „Dank, Prieſter!“ ſagte Kumuk, als ich ging, „es war gut, daß Du kamſt.“ Einige Tage darauf kam er wieder zu mir. Miene, Geſicht, Alles verrieth einen heftigen Kampf, ſowohl von Seiten ſeines Herzens als ſeiner Freunde. Ich kam ihm mit den Worten zuvor: „Du biſt nicht froh; ſage mir, was liegt Dir auf dem Herzen?“ — „Ich will und will nicht, ich höre und höre nicht,“ antwortete er; „ſo war mir noch nie zu Muthe.“ — „Was willſt Du?“ fragte ich, „und was willſt Du nicht?“ — „Ich will ihm vergeben,“ antwortete er, „und ich will ihm nicht vergeben; ich habe keine Ohren, wenn ſie wollen, daß ich mich rächen ſoll, und ich habe doch Ohren.“ — „Wenn du ihm nicht vergeben willſt,“ ſagte ich; „wenn Du diejenigen mit Beyfall anhörſt, die Dir davon abrathen, ſo redet Dein ungläubiges Herz, das Rache fordert; aber wenn Du vergeben willſt; wenn Du Deine Rathgeber nicht hören willſt, ſo redet der beſſere Theil in Dir, ſo redet Gott zu Deinem Herzen. — Was willſt Du nun thun?“ — „Ich wurde ſo bewegt,“ antwortete er, „da Du vergangenen Abend das Wort redeteſt; da wollte mein Herz gehorchen.“ — „Siehe!“ ſagte ich, „ſollteſt Du nicht fühlen, daß es die Rede Deines himmliſchen Vaters an Dein Herz war?“ Nun wiederhohlte ich das Letzte aus Jeſus Leben mit ihm, ſeine Vergebung, ſeine Bitte für ſeine Mörder. „Das war ruhmwürdig,“ ſagte er, und eine Thräne glänzte in ſeinem Auge; „aber er war auch beſſer, als wir.“ — „Ja,“ antwortete ich, „unendlich beſſer; aber er will doch, daß wir ihm hierin ähnlich ſeyn ſollen; und wenn wir nur einen guten Willen haben, ſo will Gott uns Kraft geben, und wir werden recht zufrieden mit uns ſelbſt werden. Aber nun ſollſt Du auch hören, daß ein Menſch, wie Du und ich, um Vergebung für die bitten konnte, die ihn tödten

wollten, weil er ihnen den Willen Gottes verkündete, und ſie lehren wollte, an Jeſus zu glauben.“ Ich las ihm des heiligen Stephanus Ende, Apoſtelgeſch. Cap. 7, vor. Er trocknete ſeine Augen, und ſagte: „Die böſen Menſchen! Er iſt glücklich; er iſt gewiß bey Gott im Himmel.“ — „Ja!“ fuhr ich fort, „das iſt er, und Du und Jeder, der handelt, wie er, ſoll auch dahin kommen.“ — „Guter Prieſter!“ brach er aus, „mein Herz iſt ſo bewegt. Ich will — aber gib mir noch ein wenig Zeit! Wenn ich das Andere in mir zum Schweigen gebracht habe, und ganz verändert worden bin, ſo komme ich wieder.“ — „Geh’,“ ſagte ich, „und bitte den guten Gott, daß er Dich in deinem Vorſatze ſtärke; auch ich will für Dich bethen.“ Er ging, und meine Hoffnung ward beynahe Gewißheit.

„Endlich kam er mit einem heiteren Geſichte, wie der, der Frieden in ſeinem Herzen trägt. „Nun bin ich glücklich,“ ſagte er; „ich haſſe nicht mehr, ich habe verziehen.“ — „Fühlſt Du Dich wirklich glücklich dadurch?“ fragte ich. — „Ja!“ antwortete er; „mein Herz iſt ſo ruhig.“ — „Du erfreueſt mich innig,“ fuhr ich fort; „aber kann ich mich auf Dich verlaſſen? — Dein Herz wird Dich abermahls zur Rache auffordern, auch Deine Freunde werden Dich verſuchen.“ — „Ich weiß nicht, ob dieſes geſchehen wird,“ war ſeine Antwort; „aber ich habe überwunden, und Du kannſt mir trauen.“ — „Es würde traurig ſeyn,“ ſagte ich, „wenn Du, nachdem Du ein Gläubiger geworden wäreſt, noch dieſen Mord begehen ſollteſt.“ — „Du biſt ſo argwöhniſch, Prieſter,“ unterbrach er mich. — „Du würdeſt jetzt eine größere Sünde begehen,“ fuhr ich fort, „als wenn Du Gott nicht gekannt und ihm nicht Gehorſam gelobt hätteſt.“ — „Ich war ſo froh,“ brach er aus; „aber Deine Worte betrüben mich.“ — „Ich will Dich nicht betrüben,“ ſagte ich; „nur prüfen will ich Dich, ob Du auch zu halten vermagſt, was Du verſprichſt. Traue Deinem Herzen nicht zu ſehr!“ — „Mein böſes Herz ſoll ſchweigen,“ antwortete er. Ich fragte nun, was dieſe Veränderung in ihm bewirkt habe. „Das kräftige Wort,“ antwortete er, „das Jeſus mich gelehrt hat, und dem ich folgen will. Ich glaubte nie ſo geſinnt werden zu können, als ich jetzt bin. Bemerkteſt Du nicht, wie bewegt ich vorigen Abend war, als Du mir von ihm am Kreuze vorlaſeſt, wie er für ſeine Mörder bath: „Vater: vergib ihnen; ſie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Da gelobte ich mir ſelbſt, ich Unwürdiger! daß ich vergeben wolle, und nun habe ich vergeben. Jetzt hältſt Du mich und mein Weib, das nie gehaſſet hat, und das, wie ich, ſich ſehnet, gläubig zu werden, doch wohl der Taufe würdig? — „Ja! guter Kumuk!“ erwiederte ich. „In Gottes Nahmen will ich Dich und Deine Frau taufen;

aber danke Gott, daß er Dir Gelegenheit gab, ihn und ſeinen Willen kennen zu lernen, und vergiß nicht, daß Du Dich in der Taufe verpflichteſt, an ihn zu glauben, ihn zu lieben und ſeinen Gebothen zu gehorchen, alſo vom Böſen abzulaſſen und ſtets beſſer zu werden." — „Ich weiß es, Prieſter!" brach er aus. „Gott ſieht mein Herz, und er wird mir Kraft geben, ihm treu zu bleiben." Froh und mit Dank gegen Gott verließ er mich. Noch 14 Tage ſetzte ich ſeine und der Andern Aufnahme in unſere chriſtliche Gemeinde aus; ich glaubte ſie, beſonders ſeinetwegen, ausſetzen zu müſſen.

„Der Tag kam, der ganze Gottesdienſt hatte Bezug auf die Taufhandlung. Mit Freymüthigkeit und Wahrheit gab er Rede und Antwort von ſeinem Chriſtenthume; mit Gefühl beantwortete er die Fragen aus dem Altarbuche, und ſtille Thränen benetzten ſeine Wangen, als er kniete, um die Taufe zu empfangen, in der er auf Verlangen den Nahmen Niels erhielt. Der Gottesdienſt endigte, wie gewöhnlich, mit einem Dankliede und mit Gebeth. Er kam zu mir, reichte mir die Hand, und ſagte gerührt: „Dank, guter Prieſter! Ich bin glücklich." Darauf wendete er ſich zu der Gemeinde, von der Einige ihn küßten (ſonſt etwas Ungewöhnliches), und ſagte: „Nehmet mich nun als einen Gläubigen an! Wir wollen einander lieben." Alle beantworteten dieſe Anrede mit Ja, und nun gingen ſie einig, wie die, die einen Herrn, einen Glauben und eine Taufe haben, mit einander nach Hauſe. Mit inniger Freude dankte ich Gott für den Sieg der Wahrheit über dieſes Herz und über ſo viele Herzen."

„Nach einigen Tagen ſendete er ſeinem Feinde folgenden Gruß: „Nun bin ich ein Gläubiger geworden, und Du haſt nichts Böſes zu befürchten." Auf wiederhohlte Einladung kam jener eines Tages mit wenigen Begleitern zu ihm. Er wurde freundſchaftlich empfangen, auf's beſte bewirthet und reiſete in Frieden wieder heim. Nur beym Empfange ſagte mein Grönländer: „Ich habe es vergeſſen." Er wurde zum Gegenbeſuche eingeladen, kam auch, gegen den Rath ſeiner Freunde, ohne Begleiter, und wurde als Freund empfangen. Man aß und vertrieb die Zeit mit Erzählungen, bis man am Abend in aller Freundſchaft von einander ſchied; als aber Niels nicht weit vom Ufer gekommen war, bemerkte er Waſſer in ſeinem Kajak. Er eilte an's Land, ſtieg aus — und fand, daß ein Loch in den Kajak geſchnitten war. Er verſtopfte es bald, fuhr weiter und kam glücklich heim. Mit einem Lächeln erzählte er mir dieſes nach einiger Zeit. „Ihm iſt doch bange," ſagte er, „und ohne Zweifel hat er dieſes deßwegen thun laſſen; aber ich will ihm nicht ſchaden." Er blieb ſtets ſeinem Gelübde treu. Ich erhielt ſogar, etwa 10 Jahre nach meiner Rückkehr, einen Gruß von ihm, daß er Gott und ſeinem Gelübde treu ſey."

Dieſe Erzählung bezeugt am deutlichſten, welchen heilſamen Einfluß das Chriſtenthum auf die Süd-Grönländer gehabt hat. Die Zauberer (Angekoke), die wir bey den Nord-Grönländern noch fanden, ſind durch das Chriſtenthum verſchwunden. Statt daß dieſe ſonſt durch Zaubereyen heilten, und durch einen beſondern Geiſt (Torngak genannt), Meere und Winde beſchworen, und dadurch Robben und Vögel zum Fange herbey trieben, eilen jetzt chriſtliche Seelſorger den Süd-Grönländern mit Rath und That zu Hülfe, reichen ihnen leibliche und geiſtige Arzeneyen, und durch Europäiſche Waffen wird ihr Fang ſicherer. Statt daß ſonſt durch gar keine gottesdienſtlichen Handlungen ihr Gemüth erweckt wurde, ſtärken ſie ſich jetzt täglich durch das Gebeth. Der große Geiſt (Torngarsuk), von dem ſie ſonſt nur ahneten, iſt jetzt als der allgegenwärtige Gott auch ihnen nahe, und als der alliebende Vater auch ihr Troſt.

Dieſer Segen iſt den Nord-Grönländern noch nicht zu Theil geworden. Wir konnten zwar ihre Vorſtellungen von einem höhern Weſen nicht heraus bringen; allein als wir Ervick ſagten, daß es einen Gott über Land und Meer gebe, und daß derſelbe überall ſey, ward er ſehr ängſtlich. Das Einzige, was wir über ihren Glauben heraus bringen konnten, war, daß in frühern Zeiten ein ſehr weiſer Mann unter ihnen gelebt, und behauptet habe, man käme nach dieſem Leben in den Mond, daß aber jetzt Keiner mehr daran glaube.

Die Häuſer der Nord-Grönländer haben wir nicht in der Nähe geſehen; aber nach ihrer Beſchreibung ſind ſie von Steinen erbaut, 3 Fuß über und 3 Fuß unter der Erde; ohne Fenſter und mit gebogenem Dache. Der Eingang iſt lang, ſchmal und faſt unter der Erde. Auf dem Fußboden liegen Häute, worauf ſie ſitzen oder ſchlafen. Mehrere Geſippe (Familien) wohnen in Einem Hauſe beyſammen, und jedes Geſippe hat, wie in Süd-Grönland, ſeine Lampe, aus einem ausgehöhlten Steine beſtehend, und an der Decke hängend. Darin brennt Robbenſpeck mit getrocknetem Mooſe. Die Nord-Grönländer eſſen alle Arten Thiere, am liebſten Robben und Einhornfiſche, weil ſie thranreich ſind. Im Winter werden viele Hunde verſpeiſet. Die Robben beſchleichen ſie entweder beym Schlafen, oder ſie legen ſich bey den Eisöffnungen nieder, und machen einen großen Lärm, was die neugierigen Robben reizt, auf die Oberfläche zu kommen. Wenn das Thier ſich zeigt, ahmen ſie ſein Geſchrey oder Grunzen nach, und locken es ſo auf's Eis und an ſich heran. Iſt es ihnen nahe genug, ſo ſchlagen ſie es mit einem Speere, aus dem Narwal-Horne gemacht, auf die Naſe, und tödten es ſchnell. Das Narwal erlegen ſie mit einem Speere, deſſen gezackter eiſerner Theil ungefähr 3 Zoll lang und mit einer etwa 5 Faden langen Leine verſehen iſt, an de-

ren Ende ſich die Boje befindet. Nach dem Wurfe wird der Schaft durch eine andere Leine von der Klinge gezogen. Das Thier taucht ſogleich unter, zieht die Boje mit ſich fort, wird dadurch ermüdet, muß Luft ſchöpfen, kommt deßhalb in irgend einem Waſſerpfuhle in der Nähe wieder in die Höhe, und wird mit gewöhnlichen Speeren endlich getödtet. Da das Narwal häufig die Waſſerklüfte und Pfuhle zwiſchen dem Eiſe beſucht, ſo fangen die Nord-Grönländer ohne Mühe ſehr viele dieſer Thiere. — Die Art, wie ſie die Bären tödten, konnten wir nicht kennen lernen; doch greifen ſie dieſelben im Waſſer an. Füchſe und Haſen fangen ſie in Steinfallen. Von einem Thiere, das ſie Hummenick nannten, ſagten ſie, es ſey ihnen zu groß, um es zu tödten. Es hat, nach ihrer Angabe, ein Horn auf dem Rücken, und iſt ſehr geſchwind, wahrſcheinlich alſo wohl ein Rennthier. Auch ſoll ſich ſowohl in Süd- als auch in Nord-Grönland ein unbekanntes Thier, Ancarok genannt, aufhalten; wahrſcheinlich gehört es aber in's Reich der Sagen. Sackhouſe erzählt, es ſey nicht ſelten um den Nordoſt-Buſen und den Disko-Buſen, werde von den Esquimaux gefürchtet, ähnle einer Katze, ſey aber drey Mahl ſo groß, dabey wild, grimmig und ſchnell, bewege ſich mehr durch Hüpfen als durch Laufen, lebe in Felſen, ſchreye häufig des Nachts, und nähre ſich von Haſen und Repphühnern. Die zahmen Hunde in Nord- und in Süd-Grönland gleichen unſern Schäferhunden, haben einen Kopf wie ein Wolf und einen Schwanz wie ein Fuchs, bellen wie dieſer und heulen wie jener.

Höchſt ſchmutzig ſehen die Nord-Grönländer aus; Geſicht, Hände und Körper ſind mit Theer und Koth bedeckt; das Waſchen ſcheint ihnen unbekannt zu ſeyn *). Ihr Haar war mit Unrath verklebt, und ſie ſchienen doch ſehr viel darauf zu halten; denn da wir Jemanden einen Büſchel abſchnitten, entſtand eine große Unzufriedenheit; wir gaben ihn darum zurück und der Beſitzer wickelte ihn in ein Stück Robbenhaut und ſteckte ihn in die Taſche. Vielleicht liegt ein Aberglaube dabey zum Grunde. Große Hochachtung ſchienen ſie vor ihren Müttern, und große Liebe zu ihren Frauen zu haben. Wir aber konnten weder Frauen, noch Kinder, noch Alte ſehen; denn die hatten ſich bey unſerer Annäherung in die Gebirge geflüchtet. Ja ſie erzählten, daß einer von den Männern auch vor Angſt in die Gebirge gelaufen ſey. Keiner hatte Luſt ſein Land zu ver-

*) Die Süd-Grönländer waſchen ſich auch nicht. Sie wiſchen ſich höchſtens, wenn ſie von der See kommen, die Augen mit etwas Speichel aus; die Weiber waſchen ſich mit ihrem Urin, und befinden ſich dabey beſſer, als manche Frauen bey Cölniſchem und Roſenwaſſer.

laſſen und mit uns zu kommen; Alle ſchienen glücklich und zufrieden in ihrer Eiswelt, und äußerten, daß ſie vollauf Lebensmittel hätten. Ihren König Tuloowah ſchilderten ſie als einen ſtarken, ſehr guten und ſehr geliebten Mann; ſeine Wohnung heiße Petowack, und läge unweit einer großen Inſel (wahrſcheinlich der Wolſtenholme-Inſel); er habe ein großes von Steinen erbautes Haus, faſt ſo groß, als das Schiff, um welches viele andere Häuſer von ſeinen Unterthanen lägen; ſie zahlten einen Theil von Allem, was ſie fingen oder fänden, und kehrten, wenn die Sonne ſich entferne, nach Petowack zurück. Von Krieg ſchienen ſie nichts zu wiſſen; Feuergewehre waren ihnen unbekannt, und wir haben ſie damit auch nicht bekannt gemacht.

Als wir den 16. das Vorgebirge umſchifft hatten, was ich York-Vorgebirge nannte, zur Erinnerung an den Geburtstag Sr. königl. Hoheit, ſo ſahen wir, was wir lange nicht geſehen hatten, die See die Felſen-Ufer beſpülen, und ich ſchickte Böte an's Land, um ſie zu unterſuchen. Den 17. fanden wir eine ganz eigene Erſcheinung. Der Schnee, welcher in den Schluchten lag, war über und über karmoiſinroth, während der Schnee auf den hintern Hochgebirgen ſeine gewöhnliche Farbe hatte. Ich ließ durch ein Boot ſolchen Schnee hohlen, und unterſuchte ihn näher. Die färbende Maſſe beſtand, durch ein Vergrößerungsglas geſehen, aus kleinen runden Saamenkörnchen von dunkelrother Farbe. Auf einigen Körnchen ſah man einen kleinen dunkeln Fleck. Der aufgelöſete Schnee glich einem trüben Portweine. Die färbende Maſſe iſt nichts anderes als ein S c h n e e g e w ä c h s, — S c h n e e p i l z e oder S c h n e e ſ c h i m m e l. So wie die Mooſe und Pilze Steine überwachſen, der Schimmel das Brot und Fleiſch bekleidet, ein kleiner grüner Pilz, auf dem Waſſer wächſt, und im Sommer die grüne Waſſerhaut bildet, ſo wächſt hier auf dem ewigen Schnee ein rother Pilz, kleiner als ein Sandkorn, Pilz an Pilz, und gibt den Schluchten eine herrliche Farbe, indem die Röthe nicht überall gleich ſtark iſt *). Die rothen Stellen wechſeln mit weißen, und dieſe wieder mit grünen. Letztere ſind die, von denen der Schnee gewichen iſt. Vergebens ſahen wir uns dieſen Tag nach Eingebornen und ihren Wohnungen um. Den 18. fanden wir das Vorgebirge Dudley-Digges, etwas ſüdlicher, als Baffin es angegeben hat, ſchroff ſich 800 Fuß erhebend. Eine ſtarke Meile nördlich von dieſem Vorgebirge ſahen wir einen ſchönen Gletſcher, faſt eine Meile

*) Auf den Schweizer Alpen und den Spaniſchen Hochgebirgen, den Pyrenäen, befinden ſich auch ſolche Schneepilze.

lang und breit, eine Viertel-Meile ſich in den See erſtreckend, und 1000 Fuß hoch. Dieſe Gletſcher entſtehen durch das Thauen im Hochgebirge; ſie rücken immer weiter und weiter in's Meer, werden abgeriſſen, ſchwimmen fort, ſetzen ſich wo feſt, und bilden theilweiſe die Eisberge, während andere durch Aufeinanderſchieben des Eiſes entſtehen. Nördlich von dem Gletſcher ſahen wir mehrere Hütten, und vermutheten, daß da Petowack liege. Wir konnten aber nicht mehr an den Verkehr mit den Eingebornen denken, weil uns das Hauptziel unſerer Reiſe, die Aufſuchung einer nordweſtlichen Durchfahrt, jetzt zu wichtig und zu nahe war. Wir kamen zur Wolſtenholme-Inſel, und waren nun 120 Meilen durch Eis gefahren und dabey Alle geſund geblieben.

Das Wetter änderte ſich faſt täglich auf unſerer Reiſe. Nebel ſuchten uns oft heim, waren ſehr dick und ſahen weiß aus. Sie umzogen uns häufig, ſo, daß über uns der blaue Himmel frey blieb. Während der Nebel ſtand der Wärmemeſſer (Thermometer) gewöhnlich auf dem Gefrierpuncte. Berührte der Nebel die Schiffstaue, ſo wurden ſie mit armdickem Eiſe belegt, und bey jeder Bewegung des Schiffes fielen dann Eisſtücke auf das Verdeck. Waren ſolche Nebel nicht, ſo hatten wir die ſchönſte, reinſte Luft, und einige Gegenſtände im Geſichtskreiſe wurden oft wundervoll durch den Wiederſchein gehoben, während andere eben ſo tief herabſanken. Die Geſtalt der Berge, Klippen und Eismaſſen wechſelte bey dem Umlaufe der Sonne am Himmel unaufhörlich. Das was des Mittags flach und eben ausſah, erhob ſich oft am Abende, und ſo umgekehrt. Jede Stunde lieferte eine andere Rundſicht, die bey heiterm Wetter oft recht mannigfaltig war, weil wir ſehr weit ſehen konnten. Ja wir haben die Erfahrung gemacht, daß in dieſen Gegenden die Sehkraft über 30 Deutſche Meilen reicht. — So lange der Mond vor Augen war, hatte es das Anſehen, als folgte er der Sonne rund um den Geſichtskreis; und während Sonne und Mond mit ihren Strahlen die Gipfel der Berge ſtreiften, glänzte der Schnee wie Gold, und der Wiederſchein des Glanzes auf den blauen Himmel erzeugte eine reiche grüne Lufttinte von einer ſo zarten Schönheit, daß kein Ausdruck es zu beſchreiben vermag. Auf der andern Seite prallten die Sonnenſtrahlen von den Gipfeln der Gebirge gegen die Eisberge, und verwandelten dieſelben in Zauberſchlöſſer, die von Silber glänzten und mit den ſchönſten Edelſteinen geziert zu ſeyn ſchienen.

Den 18. des Erntemonathes kamen wir vor dem Wolſtenholme-Sund vorbey — einer Bucht, die ganz mit Inſeln beſäet iſt. Denſelben Tag ſahen wir noch den Wallfiſchſund, fanden eine un-

zählige Menge von Eisbergen, von denen die meiſten auf einem 250 Faden tiefen Grund lagen und lange Zeit ſchon von den Wellen beſpült zu ſeyn ſchienen. Vom 19. bis 21. waren wir zwiſchen dem Vorgebirge Saumarez und dem von mir benannten Vorgebirge Clarence, an der Stelle, wo die vermeynte nordweſtliche Durchfahrt ſeyn ſoll; allein obgleich dieſer ganze große nordweſtliche Buſen mit Eis belegt war, ſo daß wir nicht zu den Küſten kommen konnten, ſo ſahen wir doch hinter dem Eiſe, und überall, gebirgiges Land, und fanden die Fluth ſo gering, daß wir vollſtändig überzeugt wurden, hier ſey an keine Durchfahrt zu denken, und nehme man doch noch eine zwiſchen den Bergen an, ſo würde ſie mit ewigem Eiſe belegt, und darum immer unzugänglich ſeyn. Wir waren bis zum 76. Grad 55 Minuten nördlicher Breite bey 74 Grad 56 Minuten weſtlicher Länge gekommen *).

Dritter Theil.

Vom äußerſten Ende des Meerbuſens bis nach England.

Den 24. fuhren wir vor Jones-Sund vorbey, fanden aber auch hier keine Durchfahrt; dagegen ſahen wir viele Eisgletſcher, die ſich weit in's Meer erſtreckten. Bis zum 28. arbeiteten wir durch viel Eis; an dieſem Tage waren wir bey Schnee und ſtarkem Regen in großer Gefahr, eingeſchloſſen zu werden. An der Küſte ſahen wir 4000 Fuß hohe Gebirge; ſo hoch, wie wir bisher noch keine geſehen hatten. Am 30. erblickten wir nach zwölf Wochen wieder einen Stern, nähmlich die Capolla; denn ſo lange die Sonne nicht vom Himmel wich, ſo lange konnten auch keine Sterne ſichtbar werden; weil bekanntlich das ſtärkere Licht das ſchwächere verdunkelt. An dieſem Tage ging uns zugleich ein anderer Stern auf; wir bekamen

*) Es bleibt noch zweifelhaft, ob ſich Herr Roß nicht geirrt hat; denn die Hauptleute der beyden Wallfiſchfänger-Schiffe Friendship und Truelove behaupten, 1819 bis zum 80. Grad 20 Minuten nördlicher Breite gekommen zu ſeyn, was wir auf unſerer Karte auch angedeutet haben. Der Lieutenant Parry ſagt in dem Taſchenbuche, was er während der Reiſe führte (aus dem Engliſchen überſetzt, Hamburg 1819), daß von ſeinem Schiffe, dem Alexander, aus keinesweges der Zuſammenhang der Küſten ſey geſehen werden.

Hoffnung zu einer Durchfahrt; allein bey genauerer Unterſuchung fanden wir einen großen Meerbuſen, wovon der von Baffin ſchon angegebene Lancaſter-Sund *) der nordöſtliche Theil iſt. Den 1. des Herbſtmonathes (Sept.) ſchickte ich unter dem 73. Grad 37 Minuten nördlicher Breite und dem 77. Grad 25 Minuten weſtlicher Länge Böte an's Land, und ließ förmlich dasſelbe zum Vortheile Sr. Brittiſchen Majeſtät in Beſitz nehmen, eine Flaggenſtange aufrichten, und zu ihren Füßen in einer kegelförmigen Anhöhe eine Flaſche mit Angabe unſerer bisherigen Reiſe vergraben. Der Meerbuſen ward Beſitzbuſen (Poſſeſſions-Bay) genannt. Die Ausgeſendeten verwundeten einen weißen Bären, fanden das vollſtändige Gerippe eines Wallfiſches auf dem Lande, ſahen Hirſche und Füchſe, und brachten ein Hermelin nebſt einem Haſen mit. Von Einwohnern fand man keine Spuren. Das Land hatte einen Süßwaſſerſtrom, fruchtbaren Boden, manche Nordgewächſe, und würde ſich zu einer Niederlaſſung in den Baffinsbuſen nicht übel eignen. Beſonders merkwürdig war uns ein Stück Birkenrinde, die wir hier an einer Stelle fanden, wohin ſie ſchwerlich das Waſſer konnte geſpült haben, und ein ſchwarzer grobkörniger Stein, der, wenn man ihn zerbrach, wie eine Miſchung aus mehreren Arzeneymitteln roch. Unſere Reiſe wurde immer einförmiger; ich ſuchte ſo gut als möglich, die Küſten auszuforſchen, die Strömungen zu unterſuchen, und überhaupt Alles das zu ermitteln, was für Seefahrer wichtig iſt. So lothete ich den 6. bey völliger Windſtille, und fand 1050 Faden Tiefe, während ich fünf Meilen nördlicher nur hundert zwanzig Faden gehabt hatte — zum ſichtbaren Beweis, daß der Meeresgrund im Baffinsbuſen eben ſo uneben iſt, wie das Küſtenland. Die Tiefzange, welche wir zum Lothen gebrauchten, ſank in ſieben und zwanzig Minuten die 1050 Faden

---

*) Einige auf den Entdeckungsſchiffen waren, wenigſtens ſpäterhin, der Meynung, daß der Lancaſter-Sund viel weiter in's Land gehe, und wohl eine Durchfahrt in ein anderes Meer enthalten möchte. Darum ward im Jahre 1819 eine zweyte Unternehmung angeordnet, und dem öfter in dieſer Reiſe erwähnten Lieutenant Parry die nähere Unterſuchung des Lancaſter-Sundes aufgetragen. Im Heumonathe 1819 ſahen Wallfiſchjäger die Unterſuchungsſchiffe auf dem Wege dahin; aber ſeitdem hat man nichts von ihnen gehört. Der Hauptmann Johnſon vom Schiffe Cambrian ſegelte im Jahre 1819 ſechzehn Deutſche Meilen weit in den Sund hinein, fand ihn einige Meilen breit, und ſah, ſo weit das Auge reichte, offenes Waſſer vor ſich. — Vielleicht iſt dieſes eine Straße zwiſchen dem Baffins- und Hudſonsbuſen, vielleicht führt ſie in's nördliche Polmeer. Die Zukunft mag hierüber entſcheiden.

hinunter. Mit fünf hundert Faden fiel ſie etwa einen Faden in der Secunde; die Zeit nahm allmählich zu, und bey 1000 Faden fiel ſie in anderthalb Secunden nur einen Faden; weil ſie immer leichter ward, indem das Waſſer ſie mittrug. Über die Kälte des Waſſers ſtellten wir auch mehrere Verſuche an, und fanden, daß bis 1000 Faden tief, ſo weit wir den Wärmemeſſer brachten, die Kälte des Waſſers mit der Tiefe zunahm; doch kann dieſes nicht als ein allgemeines Geſetz betrachtet werden. Den 8. waren unſere Vorräthe von Pflanzenſpeiſen zu Ende; darum ließ ich ſtatt des geſalzenen Fleiſches getrocknetes und Suppe geben, um den Scharbock zu verhindern, und die Mannſchaft friſch und geſund zu erhalten. Das gelang mir auch während der ganzen Reiſe; aber ich verwandte darauf beſondere Aufmerkſamkeit. Mußten z. B. die Matroſen Tag und Nacht arbeiten, ſo erhielten ſie zu Mitternacht eine außerordentliche Beköſtigung, gewöhnlich aus Pökelfleiſch beſtehend, und ich fand, daß dadurch der Schlaf erſetzt ward. Oft wurden ohne nachtheilige Folgen drey Mahl vier und zwanzig Stunden ſo ohne Schlaf zugebracht. Aber gerade die beſtändige Thätigkeit war das beſte Mittel gegen den Scharbock und andere Krankheiten. Die Säfte kamen dadurch gehörig in Umlauf, und Erkältungen hoben ſich ſo am leichteſten. Wenn die Matroſen naß wurden, was ſich häufig ereignete, mußten ſie ihre Kleider wechſeln. In regenhaftem Wetter hatten ſie Kappen von Segeltuch mit Flanell gefüttert. Dieſe hielten Hals und Bruſt warm, und waren ſo eingerichtet, daß ſie breit um die Schulter ſchlugen und ſo den Regen ableiteten.

Man hat ſich in dieſen Gegenden ſehr vor Erkältung in Acht zu nehmen, da durch die vielen Eismaſſen viele Nebel ſich bilden, und das Wetter deßhalb außerordentlich veränderlich iſt. Dieſe beſtändige Wetterveränderung iſt viel nachtheiliger als der Froſt, der oft in Grönland in dieſer Jahreszeit noch gering iſt, wo man ihn ſehr ſtreng erwarten ſollte. Erſt mit dem neuen Jahre pflegt er ſtreng zu werden, und im Eismonathe und Lenzmonathe (Februar und März) ſeine volle Kraft zu äußern. Da verwandelt er den Rauch im Schornſteine zu Eis; die Ausdünſtungen des Menſchen legen ſich als Eismaſſe an die Stubenwände an, wie bey uns an die Fenſterſcheiben, und dicht bey der Feuerung erſtarrt der Athem und verwandelt die weichen Betten in eiſige Maſſen. Das Meer raucht dann gewaltig, weil es wärmer iſt als die Luft. Dieſer Meerdampf gefriert zu kleinen Eisnadeln, die der Wind über das Land treibt, und wer dann ausgeht, hat viel davon zu leiden. Wohl den Grönländern, die jetzt mit Lebensmitteln verſehen ſind; denn die Meeresbuchten, ihre eigentlichen Erntefelder, frieren zu, und wer her-

aus geht, verliert leicht Naſe, Füße und Hände durch den Froſt. Nicht immer iſt der Winter gleich ſtreng; ſtrenge Winter erzeugen jedes Mahl Hungersnoth in Grönland. — Erſt im Brachmonathe thauet die Oberfläche des Bodens auf; bis Ende desſelben ſchneyt es, und im Erntemonathe kommt ſchon wieder neuer Schnee, der doch ſelten recht hoch liegt, weil Wind und Sonne ihn wieder vertreiben. In den langen Sommertagen iſt es oft in den Thälern, die gegen die See verſchloſſen ſind, ſehr warm; allein genießt man eben die Wärme, ſo kommt ſchon wieder Nebel, oder Eisſchollen bringen Kälte mit. Der Nebel iſt oft ſo niedrig, daß man bis an die Bruſt darin geht, während der Kopf von der Sonne beſchienen wird.

Es iſt eine alte Erfahrung, die ſich auch im Jahre 1820 wieder beſtätiget hat, daß, wenn in Europa der Winter ſtreng iſt, er in Grönland ſich ſehr gelinde zeigt, und umgekehrt. Wahrſcheinlich rührt dieſes von der Richtung her, die das Eis vom Nordpol nimmt. Geht es ſüdoſtwärts, ſo bringt es die Kälte nach Europa; geht es ſüdweſtwärts, ſo kommt es nach Oſt-Grönland, und geht durch die Davisſtraße in den Baffinsbuſen. In den Jahren 1739 und 1763 zeigte ſich dieſes ſehr auffallend.

Obgleich aber viele Nebel in Grönland herrſchen, ſo iſt die Luft doch nicht ungeſund. Wer ſich warm kleidet, mäßig trinkt und ſpeiſet, und dabey den Leib gehörig bewegt, wird in Grönland nicht leicht krank. Die Augen leiden am erſten, weil ſie ſo wenig Grün und ſo viel weißen, glänzenden Schnee haben. Es herrſcht in Grönland mehr Südwind als Nordwind. Die Herbſtwinde ſind außerordentlich ſtark, ſo daß man ſich oft auf den Bauch legen muß, um nicht von ihnen umgeriſſen und fortgeſchleudert zu werden. Von Gewittern weiß man faſt gar nichts; den Blitz ſieht man bisweilen, aber den Donner hört man nicht. Von feuerſpeyenden Bergen weiß man nichts, obgleich das Land, ſo weit man es kennt, bergig und felſig iſt.

Den 10. des Herbſtmonathes (September) ward eine kleine Inſel entdeckt, und ein Boot abgeſchickt, um ſie in Beſitz zu nehmen. Man fand, daß ſie kürzlich bewohnt geweſen ſey; denn es waren Überbleibſel von einer Wohnung da; eine Feuerſtelle, ein zerbrochenes ſteinernes Gefäß, ein Stück von einem Menſchenſchädel, einige Robbenknochen, halbverbranntes Holz und ein Theil von einem Schlitten. Auch ſah man Spuren von Hunden, und beſonders zuſammengelegte Steine. Die Inſel ward Agnes Denkmahl (Monument) genannt, und liegt in einer Bucht. Während die Böte die Inſel unterſuchten, ſchwammen zwey große Bären auf die Schiffe zu, wandten ſich gegen den Alexander, und wurden augenblicklich von den Bö-

ten dieſes Schiffes angegriffen und getödtet. Einer, der durch den Kopf getroffen war, ſank unglücklicher Weiſe unter; der andere fiel, als er ſich verwundet fühlte, die Böte an, ward aber überwältiget und nach der Iſabella gezogen. Dieſes Thier war von der Schnautze bis zum Schwanze ſieben Fuß acht Zoll lang, bey den Vorderbeinen ſechs Fuß dick und 1131½ Pfund ſchwer.

Der weiße oder Eisbär (Ursus maritimus oder albus) kommt in allen Nordländern, mit Ausnahme von Norwegen, Lappland und Kamtſchatka, vor, wird gegen zehn Fuß lang, beſitzt einen gelblich-weißen, zottigen Pelz, hat faſt einen Hundekopf, iſt plump, mit Tatzen verſehen, kann ſich auf den Hinterfüßen aufrichten, und durchſchläft den Winter in Höhlen. Sein Fleiſch wird von mehreren Völkern gegeſſen, und ſein Fett, das weiß und zart iſt, als Thran gebraucht. Er ſchwimmt ſehr gut, kann lange untertauchen, und fällt, ſobald er ſehr hungerig oder verwundet iſt, Alles an. Gewöhnlich laufen die weißen Bären fort, wenn ſie ein Geräuſch von Menſchen hören. Oft erklimmen ſie die höchſten Eismaſſen, um Seehunde oder andere Speiſe auszuſpüren, und iſt ihnen der Wind entgegen, ſo wittern ſie weit ihren Fraß. Beym Laufen tragen ſie die Naſe darum auch in der Höhe. Bey ſtarkem Hunger brummen ſie laut. Die Überbleibſel von den Wallfiſchen — die Kränge — werden ihnen gewöhnlich zu Theil; den Waſſervögeln ſaufen ſie die Eyer aus, und ſtellen auch ſelbſt den Vögeln nach; ja ſie ſcharren die Grabmähler an den Küſten auf, greifen im Frühjahre die Wohnungen der Grönländer an, und ſuchen ſie einzureißen, wenn ſie Seehundefett wittern. Dabey verlieren ſie oft, nicht ſelten aber auch ein Grönländer, das Leben.

Die Bärenjagd iſt überhaupt gefährlich; denn trifft der Schuß nicht, ſo fällt das Thier in der Regel ſeinen Gegner an. Selten wagt es in Grönland darum Jemand, allein den Bären anzugreifen, und man ſucht ihn in die Bauchweichen zu treffen. Sonderbar iſt es, daß ſich dieſes Thier vor der Peitſche fürchtet. So war vor einigen Jahren in Grönland ein Jäger den übrigen voran geeilt, ſchoß nach einem Bären, verfehlte ihn, und ward von demſelben angefallen. Die andern Jäger kamen nach, wollten nicht gern ſchießen, um nicht vielleicht den Jäger mit zu erſchießen; da ging ein Grönländer mit ſeiner Peitſche heran, verſetzte dem Bären einige Hiebe, worauf er ſogleich den unter ihm liegenden Jäger verließ, der ſo mit einigen leichten Biſſen in den Arm noch glücklich gerettet ward.

Am Morgen des 11. kam uns ein großer Eisberg zu Geſicht, größer als wir je einen entfernt vom Lande geſehen hatten. Ich ſchickte ein Boot dahin ab. Die Bootsleute hatten Mühe, einen Landungsplatz zu finden; ſie trafen die Wände überall ſenkrecht an.

Nachdem ſie faſt ganz herum gefahren waren, fanden ſie einen Schlupfhafen, wo ſie bequem landeten. Als ſie den Gipfel erſtiegen hatten, der vollkommen flach war, empfing ſie ein weißer Bär, der ruhig auf der Eismaſſe hauſete. Da einige Feuergewehre feucht geworden waren, ſo verging einige Zeit, ehe die Bootsleute ſich zum Angriffe rüſten konnten. Der Bär wartete das ruhig ab; doch kaum rückten die Bootsleute gegen ihn an, ſo ſchlug er ſeinen Weg nach der andern Seite des Eisberges ein, und ſchien die Überlegenheit der Angreifer anzuerkennen. Die Bootsleute hatten auf keinen andern Ausweg, als den Landungsplatz, gerechnet, und darum nur den wohl beſetzt; aber zu ihrer höchſten Verwunderung ſtürzte das Thier den ſteilen Rand herab, fünfzig Fuß tief, in die See, und entkam. Der Eisberg war 5600 Ellen lang, 5255 Ellen breit, ein und fünfzig Fuß hoch über dem Waſſer und lag auf ein und ſechzig Faden Grund. Den 12. und 13. ſchifften wir mitten in den Eingang zum Baffinsbuſen in die Davisſtraße hinein, bis fünf und zwanzig Meilen von der Küſte, unter dem 70. Grad 40 Minuten Breite, und mittelten dadurch aus, daß es keine Jakobs-Inſel (James-Island) gebe, die auf vielen Karten ſteht. Hier trafen wir auf einem Stück ſchwimmenden Eis, über zwanzig Meilen von der Küſte entfernt, einen Bären. Den 21. ſegelten wir vom Vorgebirge Walſingham noch ein Mahl in die Davisſtraße, und kamen faſt in die Gegend, wo wir den 7. des Brachmonathes (Juny) geweſen waren. Hier konnte alſo auch die Jakobs-Inſel nicht liegen. Die Breite der Davisſtraße beträgt vom Vorgebirge Walſingham hinüber nach Grönland, wo gerade die ſchmalſte Stelle iſt, fünf und dreyßig Meilen.

Den 23. des Herbſtmonathes ſahen wir Abends um 10 Uhr den erſten Nordſchein nach Süden hin. Zuerſt war der Geſichtskreis ſo erleuchtet, wie beym Auf- und Niedergehen des Mondes hinter einer Wolke, oder wie bey einer großen Feuersbrunſt. Bald darauf ſchoſſen Strahlen in Bündeln ſenkrecht hinauf. Darauf wendete ſich der Nordſchein nach Südoſt, ohne Strahlen zu ſchießen, und verſchwand. Um Mitternacht fuhr ein Glanzſchein gleich einer Rakete vom Scheitelpuncte nach Morgen hin. Den 26. ſahen wir zum zweyten Mahl Abends um 9 Uhr den Nordſchein, ſehr leuchtend in jedem Puncte der Entfernung, und Bündelſtrahlen von jeder Seite nach dem Scheitelpuncte hinſchießend. Zuerſt ſchien der Nordſchein durch einen Nebel; allmählich aber verzog ſich derſelbe, der Glanz erhöhte ſich, die Sterne funkelten und keine Wolke war zu ſehen. Um 11 Uhr verminderte ſich der Glanz, und Nebel bezog den Himmel wieder. Am nächſten Morgen ſahen wir den Nordſchein von neuem und ſehr ſchön. Den 28. und 29. des Herbſtmonathes zeigten ſich dieſelben Er-

ſcheinungen. Am ſchönſten war der Nordſchein am 1. des Weinmonathes. Wir ſahen ihn in Süd-Süd-Weſt zu Süd-Süd-Oſt. Um 9 Uhr verbreitete ſich die Erleuchtung von SW. rund um zu SO. nach NO. in der Form eines Bogens, der 18 Grad hoch und 3 Grad breit war. Unter dem Bogen ſah man eine große Dunkelheit, durch welche die Sterne eben ſo hell ſchimmerten, als durch die leuchtenden Theile. Kleine Bündel von ſcharfgeſpitzten Strahlen ſchoſſen von allen Theilen des Berges nach der Höhe. Gegen 10 Uhr ging der Bogen mehr nach Weſten über und verſchwand. Den 6. des Weinmonathes erblickten wir plötzlich 5 oder 6 Minuten hindurch den ganzen Himmel erleuchtet; vielleicht war dieſes der Nordſchein im Scheitelpuncte. Den 8. und 17. ſahen wir ihn ebenfalls. Den 17. begann er um 8 Uhr Abends in zwey zugewandten Bögen, wovon der kleine die ſchönſten Strahlen ſchoß. Um halb 9 Uhr verſchwanden die Bögen, und man erblickte nördlich einen andern Bogen vom höchſten Glanze, ſo daß ſein Mittelpunct durch den Polſtern ging, und die Enden nach Morgen und Abend reichten. Die Strahlen hatten alle die Regenbogenfarben. Bald brach der Bogen, und der Nordſchein hüpfte umher, blitzte ſchön im nordweſtlichen Theile des Himmels und drehte ſich südwärts. Der Mond war wolkenfrey, und zuweilen ſah man den Nordſchein vor ihm vorübergehen und ſeinen Glanz verdunkeln. Aus allen dieſen Beobachtungen erhellet, daß der Nordſchein oft unten an der Erde ſich ereignet; daß er nicht allein um den Pol iſt, ſondern auch in bedeutenden Entfernungen davon, weil er uns unter dem 65. bis 71. Grad nördlicher Breite oft ſüdlich ſtand. Leider waren wir niemahls, wenn wir die Nordſcheine ſahen, in der Lage, daß wir hätten Beobachtungen mit dem Bernmeſſer (Elektrometer) anſtellen können, und wir müſſen es alſo dahin geſtellt ſeyn laſſen, zu beſtimmen, wie weit die Bernkraft (Elektricität) bey dem Nordſcheine mitwirke oder nicht. Außer dieſen Beobachtungen des Nordſcheines both unſere Reiſe bis zum 30. des Weinmonathes, wo wir wieder in Shetland ankamen, wenig Merkwürdiges dar. Wir beſchaueten von dem Schiffe aus einige Küſten, lotheten oft, hatten Sturm und gutes Wetter, verloren ein Boot, und ſahen viele Eismaſſen, ſelbſt zwiſchen dem Vorgebirge Farewell und Shetland, und waren bis zu den Feroe-Inſeln gewöhnlich von Sturmvögeln begleitet.

Das Vorgebirge Farewell, obgleich die ſüdlichſte Spitze von Grönland, iſt keinesweges gefahrlos in Abſicht des Eistreibens. Im Jahre 1777 verunglückten hier viele Menſchen. Es wurden nähmlich zehn Grönlandsfahrer unter dem 76. Grad der Breite im Brachmonathe dieſes Jahres ganz von Treibeis eingeſchloſſen. Stürme trieben dieſes Eis gewaltſam nach Süden, und mit dem Eiſe die

Schiffe. Eines zertrümmerte nach dem andern; jedoch rettete ſich gewöhnlich die Mannſchaft auf die noch übrigen Schiffe; ſo daß das letzte die Leute von zehn Schiffen enthielt. Dieſes letzte zerſplitterte zu Anfang des Weinmonathes unweit des Vorgebirges Farewell, und die Schiffbrüchigen erreichten die Grönländiſche Küſte auf Kähnen und Eisſchollen. Sie theilten ſich in zwey Haufen, der eine ſuchte geraden Weges, der andere an den Küſten die Däniſchen Beſitzungen zu gewinnen. Von dem erſten Haufen hat man nie wieder etwas gehört; er unterlag entweder dem Hunger und dem Froſte oder den Eingebornen. Der andere kam nach unſäglichen Mühen und Gefahren im Lenzmonathe des folgenden Jahres zu Friedrichshaab an.

Den 7. des Wintermonathes (November) ſegelten wir mit günſtigem Winde aus dem Braſſa-Sund bey Shetland ab, und kamen den 16. in London an; Alle geſund und wohl, und mit dem Bewußtſeyn, nach Kräften das Unſerige gethan zu haben, um eine nordweſtliche Durchfahrt zu entdecken, die wir freylich nicht fanden.

Hat unſere Reiſe in dieſer Beziehung keinen günſtigen Erfolg gehabt, ſo iſt ſie wenigſtens ein Beleg dazu, wie ſchwer es hält, in den kalten Himmelsſtrichen Durchfahrten zu entdecken, und wie unſicher ſelbſt ſolche Durchfahrten, hat man ſie auch entdeckt, immer bleiben werden, da das Eis ſo oft den Schlüſſel zu ihnen raubt. In einer Gegend, wie Grönland und der Baffinsbuſen, erſcheinen offenes Meer und ſichere Durchfahrten als ein ſehr großes Gut; ſie ſind gleichſam die höchſten irdiſchen Wünſche der Grönländer und der dortigen Europäer. Darum haben auch Beyde Sagen und Erzählungen von ſolchen Straßen, die jetzt, und das vielleicht ſeit vielen Jahrhunderten, vielleicht auf immer verſtopft geweſen ſind. Das Eis bildet hier eine feſte Erdmaſſe, wie im Innern Afrika's der Sand ein Landmeer. Eis, Schnee, Waſſer, Luft und Erde ſcheinen gegen die Pole hin näher mit einander verwandt zu ſeyn, als anderswo; die Luft liegt oft ſo dick auf dem Waſſer, daß man kaum recht weiß, wo erſtere aufhört und letzteres anfängt; und das Waſſer bildet als Eis Eilande und Vorlande, die eben ſo gut von lebendigen Weſen bewohnt werden, wie unſere Berge und Ebenen.

Man behauptet, daß es drey bis vier Durchfahrten von Oſt-Grönland nach Weſt-Grönland gegeben habe, wovon auch drey auf unſerer Karte angedeutet ſind; zwey bis drey zwiſchen dem 60. bis 63. Grad, und die nördlichſte unter dem 68. Grad. Ja durch eine ſoll Forbisher im Jahre 1576 geſegelt ſeyn, woran jedoch ſehr zu zweifeln iſt. Cranz gab ſich viel Mühe, dieſe Straße näher kennen zu lernen; er fand die Gegend, wo dieſelbe nach Ausſage der Grönländer ſeyn ſollte, tiefer und mit Eisſchollen belegt, und hörte ein

entſetzliches Praſſeln und Krachen im Eiſe. Späterhin ſah er wirklich offenes Waſſer im Lande, das von der See durch ein großes Eislager getrennt war. Dieſes Eislager bildet viele Wölbungen über dem Waſſer, und glich darum einer großen Brücke mit vielen Bogen und Pfeilern. Die Brücke war vier Meilen lang und eine Meile breit, und manche Wölbungen 20 bis 60 Ellen hoch; aber die Grönländer wagten doch nicht unten durchzufahren. Zur Ebbezeit trieb viel Eis aus den Wölbungen in's Meer. Das Waſſer jenſeits der Brücke war zehn Meilen lang und eine Meile breit. Man nennt die Brücke vorzugsweiſe die Eisblink, weil der weiße Glanz von derſelben ſehr weit bemerkt wird. Allein, ſo tief auch das Waſſer in's Land hinein ging, ſo iſt damit noch immer nicht bewieſen, daß es eine Durchfahrt nach Oſt-Grönland ſey. Cranz machte ſchon vor 70 Jahren die Entdeckung des Waſſers hinter dem Eiſe; ſeitdem hat man gewiß in Grönland nicht ganz unterlaſſen, aufmerkſam auf dieſen wichtigen Gegenſtand zu ſeyn, und man weiß heut zu Tage von jenen Durchfahrten weiter noch nichts. Was läßt ſich nun von noch nördlicheren Durchfahrten hoffen! Kommt auch ein Schiff in einem Jahre eine Strecke da hinein, kann man ſicher ſeyn, daß im künftigen Jahre dieſelbe noch fahrbar iſt? Welchen Nutzen wird aber der Schifffahrt eine Straße bringen, die vielleicht alle 10 bis 20 Jahre ein Mahl ein Schiff durchläßt, und dieß noch unter großen Gefahren!

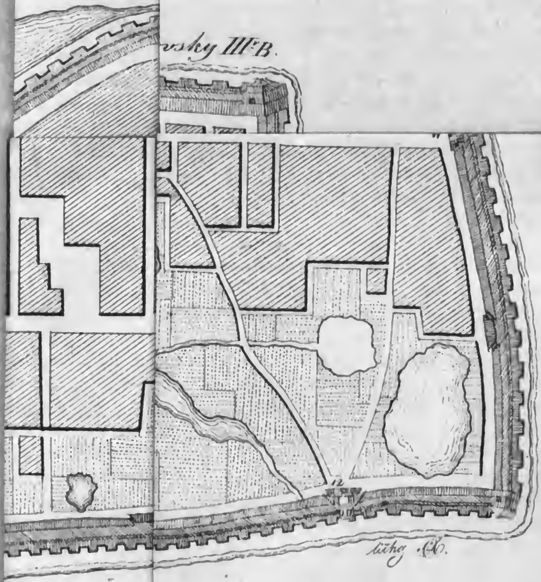
Zu wünſchen bleibt es aber immer, daß man auch die Polgegenden näher unterſuche und erforſche. Der Menſch ſoll die Schöpfung, ſo weit es nur möglich iſt, erkunden. In's Innere der Erde, in die öden Sandgegenden des Südens und in die ſtarren Polfelder ſoll er vordringen; und erreicht er auch nie die Angeln der Erde, ſo iſt jedes Beſtreben, die Schöpfung näher kennen zu lernen, wenn es mit chriſtlich frommem Sinne geſchieht, ſchon an ſich eine Gottesverehrung.

Nachſchrift.

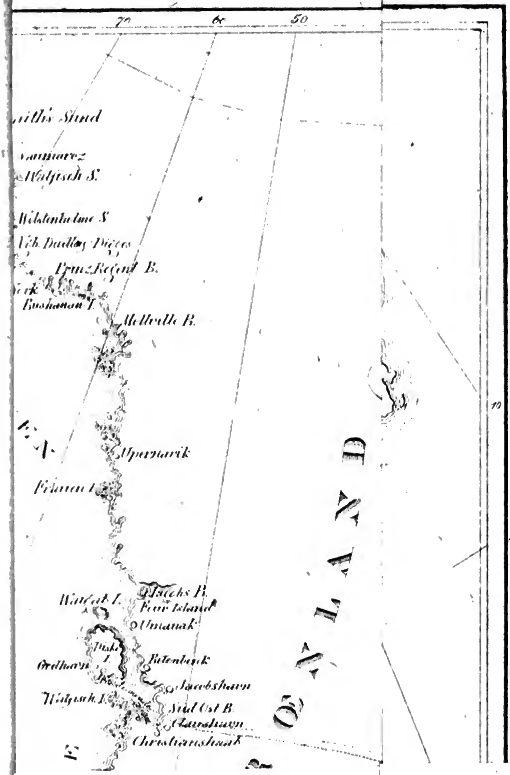
Der Lieutenant Parry, welcher im Frühjahre 1819, zur nähe-
ren Erforſchung des Lancaſter-Sundes, mit den Schiffen Hekla und Griper ausgeſendet war, kehrte im Herbſte 1820 zurück, und berichtete ſchon, vor ſeiner Zurückkunft, durch Wallfiſchjäger, Folgendes:

„Es iſt Sr. Majeſtät Schiffen unter meinem Befehle gelungen, eine Durchfahrt durch den Lancaſter-Sund in das Polmeer zu entdecken, und während des Sommers vom Jahre 1819 bis zu $112\frac{1}{2}$ Grad Länge weſtlich von Greenwich unter dem 74. und 75. Grad nördlicher Breite vorzudringen. In dieſem Raume ſind zwölf Inſeln entdeckt worden, die wir zu Ehren Sr. Majeſtät die neuen Georgs-Inſeln genannt haben. Die Schiffe überwinterten in einem Hafen an der Südſeite, der größten dieſer Inſeln (Melville-Inſel genannt) unter dem 74. Grad nördlicher Breite und 110 Grad weſtlicher Länge, worauf ſie ſodann beym Brechen des Eiſes im Frühjahre weſtwärts vordrangen. Auf der Süd-Weſtſeite der Melville-Inſel fanden wir indeſſen 16 Tage hindurch, daß ſich das Eis täglich vermehrte, und da dieſe Zeit (nähmlich 16 Tage) ein Drittheil der Jahreszeit iſt, in welcher man die Polſee befahren kann, ſo hielten wir es für unmöglich, weiter als bis zum 113. Grad 47 Minuten vorzudringen. Damit keine Zeit verloren würde, entſchloſſen wir uns, in einer mehr ſüdlichen Breite das Vordringen zu verſuchen; allein das Eis bildete ſüdlich eine undurchdringliche Barre, worin keine Öffnung zu finden war. Die Jahreszeit rückte weiter vor, die Lebensmittel reichten zu einer zweyten Überwinterung nicht mehr hin, und in einem Schiffsrathe ward deßhalb die Rückkehr nach England beſchloſſen.“ — Somit iſt jetzt entſchieden, daß Grönland keine Halbinſel, ſondern eine Inſel oder eine in Eis zuſammengefrorene Inſelgruppe iſt. Die Möglichkeit einer nordweſtlichen Durchfahrt iſt damit, daß Grönland nicht zu Lande mit Nord-Amerika zuſammen hängt, wahr-

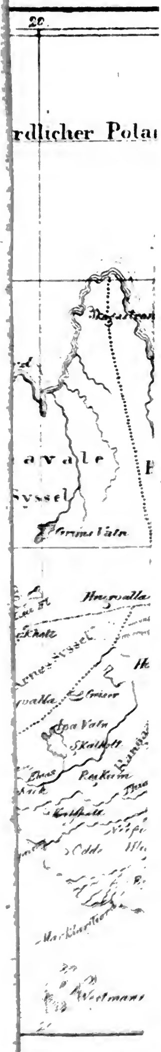
ſcheinlich geworden; aber ob je ein Schiff in die Davisſtraße einfahren, und durch die Behringsſtraße zwiſchen Amerika und Aſien zurück kehren wird, daran iſt, wegen der Eismaſſen, noch ſehr zu zweifeln. Und ſollte es auch ein Mahl Einem Schiffe gelingen; — ein Handelsweg wird ſich hier ſchwerlich bahnen. Das weiße Meer hängt mit der Behringsſtraße ebenfalls durch das nördliche Polmeer zuſammen, und doch iſt dieſer Weg nicht zu benutzen. Die Unterſuchungen muß man aber darum nicht aufgeben, und es bleibt wünſchenswerth, daß wieder andere Schiffe ausgeſendet werden. Die Fahrt in dem 20 bis 25 Meilen breiten Lancaſter-Sund, der 150 Meilen lang iſt, ſcheint keine großen Schwierigkeiten zu haben. Da der Ruſſiſche Lieutenant von Kotzebue von der Behringsſtraße aus bis zum 155. Grad vordrang, und Parry jetzt bis zum 113., ſo iſt die Frage jetzt die, ob zwiſchen dem 113. und 155. Grad offenes Fahrwaſſer ſich befinde.


vsky III B.
12

13. B.


70
60
50
10
Walfisch S.
Melville B.
Upernavik
Umanak
Jacobshavn
Claushavn
Christianshaab

Digitized by Google


rdlicher Polar
avale
Syssel
Arnes Syssel

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06220 8791

1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

A 407420